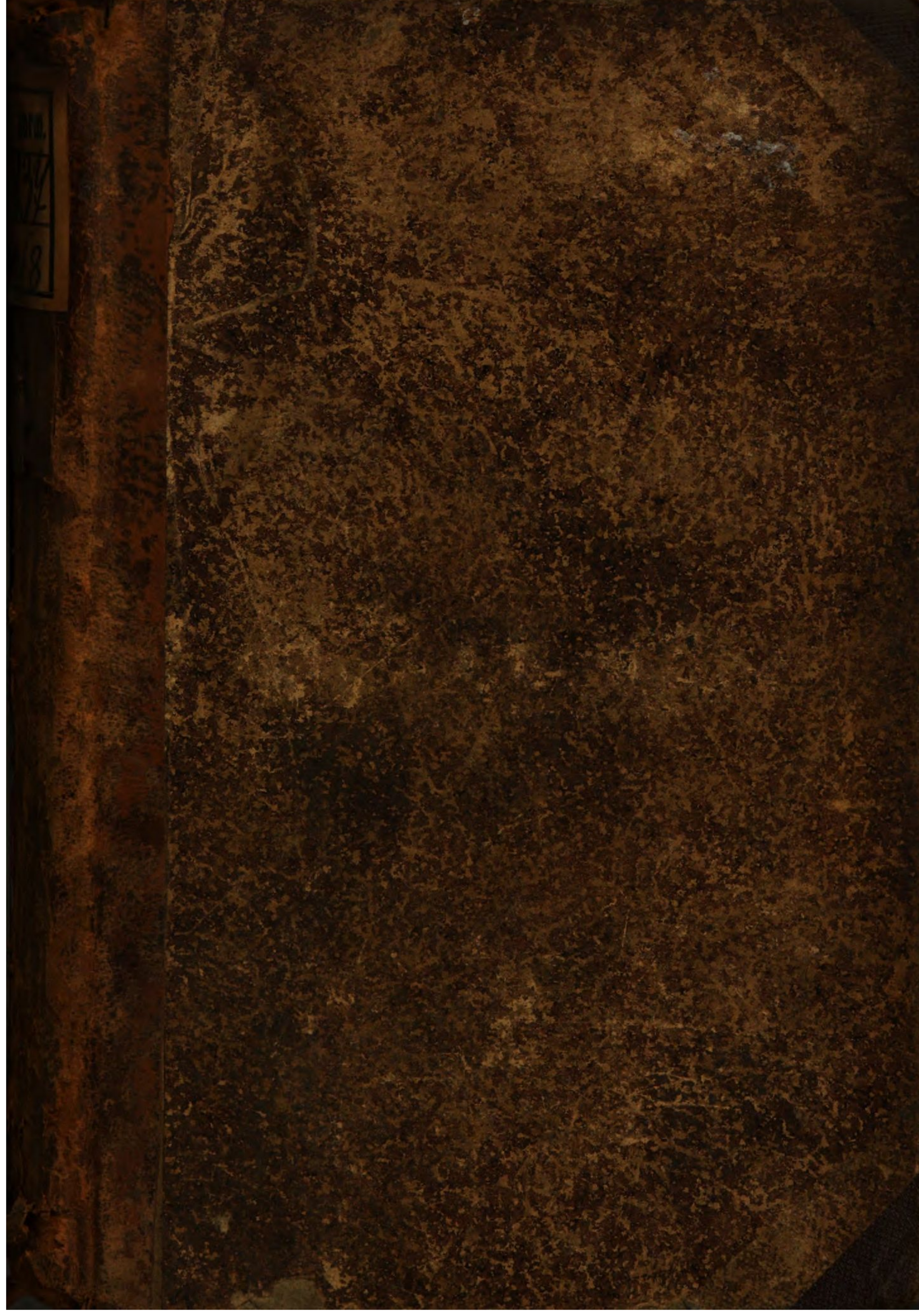

o. germ.

Mühlbach

1837 ± (8

30441

Kaiser Wilhelm

und seine Beitgenossen.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Achter Band.

Landesbibliothek Schwerin

Berlin.

Verlag von Werner Große,

Besselstraße 17.

[1874]

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Dritte Abtheilung.

Vor dem Unwetter.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Der Liebe Lust und Leid.

„Liebst Du mich, Leontine?
„Ja, Konrad, ich liebe Dich!"
„Und glaubst Du, daß das Leben mit mir Dir genügen könnte zu Deinem Glück? Du bist schön, Du bist jung, Du bist reich, Du bist ganz dazu geschaffen, die Herrin der Gesellschaft zu sein und die Huldigungen der Besten und Edelsten zu empfangen. Könige und Fürsten werden sich freudig Deine Diener nennen und werden entzückt sein, jeden Deiner Wünsche zu erfüllen, was Du nur begehren magst, wird ihnen ein Befehl sein. Gelehrte werden zu Deinen Füßen sitzen und lauschen auf die Offenbarungen der Weisheit, welche von Deinen Lippen tönen. Künstlern wirst Du das Ideal der reinen und erhabenen Schönheit sein, und sie werden Gott und Dir

danken, wenn Du ihnen erlaubst, Deine Züge festzuhalten auf ihren Bildern, Deine edle Gestalt zu ihren Statuen zu benutzen. Für Dich wird das Leben ein einziger Triumph sein und überall wirst Du wie Cäsar sagen: „Ich kam, ich sah, ich siegte.“ Sehnst Du Dich nicht zuweilen zurück nach der glanzvollen Welt, deren allmächtige Königin Du bist? Findest Du dieses Wanderleben mit Deinem armen, unwissenden, demüthigen Sklaven nicht zuweilen eintönig und langweilig, und vermißt Du nicht Dein Königreich mit seinem Glanz, seiner Pracht und seinen Triumphen?“

Er sagt das zu ihr, während er zu ihren Füßen liegt und ihre beiden Hände in den seinen haltend, zu ihr aufschaut mit den großen, schwarzen Augen, die jetzt nicht düster und finster blicken, sondern strahlend und hell.

Rings um sie her ist es still geworden. Nur zuweilen geht ein leises Rauschen durch das dichte Gebüsch von Myrthen und Orangen, über denen die Dattelpalmen ihre stolzen Kronen wiegen und deren weiße Blüthen in langen Dolden herniederhängen, während um ihre dicken Stämme Lianen sich ranken und allerlei Schlinggewächse ihre prächtigen, vielfarbigen Blüthenkelche in langen Zweigen niedersenken zu dem kleinen Gewässer, das mit

leisem Gemurmel über Steingerölle von Granit seine kräuselnden Wellen ergießt. Weiter aufwärts zwischen dem Myrthen- und Orangengebüsch blitzt im hellen Sonnenglanz das Gemäuer eines zierlichen Landhauses hervor. Hinten am Horizont sieht man eine hohe Bergkette mit spitzen Zacken aus dem violetten Nebel aufsteigen bis zu dem tiefblauen Himmel.

Kein Wölkchen ist droben am Himmel und kein Wölkchen beschattet die Stirnen dieser Beiden, welche da im Myrthengebüsch ruhen inmitten der herrlichen, sonnigen Schöpfung. Zuweilen flattert ein großer Schmetterling herbei, und läßt sich, die Menschen nicht fürchtend, ganz nahe bei ihnen auf einen der Blüthenzweige der Orangen nieder. Und die Sonne spielt auf seinen großen, weit geöffneten Flügeln, daß sie in den köstlichsten Farben schimmern, als wären es Blumen.

Dann und wann hebt sich aus dem Myrthengebüsch ein vielfarbiger Kolibri empor und setzt sich nahe bei dem Schmetterling nieder, und auch auf seinem glänzenden Gefieder strahlt die Sonne, und er funkelt in allen Farben, als wäre es ein lebendiger Brillant.

Aus der Ferne vernimmt man zuweilen einzelne Töne irgend eines melancholischen Liebesliedes, das

vielleicht einer der schwarzen Sklaven, die im Garten beschäftigt sind, als Erinnerungsgruß an die ferne Heimath ertönen läßt.

Es ist ein Stück Paradies, welches die Beiden, die im seligen Frieden hier neben einander ruhen, umgiebt, und die Heiterkeit und der selige Frieden und die Reinheit des Paradieses strahlt aus ihren Gesichtern.

Leontine neigt sich zu ihm nieder und schaut ihm tief in das edle, schöne Angesicht.

„Zweifelst Du an mir?" fragt sie als Antwort auf seine Frage. „Zweifelst Du an mir oder an Dir?"

„Nicht an Dir und Deinem großen Herzen," erwidert er, ihre Hand küssend. „Aber an meiner Würdigkeit zweifle ich, Leontine, zweifle, ob ich es verdiene, von Dir geliebt zu werden, und ob nicht ein Tag kommen wird, da Du das empfindest und da Dein Herz erkaltet."

Sie läßt ihre kleine, weiße Hand zärtlich kosend über sein braunes Haar und seine hohe weiße Stirne gleiten.

„Armer, geliebter Freund, Du hast also die wahre Liebe einer Frau niemals kennen gelernt, da Du zweifelst an ihrer Dauer? So höre denn: ich liebe Dich. Weißt Du, was das heißt? Das heißt,

Du bist für mich das Glück, die Welt, die Seligkeit und die Ewigkeit."

„Nun, Leontine, wenn es so ist, wenn ich Deine Welt bin, wie Du die meine, dann laß uns bei einander bleiben in dem seligen Frieden dieser Welt, welche unser ist und in welche die Menschen mit ihrem Gift und ihrer Bosheit nicht eindringen können. Laß uns bleiben hier in dieser Stille, in diesem Frieden. Was kümmert uns die Welt da draußen, wenn wir beieinander sind. Was können die Menschen uns geben an Glück, das wir nicht selber besitzen? Seit ich Dich habe und kenne, ist mir das Leben wie ein einziges, herrliches Gedicht. So laß es uns austönen und ausleben dieses reine, himmlische Gedicht, bis der Tod einst den letzten Reim, das letzte Wort von unsern Lippen küßt. Laß uns hier bleiben, Leontine! Du weißt, morgen ist unsere Frist beendet und das Schiff wartet mein drunten im Hafen. Morgen soll ich hinaussegeln der Heimath zu. Doch laß uns hier unsere Heimath finden, Leontine, da Du sagst, daß Du der Welt nicht bedarfst. Wisse es, daß meine Welt zu Deinen Füßen ist, und daß ich keine anderen Wünsche hege, als zu leben in dieser Welt der Unschuld und Liebe. Willst Du, Leontine? Glaubst Du, daß Du dieses Opfers fähig bist? Glaubst Du,

daß es Dir genügen kann, an meiner Seite so durch das Leben zu gehen?“

Sie neigt sich tiefer zu ihm nieder und ein Ausdruck erhabenen Friedens, seligen Glückes strahlt aus ihrem schönen, edlen Angesicht.

„Willst Du?“ fragt er leise, ganz entzückt zu ihr aufblickend.

Nun schwindet der Glanz der Seligkeit aus ihren Augen und von ihrer Stirn und sie schüttelt leise das Haupt.

„Nein, ich will nicht, Konrad, will es nicht um Dich, will es nicht, weil ich nicht will, daß Deine Liebe zu mir erstirbt und endet, — und das würde sie, Konrad. Der Mann gehört dem Leben, gehört der Welt und der Thätigkeit, und die Liebe des Mannes stirbt in der Thatenlosigkeit. Jetzt würdest Du vielleicht noch ein paar Tage der Zufriedenheit und des Glückes haben. Aber nachher, mein Freund, nachher würdest Du bereuen. Ich weiß wohl, Du willst mir jetzt sagen, daß das niemals sein kann. Aber siehst Du, ich kenne das Leben, ich habe auch seine Schattenseiten gesehen, und ich weiß, mein Freund, daß alles Glück schwindet, auch die Liebe, wie ich fürchte, wenn man nicht weise es versteht, sie zu pflegen, als wäre es eine himmlische Blume, die man zu rechter

Zeit im Sonnenglanz aufblühen und dann im kühlenden Schatten bergen muß. O, glaube es mir, mein vielgeliebter Freund, man muß weise sein und sich freiwillig verbannen aus dem Paradiese, ohne es abzuwarten, daß Gott uns seinen Engel der Reue sendet, welcher uns doch zuletzt austreiben würde mit seinem flammenden Schwerte. Schöner ist es, daß man sich selbst verbannt, und dann mit seliger Lust und seliger Erinnerung zurückschauen kann in das Paradies, das man nicht verloren, sondern nur in weiser Entsagung aufgegeben hat. Du bist jung, Konrad, das Leben hat an Dich seine Anforderungen, und Du auch hast Deine Anforderungen an das Leben, an den Ruhm, an die Ehre!"

„Du, Leontine, bist meine Ehre, bist mein Ruhm und mein Leben. Ich will nichts Anderes, als Dich und begehre keinen anderen Ruhm, als daß einst auf meinem Grabe stehen soll: „Sie hat mich geliebt bis zu meinem Tode."

„Und ich will, daß auf meinem Grabe stehen soll: „Sie hat ihn geliebt, so heilig, so stark und fest, daß sie ihr eigenes Glück und ihre Seligkeit willig dahingab zum Opfer für ihn," erwiderte sie mit leuchtenden Augen. „Nein, Konrad, es kann und es darf nicht sein, wie Du jetzt in der seligen

Schwärmerei unseres Glückes vermeinst! Du bist nicht dazu geschaffen, in thatenloser Ruhe hier Dein Leben zu verdämmern. Du sollst und mußt hinaus in die Welt."

„Das heißt," erwiderte er mit verdüsterter Stimme, indem er von seinen Knieen sich erhob, „das heißt, Leontine, Du bist dennoch dieser Einsamkeit und dieser Stille überdrüssig und Du sehnst Dich nach der Welt."

„Verlästere nicht unser Glück und unsere Liebe," seufzte sie fast schmerzlich. Oder wenn Du es willst, so thue es heute, denn ich weiß doch, daß Du mir morgen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wenn ich Dich weniger liebte, weniger heilig, treu und rein, dann würde ich das Opfer annehmen, welches Du mir bringen willst. Aber weil ich Dich liebe wie mein schönstes und bestes Theil, darum will ich entsagen und will mich selber opfern. Wir gehen morgen zu Schiff, Konrad," sie flüstert es leise in sein Ohr, während sie ihre beiden schönen Arme um seinen Nacken schlingt und ihr Haupt an seine Schulter lehnt.

„Wir gehen morgen zu Schiff," wiederholt er traurig. „Das heißt, wir verlassen morgen das Paradies."

„Ja, das heißt es wohl," seufzt sie leise.

„Aber, ich sagte es Dir schon: besser, wir gehen freiwillig, als daß wir von der Reue und dem Ueberdruß hinausgetrieben werden."

„Glaubst Du denn, daß das jemals sein könnte," fragte er leise erbebend. „O schau doch um Dich, Leontine, was bedürfen wir denn weiter zu unserem Glücke? Schau um Dich und schau hinauf zu dem strahlenden, blauen Himmel. Dies Paradies hier kann unser sein, Du weißt, ich kann es erwerben und zu meinem Eigenthum machen. Sieh, hier können wir austönen lassen unser Dasein, als wäre es eine Aeolsharfe, in welcher der Hauch Gottes die schönsten Melodien erweckt. Und Du willst grausam sein und uns aus dieser himmlischen Poesie des Daseins aufschrecken?"

„Nicht ich, Konrad, aber das Leben ist grausam. Das Leben gönnt dem Sterblichen niemals ein dauerndes, ungetrübtes Glück, und es giebt weder für die Erde, noch für den Menschen einen ewig reinen, wolkenlosen Himmel. So laß uns denn dem Leben muthig entgegengehen! Wir wollen im Gefühl der Liebe und des Glückes stark sein und fest und nicht feig uns verbergen vor den Stürmen in irgend einem Paradieseswinkel. Wir sind Menschen und müssen das Leben tragen wie Menschen, damit auch das Glück unser Eigen

bleiben kann, wie es dem Menschen eigen sein kann. Morgen, Konrad, gehen wir zu Schiff, das Vaterland hat ein Recht an alle seine tapferen Männer und Konrad von Harbaschic wird nicht fahnenflüchtig werden. Wenn das Vaterland ihn ruft, dann wird er nicht schweigen, sondern wird, wie es dem Tapferen ziemt, mit dem Schwert in der Hand vortreten und sagen: „Hier bin ich."

„Wohl denn, es sei," seufzte er traurig. „Du willst es, so soll es geschehen. Morgen gehen wir zu Schiff."

Am nächsten Tage verließen sie das Paradies, und aus dem Hafen von Rio Janeiro steuert der österreichische Kriegsdampfer hinaus in das tiefe, blaue Meer.

Sie stehen Hand in Hand oben auf dem Deck und schauen zurück auf das verdämmernde Ufer, auf den hohen „Zuckerhut," der zuletzt noch gleich einer violetten Wolke am tiefblauen Himmel sich abzeichnet. Und dann umgiebt sie wieder das heilige, große Meer; ringsum in unermeßlicher Weite, und Himmel und Erde einen sich am fernen Horizont. Es dünkt Leontinen, als schwebe sie an seiner Hand nun wieder hinein in den Himmel, der zu ihren Füßen sich wiederspiegelt, als wären Himmel und Erde nur Ein Raum für

sie Beide. Es ist eine schöne Meerfahrt. Kein Sturmesgebrause, kein düsterer Himmel die langen schönen Tage und Wochen.

Nur auf der hohen Stirne Konrads zeigen sich Schatten und Wolken, und nur in seinen Augen trübt sich zuweilen der Glanz, wenn er bedenkt, daß sie mit jedem Tage sich mehr der Heimath nähern. Für ihn giebt es fortan nur Eine Heimath, das ist ihr Herz. Er lebt wie in einem goldenen Traum, und er möchte, daß dieser Traum nie endet und daß er nie zum Leben wieder erwache und zur Wirklichkeit!

Aber er weiß doch, daß er das thun muß, sobald sein Fuß wieder die Erde betritt. Alles hat er vergessen in diesem glückseligen Jahr, Alles, den Verrath und den Treubruch und auch seine Rache und seinen Zorn. Und Alles das wird wieder aufleben in ihm, wenn sein Fuß die Erde betritt, und wenn Sie nicht mehr an seiner Seite sein wird als der Friedensengel seines Daseins.

Er hat heute zum ersten Mal wieder der Vergangenheit gedacht. Je näher sie der Heimath kommen, desto mehr schwinden die Sonnenstrahlen aus seinem Gemüth, und er erinnert sich Alles dessen, was gewesen, und die Schatten senken sich tiefer auf seine Stirn.

Leontine hat diese Schatten beobachtet während des ganzen Tages, und sie weiß, was sie bedeuten, aber sie ehrt sein stummes Nachdenken und wagt nicht, mit irgend einem Trostwort seine Erinnerungen beschwichtigen zu wollen.

Als die Nacht sich endlich herniedergesenkt hat und als es still geworden auf dem Schiff, als die Offiziere sich in ihre Kajüten begeben und Niemand mehr auf Deck ist außer dem Steuermann und dem Schiffsjungen droben im Mast, da nimmt Leontine die Hand des Kommandanten und steigt mit ihm hinauf auf das Oberdeck.

Dort auf der kleinen Bank am großen Mast setzt sie sich mit ihm nieder, aber sie sagt kein Wort. Da sitzen sie, Hand in Hand, und schauen miteinander hinaus in die Nacht, hinauf zum Himmel.

Es ist eine wundervolle, tiefe Nacht, wie nur der Süden sie kennt, tief dunkel und doch von bläulichem Licht erhellt. Der Himmel übersäet mit Milliarden von Sternen, die funkelnd und glitzernd und leuchtend sich wiederspiegeln drunten im Meer.

Sie fahren mit günstigem Wind und man hat alle Segel aufgespannt. In dem großen Segel des Hauptmastes, unter welchem sie sitzen, bauscht der Nachtwind sich auf und läßt es zuweilen darin rauschen wie mit Geistergeflüster. Zuweilen auch,

wenn der Nachtwind mit stärkeren Backen bläst, hebt er das Segel ein wenig zur Seite und durch dasselbe schaut dann der Mond hinein und überglänzt gerade das Angesicht Leontinens.

Es ist eine wundervolle Sternennacht! Der Himmel strahlt über ihnen und leuchtet und flammt in ihren Herzen. Sie sitzen beieinander in glückseligem Schweigen, denn die Welt hat ihnen nichts mehr zu bieten in dieser Stunde. Durch den Himmel fahren sie dahin, und wie im Himmel fühlen sie sich in ihrer Liebe seliger Gewißheit.

Doch plötzlich schreckt Konrad zusammen und der Mond, welcher durch das aufgebauschte Segel seine goldenen Strahlen über das Paar ergießt, der Mond läßt Leontinen sein schmerzlich zuckendes Angesicht sehen.

„Was ist es, Konrad, was seufzst Du? Bist Du nicht glücklich? Bist Du nicht gleich mir selig in diesem Moment? Wird die Erinnerung daran nicht in Deinem Innern leuchten wie der Himmel und Alles überstrahlen, was es an Schatten und Schmerzen für uns geben könnte? Was betrübt Dich, mein Geliebter, in dieser seligen Stunde?"

„Leontine," sagt er feierlich und ernst, „morgen Abend werden wir in Marseille sein."

„Ja," erwiderte sie sanft, und auch durch ihre

Gestalt geht ein leises Beben. „Ja, morgen werden wir in Marseille sein."

„Und dann?" fragt er, und seine Frage klingt wie ein Schmerzensschrei und hallt laut und klagend durch die stille Nacht. „Und dann?"

Eine lange, feierliche Pause tritt ein.

Leontine legt ihren Arm um seinen Nacken und schmiegt sich inniger an ihn, und wie der Mond sie jetzt anschaut, sieht er zwei traurige, schmerzlich zuckende Gesichter.

„Dann werden wir uns trennen, Konrad," sagt sie nach einer langen Pause.

„Trennen," ruft er mit lauter, schneidender Stimme. „Du kannst ertragen, das zu denken, Du kannst so grausam sein, das auszusprechen?"

„Ja, ich bin grausam gegen mich selbst," erwiderte sie ruhig, „ich sagte es meinem Herzen seit langer, langer Zeit: wir werden uns trennen, denn wir müssen es."

„Und warum müssen wir es?" fragte er stürmisch und zürnend. „Bist Du nicht frei? Wer bindet Dich und was hält Dich? Wie kannst Du zu mir sagen: wir müssen uns trennen!"

„Ich kann es sagen, weil ich Dich liebe, und weil ich Dein Glück und Deine Ruhe und Deine Ehre höher halte, als mein eigenes Glück."

„Du bist mein Glück, Du bist meine Ehre und meine Ruhe," ruft er stürmisch und leidenschaftlich. „Ich habe es Dir gesagt damals in Rio, ich wiederhole es Dir noch heute: Laß uns bleiben, Leontine, wolle nicht, daß wir wieder hinausgehen in das Leben, in die langweilige, erbärmliche Welt, laß uns bleiben in dem Paradies. Ich reiste ab mit Dir, weil Du es wolltest. Sage, daß Du es zufrieden bist, mit mir in der Stille und in der Einsamkeit zu leben, und ich werde selig sein und ich werde es Dir ewig danken."

„Heute! Aber Du würdest es morgen bereuen," erwiderte sie ernst. „Ich liebe Dich zu sehr, um weichlich nur mein eigenes Glück zu bedenken. Morgen, Konrad, sind wir in Marseille und morgen werden wir uns trennen. Still, sage nicht, daß es nicht sein soll, zürne mir nicht und begehre nicht, daß ich zurücknehmen soll, was ich nach langem Kampf meinem Herzen abgerungen an Erkenntniß und Ueberzeugung. Morgen werden wir uns trennen, — oder Konrad, — oder ich werde heute sterben. Sieh, dort oben strahlt der Himmel uns entgegen mit all' seinen Sternen; sieh hinunter, auch dort unten glänzen diese Sterne, und sie werden mich aufnehmen, und sie werden über mir glänzen und leuchten, denn dort unten wird mein Grab sein,

wenn Du jetzt nicht Dich zusammenraffst im festen Muth und in starker Treue. Wenn Du jetzt nicht mir sagst: Ja, Leontine, es soll sein, wie Du es willst. Morgen werden wir uns trennen, und Gott allein weiß, auf wie lange. Morgen werden wir uns trennen, aber wir werden uns wiedersehen! Das sagt in mir die Stimme Gottes und diese wird uns sicher führen und diese wird uns nicht betrügen."

„Und warum werden wir uns trennen?" fragt er entsetzt. „Denkst Du denn so klein, Leontine, daß Du die Stimme der Welt fürchtest? Fragst Du denn nach ihrer Zufriedenheit und nach ihrem Lobe? Und wird es Dich bedrücken und beunruhigen, wenn die tugendhaften Heuchlerinnen es wagen wollen, über Dich ihre boshaften Bemerkungen zu machen? Wirst Du Dich ängstigen, der Welt Stoff zu geben zu ihrem müßigen Geschwätz und hat das Urtheil der Neider und der Böswilligen Einfluß auf Dein eigenes Urtheil?"

„Ich denke nicht an mich, Konrad," sagte sie mit sanfter Stimme. „Ich denke an Dich, an Dich allein, und ich will nicht, daß die Frau, welche Du liebst, den Böswilligen und den Lästernden Stoff gebe für ihr müßiges Geschwätz. Es soll kein Schatten auf Deinen Namen fallen. Er muß rein sein und strahlend hell."

„Kein Schatten auf meinen Namen," sagte er düster. „Du weißt doch, daß eine Wolke über meinem Leben liegt und es ewig beschattet."

„Doch diese Wolke ist nicht durch Deine Schuld heraufgezogen," sagte sie sanft, „und Du hast in Deiner Vergangenheit nichts zu bereuen. Du hast gelitten, aber Andere nicht leiden gemacht. Du hast unter fremder Schuld geduldet, aber nichts verschuldet. Fremde Schuld hat Dein Glück zertrümmert, und wir Beide wollen nicht auf diesen Trümmern eines zerstörten Glückes ein neues Gebäude aufführen. Es würde doch zusammenbrechen. Also seien wir weise, Konrad, und lassen wir uns genügen daran, daß wir einen schönen, seligen Tag gelebt haben im Paradiese. Seien wir weise und entsagen wir."

„Entsagen! Dir entsagen, Leontine?" seufzte er schmerzvoll. „Ich habe so viel gelitten, so viel des Schmerzes und der Enttäuschungen erlebt, soll ich nun noch das Größte und Fürchterlichste erleiden? Soll ich mich nun noch trennen von der Liebe selbst? Soll ich grausam und freiwillig entsagen Allem, was schön, was rein, was gut und edel ist?"

„Du sollst dies Alles in Dir tragen und in Dir bewahren, Konrad," sagte sie feierlich. „Du

sollst Dir selbst getreu bleiben, Deiner Pflicht und Deiner Mannesehre. Es soll kein Weib an Deiner Seite stehen, auf welche die Böswilligen mit Fingern zeigen und sagen können: „„„Seht, das ist seine Maitresse, und sein Weib hat Recht gethan, sich von ihm zu trennen und ihn zu verlassen.““. Man soll Dich nicht beschuldigen, Konrad, man soll Dich nicht anklagen um meinetwillen. Wir haben dem Schicksal einen sonnenhellen Tag abgekauft, jetzt werden wir leben müssen, wie alle anderen Menschen, und werden gleich ihnen wieder durch die bösen und die sonnigen Tage dahingehen. Aber wir werden glücklicher sein, als alle anderen Menschen, denn wir tragen die Erinnerung der Glückseligkeit in uns. Wir haben Beide eine Mission auf Erden zu erfüllen: Du gehörst Deinem Vaterlande, ich gehöre von nun an wieder meinen stillen Pflichten der Häuslichkeit. Die Erinnerung an Dich wird einen Glanz über mein Leben hinwerfen, und ich werde immerdar hingehen unter den Sonnenstrahlen meiner Liebe zu Dir. Wir können einander nicht angehören vor dem Gesetz.“

„Es ist wahr,“ sagte er düster, „ich bin gebannt an die Schmach und das Elend. Du mahnst mich daran.“

„Ja, ich mahne Dich daran, weil Du ein Mann

bist und Deine Pflicht erfüllen mußt. Du bist gebunden, nicht an die Schmach, sondern an die Ehre, und Deine Ehre soll rein erhalten sein, am allermeisten von der Frau, die Dich mehr liebt, als sich selber, von mir, Konrad."

„Du liebst mich nicht," sagte er erschauernd, „sonst würdest Du nicht so grausam sein."

„Gerade, weil ich Dich liebe, bin ich grausam gegen mich selbst," erwiderte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Ich entsage, ich thue es zuerst, um Dir Muth zu machen, meinem Beispiele zu folgen."

„Du jagst mich hinaus in die Wüste des Lebens," sagte er vorwurfsvoll, „Du hast den Muth, das Wort der Verbannung auszusprechen und zu sagen: Nimm wieder auf Dich die Last des Lebens und die Schmach Deines Namens. Trage Deine Ketten wieder, gleichviel, ob das Mark Deines Lebens dadurch verdorrt und Deine Seele erstarrt."

„Ich sage zu Dir, trage Deine Ketten und sei ein Mann," erwiderte sie mit lauter, fester Stimme. „Gedenke, daß fern von Dir ein Weib ist, das Dich liebt, das für Dich betet und deren Sonne und deren Glück Du allein bist. Gedenke auch daran, Konrad, daß dieses Weib Dich erwartet und daß sie hofft auf die Zukunft. Ich weiß nicht, wie es kommen kann und wie es kommen

mag, ich weiß aber, daß Gott ein gnädiger und ein gütiger Gott ist und daß, wenn er uns prüft und er uns treu befunden hat, er uns lohnen wird, was wir Gutes gethan haben in Selbstüberwindung und in Treue. Sprich nun das entscheidende Wort, Konrad, sage, daß Du thun willst, was ich von Dir begehre, daß wir uns morgen trennen. Ich werde dann besser die Kraft haben, weiter zu leben, auf Dich zu hoffen und an Dich zu denken. Sage, daß Du es nicht willst und ich schwöre es Dir bei all' den Sternen die zu uns niederschauen, ich sterbe noch in dieser Nacht und das Wasser rauscht dahin über meinem Grabe. Laß uns unsere Pflicht thun, Konrad, laß uns entsagen."

„Wohl denn, es sei," sagt er nach einer langen Pause und seine Stimme klang dumpf wie die Stimme eines Sterbenden. „Ich füge mich. Wir wollen uns trennen, morgen, wie Du es begehrst, wenn Du die Bedingungen erfüllen willst, die ich Dir stelle."

„Nenne sie," sagt sie leise, und er sieht es nicht, wie zwei Thränen langsam über ihre Wangen herniederfließen. Der Mond sieht sie, und die Sterne glänzen in diesen Thränen. „Nenne Deine Bedingungen, Konrad."

„Zuerst," sagte er mit harter, hastiger Stimme, „zuerst fordere ich von Dir, daß ich in jedem Monat einmal an Dich schreiben und bei Dir anfragen kann, ob Du Deinen Entschluß nicht geändert hast und ob Du die Meine werden willst, die Meine vor den Augen Gottes, wenn auch der Priester uns nicht segnen kann. Ich bin ein freier Mann und frei kann ich meine Liebe geben, wem ich will, ohne daß ich Treubruch übe und einen Verrath begehe. Das werde ich Dir in jedem Monat wiederholen, und ich werde warten, ob Du immer die Kraft haben wirst, mir „Nein" zu antworten. Gehst Du die Bedingung ein? Du empfängst jeden Monat einen Brief und Du antwortest mir jeden Monat?"

„Ich gehe die Bedingung ein," erwiderte sie mit sanfter Stimme.

„Meine zweite Bedingung ist diese: Du lebst nicht in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit Deines Schlosses, Du sollst leben in der Welt, damit in der Welt Du Dein Herz prüfest und erkennest, ob es treu ist. Willst Du auch diese Bedingung erfüllen?"

„Ja, ich will es, da Du es begehrst," erwiderte sie sanft.

„Und nun meine dritte Bedingung, Leontine!

Nach einem Jahre komme ich zu Dir, um Dich zu fragen: Leontine, liebst Du mich noch? Willst Du mein sein? Willst Du mir angehören? Willst Du die Menschheit verachten, und vergessen die Läster-zungen, und willst Du mit mir hinausgehen in die Welt! Nach einem Jahre komme ich zu Dir, um Dich zu fragen. Du wirst meinen Besuch annehmen, Du wirst mir in das Auge schauen und mir Antwort geben. Nimmst Du auch diese Bedingung an?"

„Ich nehme sie an. Und ich werde nun in diesem langen fürchterlichen Jahre, da ich Dich nicht sehen kann, Dich, den Liebling meines Herzens, wenigstens den Trost haben, zu sagen: er kommt zu Dir, ich werde ihn wiedersehen. Ich nehme diese Bedingung an, und ich danke Gott und Dir, mein Geliebter, daß Du sie gestellt. Nun rausche weiter durch die Wogen dahin, Du Schiff des Jammers, das uns zurückführt von den Küsten des Paradieses, nun rausche weiter, denn ein Tag wird kommen, da ich ihn wiedersehe. Ich werde leben, um diesen glückseligen Tag zu schauen."

II.

Die Erbschleicher.

Die Saat beginnt schon aufzugehen. Matthias ist ein geschickter Gärtner gewesen. Er hat die Saat des Bösen gut ausgestreut und hat bei dem Fürsten Pandomenio sowohl als bei der Gräfin von Belham gutes Ackerland gefunden! Er hat Wind gesäet und er wird Sturm erndten. Er freut sich dessen in majorem dei gloriam! Wenn er die Früchte eingeerndtet hat und sie heimbringt nach Rom, so wird sein General mit ihm zufrieden sein und er wird ihn loben, daß er ein so gutes Werk vollbracht.

Aber noch ist er nicht am Ziel, nein, noch lange nicht!

Die Saat ist aufgegangen, aber es sind nur frische, kleine Halme, welche noch unter dem zarten Fuß der schönen Baronesse Bendthorst zertreten und

noch gar leicht von ihren sonnigen, glühenden Augen versengt werden können, daß sie sterben und verwelken. Man muß bedacht sein, die Baronesse von Bendthorst nicht über die junge Saat dahinschreiten zu lassen und sie so lange fern zu halten suchen, bis daß dieselbe so kräftig und so stark ist, daß sie aufrecht stehen bleiben wird und sich, wenn die Baronesse darüber fortschreiten will, in Dornen verwandelt, welche ihren Fuß verwunden, daß sie, wenn ihre sonnigen Augen sich auf dieselbe richtet, in Feuerflammen auffprüht, welche ihr eigenes Leben verbrennen können. Man muß sehr vorsichtig sein und sehr bedächtig zu Werke gehen.

Die Gräfin Belham ist eine gute und gelehrige Schülerin des edlen und schönen Meisters Graf Matthias von Harbaschic. Ihr Blick hängt an seinem Munde mit begeistertem Ausdruck, sie trinkt jedes Wort von seinen Lippen und zeigt durch ihren Eifer, seinen Lehren zu folgen, wie sehr der Lehrer ihr willkommen und angenehm ist.

Die Gräfin Belham kennt jetzt kein größeres Glück, als die Krankenpflegerin ihres Oheims zu sein. Sie ist unermüdlich besorgt um den alten Fürsten, sie ist stets beflissen, ihn zu erheitern und der alte Fürst läßt es gern geschehen. Er

ist ganz verwundert, seine Nichte auf einmal so heiter, so anregend, so liebenswürdig zu sehen. Sie hatte sonst immer ein so verdrießliches Wesen, sie belästigte ihn mit Klagen, mit Bitten, jetzt ist sie immer freundlich, immer lächelnd, jetzt klagt sie niemals und begehrt niemals Etwas von ihm.

Sie sitzt Tage lang neben dem Divan, auf welchem er liegt und horcht mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Anekdoten und Geschichtchen, die er ihr erzählt und die sie unendlich zu amüsiren und zu belustigen scheinen, obwohl sie dieselben vielleicht von ihm zum hundertsten oder tausendsten Mal hörte. Sie läßt niemals merken, daß diese alten, abgedroschenen Anekdoten aus seiner Jugendzeit ihr bekannt sind und längst den Reiz pikanter Neuheit verloren haben. Sie lacht herzlich darüber und wenn er zuweilen inne hält und fragt, ob er ihr das schon einmal erzählt hat, so betheuert sie, daß sie es nie gehört und fleht mit zärtlichen Worten um die Fortsetzung der reizenden Geschichte.

Zuweilen überschleicht den alten Fürsten so großer Liebenswürdigkeit gegenüber doch ein leiser Zweifel, ein Mißtrauen. Dann beobachtet er seine liebe Nichte, die Gräfin Belham und er möchte auf dem Grunde ihres Herzens lesen, aber sie ist eine gelehrige Schülerin des klugen Grafen Matthias

und sie weiß, daß der Fürst sie beobachtet, und sie ist schlau und geschickt genug, sich den Anschein zu geben, als ahne sie es nicht. Sie erscheint so harmlos, als wäre dies wirklich ihre eigenste Natur.

„Weißt Du," fragte der Fürst sie einmal, „weißt Du auch, Sophie, „daß Du Nichts von mir zu hoffen hast?"

„Ich verstehe Sie nicht, mein theurer Onkel," erwiderte sie lächelnd, indem sie seine lange, knöcherne Hand in ihre kleinen, rosigen Finger nimmt und einen Kuß auf dieselbe drückt. „Ich verstehe Sie nicht. Ich habe Nichts von Ihnen zu hoffen? Ich hoffe dennoch —"

„Nun, was hoffst Du dennoch?" fragt er sie mit einem forschenden Blick aus seinen tiefliegenden Augen.

„Ich hoffe, daß Sie eines Tages doch sagen: Sophie liebt mich, liebt mich wirklich von ganzem Herzen und sie hat es mir bewiesen."

Er nickte leise vor sich hin und ein hastiger Blick fuhr über ihr lächelndes Angesicht.

„Du hoffst, daß ich das eines Tages sagen werde, d. h. Du hoffst, daß ich an diesem Tage Dich belohnen werde?"

Sie schüttelt leise das Haupt und lächelt.

„Belohnen? Sie sind der Bruder meiner Mutter, ich liebe Sie und die Liebe begehrt keinen anderen Lohn, als den sie in sich selber trägt.“

„Sehr schön gesagt! Aber weißt Du, daß ich Deine Schwester Amalie zu meiner Erbin eingesetzt habe, und daß sie das Wenige, was ich hinterlassen werde, als ihr Eigenthum zu betrachten hat?“

„Ich weiß das, lieber Onkel und ich freue mich dessen,“ erwiderte sie mit ihrem sanftesten und holdesten Lächeln.

„Wie, Du freust Dich dessen? Und weshalb?“

„Weil gerade dadurch mir die Gelegenheit geboten wird, Ihnen meine Liebe zu beweisen! Sie können mich nun nicht des Eigennutzes beschuldigen, Sie können nicht sagen: meine Nichte Sophie bemüht sich um mich, erzeigt mir nur Liebe, weil sie hofft, von mir zu erben! Nein, gerade, weil ich nun weiß, daß meine Schwester allein Ihre Erbin ist, darum bin ich so froh und unbefangen in meiner Liebe und zögere nicht mehr, Ihnen dieselbe zu beweisen, wie ich es früher that. Ich hielt mich fern von Ihnen, damit Sie mich nicht verkennen sollten, theuerster Onkel, und nicht glauben möchten, ich hätte irgend einen eigennützigen Zweck. Nun, da Sie zu meiner Freude

und zu meinem Glück für die Zukunft meiner lieben und schönen Schwester entschieden haben, nun haben Sie damit meine Liebe frei gemacht und sie darf unverhüllt Ihnen ihre reinsten Schätze darbringen! Gönnen Sie mir das, theurer Onkel, und ich bitte, denken Sie gar nicht an die Zukunft. Lassen Sie die schönen Tage, die ich bei Ihnen sein darf, so sanft und ruhig wie einen Silberbach dahin strömen und fragen wir nicht, wo er endet und sich verliert in dem großen Strom des Alls! Genießen wir die Stunden, forschen wir nicht und mißtrauen wir nicht! Wenn es Ihnen recht ist, theurer Oheim, so lese ich Ihnen wieder aus dem französischen Romane vor, der Sie gestern so amüsirte und über den Sie so herzlich lachten, wie ich es lange nicht gesehen."

„Ja, lesen wir," sagte der alte Fürst, ihr freundlich zunickend. „Es ist wahr, das ist ein amüsantes Buch, ganz im neuen französischen Styl geschrieben, oder, wie die Moralisten sagen: im frivolen Styl. Ich wundere mich eigentlich über Deinen Muth, theuerste Sophie, daß Du solche Scenen und solche Pointen mit so harmloser Miene mir vorzulesen wagst?!"

„Das kommt daher, theurer Onkel," sagte sie, mit ihren großen, wasserblauen Augen ihn zärtlich

anschauend, „das kommt daher, daß ich diese Pointen und diese Zweideutigkeiten nicht verstehe und selbst, wenn ich sie verstände, würde ich es über mich gewinnen, sie zu lesen, weil Sie sich dadurch erheitert fühlen und weil es für mich auf der Welt jetzt nur ein Glück giebt: Sie zu erheitern. —“

Graf Matthias kommt auch oft hinaus auf den einsamen Landsitz des Fürsten. Er theilt das Bestreben der Gräfin, den alten Herrn zu erheitern und zu belustigen, und wirklich, Matthias ist ein ausgezeichneter Gesellschafter und versteht es ganz vortrefflich, den Fürsten seine Leiden, seine Kränklichkeit vergessen zu machen und ihn zurückzuzaubern in die längst vergangenen Tage seiner Jugend und seiner Triumphe.

Wenn Matthias da ist, zieht sich die Gräfin Belham bescheidentlich zurück in ihr Gemach, denn sie weiß, daß ihre Gegenwart die beiden Herren nur geniren würde und sie sich dann nicht so heiter und unbefangen ihre frivolen Geschichtchen erzählen könnten.

Der Fürst ist bald so vertraulich und so offenherzig gegen den Grafen Matthias, wie es die alte Herzogin von Ercola gewesen. Er versteht es zu gut, alle Pointen aufzufassen und mit liebens-

würdiger Naivität schlechte und leichtsinnige Streiche als allerliebste Jugendscherze aufzunehmen. Er versteht es so gut, in das herzliche Lachen des Fürsten einzustimmen, wenn er ihm triumphirend von irgend einer Missethat erzählt, die er an einem Frauenherzen begangen und wenn der Fürst sich selbst anschuldigt, so weiß Graf Matthias immer eine reizende Entschuldigung für den Leichtsinn des alten Herrn, und überzeugt ihn immer, daß nicht er die Schuld getragen, sondern die leichtfertigen Frauen, welche sich nicht selber behüten und den Männern glauben. Wenn dann der Fürst erschöpft innehält in seinen Erzählungen, so beginnt Matthias seine kleinen Darstellungen und Geschichten aus der großen Welt.

Er kennt jetzt ganz Berlin, ist in allen Kreisen der guten Gesellschaft heimisch und mit dem feinen Ohr des Menschenkenners hört er Worte, die nicht gesprochen werden und vernimmt Dinge, welche man glaubt, dem profanen Auge der Menge verborgen zu halten. Ganz im Vertrauen erzählt er dem Fürsten von solchen Geschichten, die Niemand ahnt und von denen Diejenigen, welche sie liefern, am allerwenigsten glauben, daß man sie kennt.

Er hat heute dem alten Fürsten ganz reizende Dinge von dem Hofleben erzählt, von den kleinen

und großen Intriguen desselben, von dem alten Grafen, der seine funfzigjährige Maitresse heirathet, weil er ganz verschuldet und sie Millionairin ist durch ihn, und er lacht herzlich, als Matthias ihm schildert, wie das Brautpaar, welches zusammen hundertundzwanzig Jahre zählt, gestern zum Altar gegangen, wie glückselig der Bräutigam ausgeschaut habe, weil er endlich das Glück erreicht, die Geliebte heimzuführen, und wie zornig und wüthend die Braut ausgesehen, weil sie sich doch herbeilassen mußte, den alten verschuldeten Liebhaber zu heirathen.

Auf einmal verfinsterte sich des Fürsten Angesicht.

„Sie erzählen mir so viel vom Hof, Graf, Sie kennen das Getriebe desselben so genau, nur von Einer sprechen Sie mir niemals und doch bin ich gewiß, daß Sie auch von ihr allerlei erfahren! Von meiner Nichte, der schönen Baronesse Bendthorst, schweigen Sie immer!“

„Sie ist eben Ihre Nichte,“ erwiderte Matthias mit einem feinen Lächeln.

„Meine Nichte, ja! Doch dünkt mich, sie vergißt zuweilen, daß ich ihr Onkel bin und ein armer, kranker, einsamer Mann.“

„Es ist wahr,“ flüsterte Matthias, „die schöne

Baroneſſe kommt recht ſelten hierher, doch weshalb ſollte ſie auch?“

„Weshalb ſie es ſollte?“ fragte der Fürſt grollend zurück. „Sie ſollte es, weil ſie weiß, daß ich einſam bin und daß ich der Zerſtreuung bedarf! Sie ſollte es auch, weil, wie mich dünkt, ſie wohl Grund hätte, mir dankbar zu ſein und mich ein wenig zu lieben!“

„Dankbar?“ fragte Matthias erſtaunt. „Wie, theuerſter Fürſt, Sie, welcher die Welt ſo gut kennt, Sie, der es verſteht, in den Geſichtern der Frauen ihre innerſten Gedanken zu leſen, Sie verlangen, daß ein Weib dankbar ſei? Freilich iſt Ihnen die Baroneſſe zum größeſten Danke verpflichtet, freilich wäre es ihre Schuldigkeit, daß ſie all' den Flittertand des Lebens aufgäbe, um hier, wie es ihr ziemen würde, als ſorgſame, liebevolle Pflegerin des edelſten und aufopferungsfähigſten Verwandten, bei Ihnen zu bleiben. Aber thun denn die Weiber, was ihre Pflicht iſt? Sind ſie jemals dankbar?“

„Es iſt wahr,“ murmelte der alte Fürſt, „es wäre ihre Pflicht, hier bei mir an meinem Krankenbett zu ſein und die Stelle einzunehmen, welche ihre Schweſter, die Gräfin Belham, für ſie

einnimmt,' obwohl diese weiß, daß sie Nichts von mir zu hoffen hat!"

„Oh, die Gräfin Belham!" sagt Matthias mit einem frommen Aufschlag der Augen. „Das ist eben ein Engel, eine Gott gesegnete Natur, für welche es keine irdischen Rücksichten giebt! Die Gräfin Belham liebt Sie, theuerster Fürst, und sie will Nichts, als eben Ihnen dienen."

„Und Sie meinen, daß meine zweite schöne Nichte, die Baroneſſe von Bendthorst, mich nicht liebt?"

Graf Matthias erwidert kein Wort, er zuckt nur leicht die Achseln und senkt die Augen nieder.

„Sie zweifeln an meiner Nichte?" fragte der Fürst mit drohendem Tone.

„Ob ich an ihr zweifle, fragen Euer Durchlaucht?" fragte Matthias. „Nein, ich bitte um Verzeihung, ich zweifle gar nicht. Ich kenne die Baroneſſe. Sie ist eine hinreißende Erscheinung, sie ist blendend schön, sie ist anmuthig und graciös und sie bezaubert alle Menschen. Sie hat den Herzog bezaubert, und sie hat sogar den größesten und besten Menschenkenner, den Fürsten Pandomenio, bezaubert. Ich fürchte für diese holdselige Zauberin nur Eins!"

„Nun was?"

„Daß ein Tag kommt, wo sie selber dem Zauber unterliegt und ihrer Klugheit vergißt."

„Sie sprechen in Räthseln," sagte der Fürst hastig und mit lebhaft erregter Neugierde. „Was meinen Sie, ich bitte, sagen Sie es mir. Was denken Sie von der Baronesse von Bendthorst? Vergessen Sie einen Augenblick, daß sie meine Nichte ist. Sprechen Sie ehrlich und aufrichtig zu mir, wie ich es immer zu Ihnen gethan!"

„Ehrlich und aufrichtig? Ich war es immer, Durchlaucht. Ich sage Ihnen ehrlich und aufrichtig: die Baronesse ist das bezaubernbste und reizendste Wesen, das ich kenne, und es ist mein voller Ernst, wenn ich hinzufüge, ich fürchte, daß für sie ein Tag kommt, wo sie selber dem Zauber unterliegt. Bis jetzt war sie, vergeben Euer Durchlaucht mir den Ausdruck, bis jetzt war sie eine kluge, welterfahrene und kalte Kokette, welche ihren Vortheil im Auge hatte, nur ihren Vortheil berechnete und ihn berechnen konnte, weil ihr Herz kalt war. Doch es kommt für jede Frau, auch für die erfahrenste Kokette, ein Tag, wo alle ihre Berechnungen sie verlassen, wo alle Koketterie von ihr schwindet und wo sie auf dem Grunde ihres Herzens das junge, unerfahrene, unschuldige Mädchen erstehen sieht, weil sie —"

„Und Sie glauben, daß ein solcher Tag für meine Nichte gekommen ist?"

„Ich glaube das Morgenroth desselben auf ihrem Antlitz gesehen zu haben, so oft sie dem Prinzen von Sondermann gegenübersteht.“

Der Fürst nickte leise.

„Ja, sie spricht von ihm immer mit seltsam aufgeregtem Gesicht und mit glühendem Feuer. Sie meinen, sie liebt ihn?“

„Ich bin davon überzeugt!“

„Und Sie meinen, ihr Herz war bis jetzt kalt und sie handelte nur aus Berechnung, auch wenn sie mir schwur: daß sie mich auf Erden allein liebe und daß ich der einzige Mann sei, den sie anbete?“

„Ich würde es natürlich finden, wenn dies der volle Ausdruck der Wahrheit wäre, Durchlaucht, allein ich fürchte, daß es nicht so ist, und mich dünkt, die Thatsachen sprechen für mich. Würde es nicht ganz natürlich sein, daß die Baronesse jetzt bei Ihnen wäre, Durchlaucht? Würde nicht die Herzogin sicherlich den Wunsch ihrer Hofdame erfüllen und sie auf bestimmte Zeit beurlauben, wenn die Baronesse begehrte, zu ihrem theuren Oheim zu gehen und ihn zu pflegen bis zu seiner Genesung?“

„Sie haben Recht,“ grollte der Fürst, „man würde das ganz natürlich finden. Man findet es

vielleicht auffällig, daß die Baroneſſe nicht bei mir iſt?“

„Man findet es gewiß auffällig,“ ergänzte Matthias. „Ich ſelbſt bewundere, daß die Baroneſſe nicht zum Mindeſten aus Klugheit und aus Scham ihrer Schweſter gegenüber die Stelle einnimmt, die allein ihrer würdig iſt, die Stelle am Krankenbette ihres Oheims.“

„Ich habe ſie zuweilen daran gemahnt,“ ſagte der Fürſt mit zitternden Lippen und kaltem Schweiß auf der Stirn. „Ich geſtehe es Ihnen, mein Freund, ich habe es zuweilen nöthig gefunden, die Baroneſſe zu mahnen, daß ſie mehr zu mir käme. Doch ſie weicht mir immer aus, ſie entſchuldigt ſich mit ihren Pflichten bei der Herzogin. Sie meint ſogar, man könne es auffällig finden, daß ſie bei mir bleibe und die Honneurs meines Hauſes mache, da ich noch unvermählt bin.“

„Weshalb ſind Euer Durchlaucht unvermählt?“ fragte Matthias. „Weshalb, wenn es mir erlaubt ſein darf, mich ſo vertraulich zu äußern, weshalb geben Euer Durchlaucht nicht der ſchönen Baroneſſe das Recht, bei Ihnen zu bleiben, um ihre Pflichten an Ihrer Seite zu erfüllen? Weshalb vermählen ſich Euer Durchlaucht nicht mit ihr? Es wäre, wie mich dünkt, für die Baroneſſe das

edelste Besitzthum, Ihren Namen zu tragen. Es wäre ein Segen, welchen sie, wenn der Tod — Gott gebe, daß diese Zeit noch lange fern ist — aber wenn der Tod einmal zu Ihnen träte und Sie abriefe zu Gott, es wäre der schönste Segen, welchen Sie ihr vererben, daß Sie der Baronesse von Bendthorst Ihren edlen und geehrten Namen hinterlassen und sie unter dem Schirmdach der Wittwenschaft sichern gegen die Lästerzungen der bösen Welt."

„Es ist wahr," murmelte der Fürst, „ich habe auch schon zuweilen daran gedacht. Die Baronesse soll meine Erbin sein; aber ich bevorzuge sie vor ihrer älteren Schwester dadurch und man könnte mir deshalb Vorwürfe machen. Man wird mir keinen solchen Vorwurf machen, wenn die Baronesse meine Gemahlin ist. Ich habe auch daran gedacht, es wäre auch für ihre Leichtfertigkeit ein Schirmdach, wenn sie nach meinem Tode Wittwe ist! Unter dem Schleier ihrer Wittwenschaft kann sie Vieles verbergen, was die Argusaugen ihrer lieben Freundinnen gern zu erspähen trachten. Wenn sie meine Gemahlin ist, wird man es natürlich finden, daß sie ihre Stelle am Hofe aufgiebt, und bei mir bleibt! Ich glaube, Graf, Sie haben mir da einen guten Gedanken gegeben

und ich werde ihn verfolgen. Ja, sie hat mir zuweilen gestanden, daß dieses Leben am Hofe sie bedrückt, daß die Abhängigkeit von dem Herzog — doch das sind die Geheimnisse meiner Nichte, die sie mir mitgetheilt hat, und die ich nicht verrathen darf. — Es ist wahr, es würde das Beste sein, ich vermähle mich mit meiner Nichte!"

Und der Fürst, ganz aufgeregt und ganz verwandelt, richtete sich von dem Divan empor und schien plötzlich seines Alters und seiner Krankheit ganz zu vergessen.

„Ich will sogleich an sie schreiben, ich will sie ersuchen, sofort zu mir zu kommen! Ich bin ja in den Jahren, wo jeder Tag von Wichtigkeit ist, weil jeder das Ende bringen kann!"

Matthias eilte zu ihm hin, reichte ihm seinen Arm und führte den alten Herrn, der keuchend und gebeugt sich auf ihn stützte, zu seinem Schreibtisch hin, war sorglich bemüht, ihm das Papier zurecht zu legen und ihm die Feder zu reichen, dann zog er sich in eine Fensternische zurück und beobachtete den alten Herrn, wie er langsam und mit zitternder Hand ein paar Worte auf das Papier schrieb. Graf Matthias lächelte in sich hinein, denn er wußte wohl, die schöne Baronesse von Bendthorst wird sich nicht entschließen,

diese Ketten zu tragen an ihrer schönen Hand, und die Gattin dieses lebenden Skeletts zu werden. Sie ist stolz und selbstbewußt, und sie wird nicht glauben, daß ihrer Erbschaft irgend eine Gefahr drohe. Weshalb sollte sie also Ketten tragen, um die ungefährdete Erbschaft zu behüten? —

Ein reitender Bote jagt in die Stadt und bringt den Ruf des Fürsten Pandomenio zu seiner schönen Nichte. Sie liest die halb unleserlichen Worte, welche der alte Onkel ihr mit zitternder Hand geschrieben. Sie studirt sie lange und sagt dann zu sich selber: „Der gute alte Mann! Es ist wahr, ich that Unrecht. Ich vergaß ihn — ach, mein Gott, es giebt Stunden, in denen ich Alles vergesse — Alles, außer, daß ich ihn liebe! Ich will zu ihm fahren, gleich heute!“

Sie meldet es selbst dem Boten. Sie wird für den ganzen Tag Urlaub erbitten von der Frau Herzogin und in einer Stunde kann der Fürst sie erwarten.

Der alte Fürst empfängt die Botschaft mit befriedigter Miene und dann ruft er seine beiden Kammerdiener und befiehlt ihnen, zu thun, was sie seit lange nicht gethan haben: die Toilette des Fürsten zu machen, das heißt, aus dem alten hin-

fälligen Greise einen stattlichen „älteren Herrn" zu machen.

„Die Baronin Bendthorst wird in einer Stunde hier sein," sagte er ihnen, indem er sich vor seinem Toilettentisch niederläßt. „Eilt Euch also, denn ich möchte die Baronin nicht warten lassen."

Nach einer Stunde fährt der Wagen der Baroneſſe vor dem Portal auf und — aus dem Toilettenzimmer des alten Fürsten tritt ein stattlicher, hochgewachsener Herr hervor — ein Herr mit schwarzem Haar und glänzenden Augen und faltenloser Stirn, ein Herr mit wohlausstaffirter Gestalt, aufrecht gehend, die Wangen leicht geröthet und ein Lächeln auf den Lippen. Er geht in sein Wohngemach und erwartet da seine theure Nichte, die Baronin.

Jetzt öffnet sich die Thür und sie fliegt zu ihm heran, drückt ihn an ihr Herz und preßt einen langen Kuß auf seine Lippen.

„Vergebung, theuerster, geliebter Onkel, Vergebung, daß ich so lange fern von Ihnen geblieben, weil — mein Gott, Sie wissen es ja, man hat so viel zu thun mit Nichtsthun, man ist ewig occupirt ohne jede Beschäftigung, man treibt dahin auf den Wogen der Gesellschaft und kommt dabei nicht

aus der Stelle; man befindet sich immer auf dem trockenen Sande."

Sie lacht, wie sie das sagt, und ihr Lachen klingt so frisch, so hell, wie die schönste Melodie.

Der alte Fürst freut sich ihrer Schönheit, ihrer Anmuth und Lieblichkeit, und läßt seine Augen mit einem langen, zärtlichen Blick auf dem rosigen, schönen Antlitz ruhen.

„Du bist grausam, Amalie," sagt er, „weißt doch, daß Du mein Sonnenlicht bist und daß ich immer so in der Dämmerung hinlebe, wenn Du nicht da bist. Die Sonne geht doch sonst an jedem Tage auf, warum thut sie es nicht für mich?"

„Theuerster Onkel, wie gütig Sie sind und wie prächtig Sie es verstehen, zu schmeicheln," sagt sie, indem sie ihn sanft zu dem Divan geleitet und zu ihm sich niederläßt. „Was sind alle diese jungen Herren unserer Gesellschaft gegen Sie? Keiner versteht es, mit wenigen Worten so zu schmeicheln, mit einem Lächeln so viel zu sagen, wie Sie es thun! Ich sage immer allen diesen jungen Kavalieren: wenn Ihr lernen wollt, wie Ihr die Frauen bezaubern und der Herr werden könnt über sie Alle, so gehet zu meinem Oheim, dem Fürsten Pandomenio und empfanget von ihm in ehrfurchtsvollem Schweigen seine weisen Lehren."

„Ich wollte, Amalie, Du begänneſt bei Dir ſelber," erwiderte der alte Fürſt lachend, „ich wollte, Du wäreſt meine Schülerin uud Du lernteſt von mir ein wenig Weisheit."

„Weisheit? Für eine Frau, Onkel? Das wäre abſcheulich," ſagte ſie lachend. „Ich bin eine Thörin, das wiſſen Sie wohl und Thorheit iſt der Frauen ſchönſte Zier. — Aber nun ſagen Sie, theurer Onkel, warum ließen Sie mich rufen? Sie ſchreiben mir, wenn ich Ihre Worte recht verſtanden habe, daß es ſich um wichtige Angelegenheiten handelte, daß Sie mir etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen hätten. Was iſt es alſo?"

„Was es iſt?" fragte er, und ſeine Augen, die beim Anſchauen der ſchönen Frau etwas von ihrem Jugendglanz wiedergefunden haben, ſeine Augen hefteten ſich mit entzücktem Ausdruck auf ihre Schönheit. „Ich will es Dir ſagen, Amalie, Du haſt aus dem Greiſe, Deinem Oheim, wieder einen Mann gemacht, einen Mann, welcher ſich einbildet, auch noch etwas Anſpruch auf Lebensglück zu haben und welcher dieſes Lebensglück von Dir empfangen will."

„Von mir? Sagen Sie, theuerſter Oheim, wie ich, ein armes Mädchen, meinem reichen, angebeteten Onkel das Lebensglück verſchaffen könnte."

„So wie es eine Frau allein verſteht, es dem

Manne zu geben, der sie liebt. Du erschrickst, Amalie? Du weißt also nicht, daß ich Dich liebe? Du hast wohl geglaubt, mein Herz sei schon zu Eis erstarrt und es blühe und dufte darin nicht mehr von Liebe und Zärtlichkeit? Du hast Dich geirrt, Amalie, ich hoffe noch auf meinen Antheil von Glück! Ich fühle mich kräftig und gesund und hoffe noch auf einige Jahre eines schönen und inhaltsvollen Lebens! Ich frage Dich jetzt, Amalie, willst Du dieses Leben mit mir theilen? Will sich die Baronesse Amalie Bendthorst von nun an die Fürstin Pandomenio nennen?"

Sie schreckt zusammen und eine Purpurröthe überdeckt ihre Wangen, indem sie ganz entsetzt hinstarrt auf den Greis, welcher neben ihr sitzt und der sich einbildet, daß er ein Mann ist, der noch das Recht hat, um Frauenliebe zu werben.

„Wie, mein theurer Onkel, verstehe ich Sie recht?"

„Ist es möglich, mich nicht zu verstehen?" fragte er hastig. „Ich biete der Baronesse von Bendthorst meine Hand und frage sie, ob Sie meine Gemahlin werden will."

„Ihre Gemahlin?" fragte sie und es geht ein leises Zittern durch ihre Gestalt hin. „Aber, theuerster Onkel, was wird die Welt dazu sagen?"

„Die Welt?“ fragte er. „Ich dächte, die Baroneſſe von Bendthorſt hat ſich bis jetzt nicht allzuviel darum bekümmert, was die Welt von ihr ſagt und vielleicht iſt es gerade deshalb, daß ich ihr meinen Namen antrage, um die Welt zum Schweigen zu bringen, die Welt, welche mir allerlei ſeltſame Neuigkeiten von meiner Nichte gebracht hat. Ich will nicht forſchen, ob dieſe wahr ſind, ich will die ſchöne Baroneſſe von Bendthorſt unter den Schutz meines Hauſes und meines Namens ſtellen und ich denke, von der Fürſtin von Pandomenio werden die Läſterzungen Nichts mehr zu berichten haben. Alſo, Amalie, wann ſoll unſere Trauung ſtattfinden?“

„Unſere Trauung,“ ruft ſie, entſetzt zurückweichend. „Nein, theuerſter Onkel, dies Alles iſt ein Scherz, kann nur ein Scherz ſein! Sie können nicht daran denken, ſich zu vermählen!“

„Ich kann nicht daran denken? Und weshalb nicht, meine ſchöne Nichte? Wenn Du die Güte haben willſt, mir dieſe Frage zu beantworten.“

„Nun, weil — weil Sie noch niemals davon zu mir geſprochen haben, theuerſter Fürſt! Weil ich nicht ahnen konnte, daß mein geliebter Oheim mit anderen Gedanken mich betrachtet, als mit denen eines zärtlichen Onkels, der —“

„Gut genug dazu ist," unterbrach er sie, „seiner geliebten Nichte sein Vermögen darzubringen und der noch mehr ihr seine Güte bewiese, wenn er recht bald stürbe, um sie zu seiner Erbin zu machen, aber für den man Nichts opfern möchte, nicht einen Tag der leichtfertigen Freiheit, deren meine schöne Nichte in so vollem Maße genießt. — Wie, Du erschrickst, meinen Namen zu tragen und Dich mit mir zu vermählen! Du bist doch nicht erschrocken, meine Erbin zu werden und anzunehmen von mir, was ein Mann gewöhnlich nur einer Frau giebt, welche seine Frau ist, sein Hab' und Gut nach seinem Tode?"

„Aber, lieber Onkel," sagte sie mit bittender Stimme, indem sie die Hände faltet und flehend zu ihm aufschaut, „lieber Onkel, dies ist gewiß nur ein Scherz und Sie wollen mich nur prüfen."

„Ja, das will ich," sagte er, „ich will Dich prüfen, um zu wissen, ob Du mich wirklich liebst, denn nur diejenige, welche ihren alten Oheim wirklich so sehr liebt, daß sie ihm ihre Freiheit und ihr Lebensglück anvertraut, nur sie wird meine Erbin sein! Entscheide Dich also! Nimmst Du meine Hand an? Willst Du meine Gemahlin werden? Es stellt sich kein Hinderniß unserem

Bande entgegen und morgen schon kann er geschlossen werden. Willst Du?"

„Morgen schon?" fragte sie erschauernd. „Es ist unmöglich, Onkel, ganz unmöglich!"

„Und kannst Du mir sagen, weshalb es unmöglich ist?" fragte der Fürst mit grollender Stimme. „Still, antworte mir noch nicht! Ueberlege, was Du sagen willst, Amalie, denn ich sage Dir, von Deiner Entscheidung hängt Deine Zukunft ab. Du lebst jetzt auch in Banden und zwar in Banden, von denen ich meine, daß sie der Baronesse von Bendthorst nicht gut zu Gesichte stehen, in den Banden Deiner eigenen, früheren Thorheit, Deiner eigenen, illegitimen Leidenschaft. Ich biete Dir das Mittel, Dich aus diesen Banden zu erlösen und die Ketten zu zerreißen, welche die Baronesse von Bendthorst an den Herzog Friedrich knüpfen. Du siehst, ich weiß Alles! Nichts ist mir aus Deinem Leben verborgen, ich war ja der Vertraute Deiner früheren Tage. Du hast oft zu mir geweint über die Sklaverei Deines Lebens, nun, ich biete Dir die Mittel, diese Sklaverei zu brechen. Die Fürstin Pandomenio ist frei von allen Banden, die sie an irgend einen anderen Mann fesseln. Entschließe Dich also, meine Gemahlin zu werden!"

„Nein, nein! Es ist unmöglich! Es kann nicht sein!“ ruft sie entsetzt.

„Das heißt also, Du willst Dich frei machen von mir?“ fragte er streng, „das heißt, Du willst die Erbschaft Deines Onkels nicht antreten? Du willst in den Banden Deiner Dienstbarkeit bleiben? Du willst auch nach meinem Tode die Fesseln Deiner Abhängigkeit tragen? Bedenke wohl, was Du zu entscheiden hast! Wahrlich, ich wundere mich, daß es für die Baronesse von Bendthorst ein so entsetzlicher Gedanke ist, die Hand des Mannes anzunehmen, dem sie hundert und tausend Mal gesagt, daß sie ihn allein auf der Welt liebe und daß es für sie kein anderes Glück gebe, als an seiner Seite! Aber freilich, das war in den Tagen, als der Fürst noch nicht sein Testament gemacht hatte! Doch sollen Sie wissen, Baronesse von Bendthorst, daß jedes Testament sich zurücknehmen läßt und daß ich es thun werde, wenn Sie meine Hand ausschlagen. Jetzt entscheide Dich. Ich biete Dir meine Hand, meinen Namen, meine Ehre! Ich will Dich zur Fürstin von Pandomenio machen, das heißt: frei von allen Fesseln und Banden! — Willst Du meine Hand annehmen? Willst Du die letzten Lebenstage Deines treuen Freundes verschönern durch Deine Nähe,

durch Deine holde Heiterkeit, durch Deine treue Liebe?"

„Onkel, lieber Onkel," rief sie angstvoll, „ich —"

„Fasse Dich," unterbrach er sie, „sprich das entscheidende Wort nicht hastig aus, bedenke, daß Du damit über Deine Zukunft, über Dein ganzes Leben entscheidest. Nimmst Du meinen Vorschlag an, willigst Du ein, meine Gemahlin zu werden, so soll Dein Leben ein fortgesetzter Traum von Glück und Entzücken sein. Ich will jeden Deiner Wünsche auf Deiner schönen Stirne lesen und mich beeifern, ihn zu erfüllen. Alle Genüsse der Welt sollen Dein sein, denn ich will Dir jetzt sagen, was ich bisher verleugnete, ich bin reich, reicher wie Du denkst! Und für Dich will ich nicht sparsam sein, nicht der Geizhals, wie Du mich scherzend oft nanntest! Nein, die Millionen, die ich zusammen gespart, die sollen ganz Dein Eigen sein und mit ihnen sollst Du Dir alle Genüsse des Lebens erkaufen können. Was Du begehrst, sei Dein. Du liebst reiche Equipagen, Du sollst sie haben! Die herrlichsten Pferde sollen den Neid der Fürsten und Herzöge erregen, und auf der Straße sollen sie stehen bleiben die Leute, wenn Du in Deiner glänzenden Equipage vorüberfährst und sollen Dir bewundernd nachschauen und sagen: Das ist die schöne Fürstin von

Pandomenio! Mit Brillanten will ich Dich überschütten, funkeln soll Deine Erscheinung, wie im Strahlenglanze aller Sterne des Himmels, denn Du bist mein schönster Stern! Du bist die Sonne meines Lebens und wenn ich Dich habe, werde ich wieder ein junger Mann werden, denn aus Deiner Nähe werde ich den Trank ewiger Jugend trinken und —"

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach ihn mitten in seiner leidenschaftlichen, begeisterten Liebeserklärung, und wie er nach den glühenden Worten, welche er eben gesprochen, so da saß in sich zusammengebrochen, die ganze Gestalt erbebend und erzitternd von dem Husten, schaute seine Nichte zu ihm nieder mit einem halb höhnischen, halb spöttischen Lächeln. Von ihm flog ihr Blick dann wieder hinüber zu dem großen Spiegel dort drüben und in demselben sah sie den zusammengesunkenen, zitternden Greis und neben ihm sich selber, sich in ihrer Schönheit, in ihrer Jugendkraft und Fülle, und es ging ein Schauer durch ihre Seele.

Nein, es ist unmöglich, sie kann sich ihm nicht vermählen. Es ist ganz unmöglich, es wäre eine Lächerlichkeit! Die Leute würden mit Fingern auf sie zeigen und sagen: Sie hat sich dem Tode vermählt! Es ist unmöglich! Sie kann ihm dieses Opfer nicht bringen!

Der Husten war vorüber, und hoch aufathmend richtete sich der alte Fürst wieder empor.

„Ja, Du kannst mir die Gesundheit wiedergeben und die Kraft des Lebens," sagte er immer noch ächzend und stöhnend. „Ich werde niemals so leiden, wie ich eben leide. Wir werden die Aufregung vermeiden, unser ganzes Dasein wird ein milder Strom des Glückes und des Entzückens sein. Und was es giebt an Glück und Entzücken, das will ich Dir darbringen. Nun sprich, nun entscheide Dich rasch, willst Du meine Gemahlin werden?"

„Onkel," rief sie mit lauter, hastiger Stimme, „Onkel, es ist unmöglich! Du kannst nicht wollen, daß ich lebendig in ein offenes Grab niedersteige, Du kannst nicht wollen, daß ich mich dem Tode vermähle, daß ich —"

Sie schwieg erbebend, sie fühlte es, sie hatte sich von ihrer Heftigkeit und von ihrer Angst vor dem Fürchterlichen, was der Fürst von ihr begehrte, fortreißen lassen, ihre innersten Gedanken mit rückhaltloser Härte auszusprechen. Sie fühlte es und sie sah das an dem plötzlich ganz veränderten Wesen des Fürsten.

Er hatte sich stolz aufgerichtet, und seine Augen flammten und blitzten jetzt wieder, aber nicht von

dem Feuer der Liebe, welches sie vorher so erschreckt hatte, sondern vor Zorn und Haß.

Langsam erhob er sich von seinem Sitz und stand hochaufgerichtet und stolz jetzt vor ihr.

„Wenn irgend Jemand das von Dir gefordert hat, was Du sagst, wenn irgend Jemand von Dir begehrte, daß Du Dich dem Tode vermählen solltest, dann wäre er ein Wahnwitziger oder ein Verbrecher," sagte er mit harter Stimme, jedes Wort betonend.

„Theurer Onkel," flüsterte sie, zu ihm heran-tretend, „ich bitte tausendmal um Vergebung, wenn ich ein zu rasches Wort gesprochen, ein Wort, das Sie verletzen konnte."

„Ich habe kein solches Wort vernommen," sagte er, indem er mit einer langsamen, ruhigen Bewegung ihr seine Hand, welche sie eben erfassen wollte, entzog. „Nicht ein einziges Wort, das mich verletzen konnte, denn mich konntest Du nicht meinen mit dem Tode, welchem man Dich vermählen wollte. Ich lebe noch, und Du sollst es erkennen lernen, meine theure Nichte, daß ich noch lebe. Doch ich entsinne mich, daß Du die Hofdame der alten Herzogin Friedrich bist, und daß Du Pflichten hast. Ich that Unrecht, Dich diesen Pflichten so lange zu entziehen."

Er drückte an der silbernen Klingel, die auf dem

Tische stand und dem eintretenden Kammerdiener befahl er, sofort den Wagen der Baronesse vorfahren zu lassen.

„Sie zürnen mir also wirklich, mein theurer Fürst?“ fragte Aualie mit schmeichelnder Stimme, die großen Augen, deren zärtlichem Anblicken der alte Fürst sonst nimmer widerstanden hatte, mit flehendem Ausdruck zu ihm aufschlagend. „Sie zürnen mir wirklich, Sie sind böse auf das eigensinnige Kind?“

„Kind!“ sagte er mit verächtlichem Ausdruck. „Meine theure Baronesse, ich sehe hier weder ein Kind, noch den Tod. Ich sehe nur zwei Menschen, die sich verständigten und die jetzt wissen, was sie von einander zu halten haben. Da fährt Ihr Wagen vor! Ich bitte um Vergebung, daß ich Sie nicht begleiten kann, aber Sie kannten bisher den Weg, der zu mir führte, so gut, daß Sie auch jetzt den Weg finden werden, der von mir fort führt. Leben Sie wohl.“

Er wandte sich um und trat an das Fenster und schien es gar nicht zu hören, daß seine schöne Nichte hinter ihm stand und mit flehenden Worten um Vergebung bat, um Entschuldigung für ihre Heftigkeit.

Er wandte sich nicht um. Er hörte es wohl,

wie sie dann langsam durch das Zimmer hinging, dann an der Thür stehen blieb und noch einmal bat, nach ihr sich umzuschauen und zu sagen, daß er ihr verzeihen wolle.

Er wandte sich nicht um, und dann hörte er die Thür sich öffnen und wieder schließen.

Er blieb am Fenster stehen und schaute starr hinaus. Er hörte den Wagen von dannen rollen, den Wagen, welcher ihm seinen letzten Traum von Glück entführte, die letzte Blume, die er hatte aufblühen sehen an dem Rande seines Grabes. Und er fühlte es, daß jetzt Alles öde um ihn sei und kahl und leer, und ein furchtbarer Jammer preßte ihm einen Moment das Herz zusammen, und in seinen Augen, welche seit langen Jahren keine Thräne mehr gekannt, ward es einen Moment brennend heiß und feucht.

Dann aber drängte der Zorn diese Thränen wieder zurück und er hob die geballte Faust empor zu dem Himmel, als wäre er es gewesen, der ihn beleidigte und kränkte, und er schwur, die zahnlosen Lippen auf einander gepreßt, daß er Rache nehmen wolle, Rache für den Schimpf, den sie ihm angethan, die Einzige, die er noch geliebt hatte. —

Eine Viertelstunde später hörte der Kammerdiener ein heftiges Klingeln in dem Gemach des

Fürsten, und als er eintrat, lag der alte Fürst ohnmächtig und bewußtlos auf dem Sessel da. Der Kammerdiener stürzte in das Vorgemach zurück und benachrichtigte mit hastigen Worten den Grafen Matthias, der eben gekommen war, seinen lieben Fürsten zu besuchen.

Matthias eilte zu dem Fürsten hinein, indeß der Kammerdiener nach den Essenzen und Salzen fortgeeilt war, um den Ohnmächtigen zu wecken.

Matthias stand neben dem Fauteuil und schaute mit kalter Ruhe und einem spöttischen Lächeln auf das blasse, bewegungslose Gesicht hinunter.

„Die Saat ist aufgeblüht, die Früchte beginnen zu reifen," sagte er leise und mit triumphirendem Ausdruck zu sich selber.

Dann war er eifrig beschäftigt, dem Kammerdiener beizustehen, welcher mit den Essenzen eintrat. Sie trugen den ohnmächtigen Fürsten zuerst in sein Wohngemach und legten ihn auf das Polster nieder und dann rieben sie ihm die Schläfe ein und erweckten ihn wieder zum Leben. Aber Matthias hütete sich wohl, ihn merken zu lassen, daß er ohnmächtig gewesen, denn er kannte schon das stolze Gemüth des Fürsten und er wußte, daß es seiner Eitelkeit einen tödtlichen Stoß versetzen würde, wenn man ahnen könnte, was ihm geschehen sei.

„Ich habe geschlafen, nicht wahr?“ fragte der Fürst.

„Ja, mein theurer Fürst, Sie haben sehr sanft und ruhig geschlafen,“ erwiderte Matthias ruhig. „Ich war gekommen, Ihnen meinen Besuch zu machen, und da ich Sie schlafend fand, erlaubte ich mir, mich an Ihrer Seite niederzusetzen bis zu Ihrem Erwachen. Wenn ich daran Unrecht that, so vergeben Sie mir.“

„Im Gegentheil, ich danke Ihnen,“ sagte der Fürst, leise mit dem Haupte nickend. „Es ist so angenehm, beim Erwachen ein liebes, befreundetes Gesicht zu sehen.“

„Dann, mein theurer, geliebter Onkel,“ sagte die Gräfin Belham, indem sie hinter dem Paravent, der dicht neben dem Divan stand, hervortrat, „dann beklage ich es, daß ich nicht einen Moment früher gekommen bin und beneide den Grafen Matthias, daß er das Glück hatte, zuerst die Augen meines theuren Onkels auf sich zu ziehen bei seinem Erwachen.“

Der alte Fürst schaute sie mit einem langen Blick an, der freundlicher und inniger war, wie sie ihn je auf ihrem Angesicht empfunden hatte.

„Du bist gut,“ sagte er. „Du hast Deinen Onkel lieb, nicht wahr?“

„Das fragst Du, mein geliebter, theurer Fürst und Herr," rief sie leidenschaftlich, indem sie vor dem Divan niederkniete und die Hand des alten Fürsten, die noch von kaltem Schweiß bedeckt war, zärtlich an ihre Lippen drückte. „Du weißt es wohl, daß ich Dich innig liebe, Du weißt es auch, daß meine Liebe rein ist und uneigennützig und daß ich nichts will und begehre, als einen freundlichen Blick, ein herzliches Willkommen von dem geliebten, theuren Bruder meiner Mutter."

„Sie war eine edle und liebenswürdige Frau," sagte der Fürst nachdenklich. „Du gleichst ihr sehr. Wir hatten uns Beide sehr lieb, sie war meine beste Freundin und ich ihr bester Freund. Es gab kein zärtlicheres Geschwisterpaar, als wir Beide es waren. Natürlich die böse und lasterhafte Welt wagte es, auch dieses Verhältniß zu beschmutzen mit gemeinem Verdacht. Die Welt vermuthet immer das Lasterhafte und das Schlimme. Und doch," fuhr er mit gehobener Stimme fort, und eine Wolke zog über seine Stirn hin, „doch begeben sich oft noch schlimmere und unnatürlichere Dinge, als die lästerhaftesten Lästerzungen es ahnen und vermuthen können."

„Theurer Fürst," bat Matthias mit seiner sanften und schmeichelnden Stimme, „theurer Fürst,

weshalb wollen Sie so düsteren Gedanken nachhängen und mit so bitteren Reflexionen die heitere Gegenwart verfinstern? Die Welt vermag nicht in dieses heilige und von Gottes Frieden erfüllte Gemach zu dringen, hier herrscht Friede, Reinheit und Tugend! Hier sind nur zwei Menschen, die mit andächtiger Liebe und frommem Ernst lauschen auf die Worte der Offenbarung und der Weisheit, welche von den Lippen des edelsten und besten aller Menschen wie Manna niederträufeln. Was kümmert uns die Welt, wenn wir Drei bei einander sind."

„Es ist wahr, Graf, Sie sind sehr gut zu mir," sagte der alte Herr tief aufseufzend. „Ich betrachte es als eine Gnade Gottes, daß ich Sie kennen gelernt habe, und recht in dankbarer Liebe erinnere ich mich, so oft Sie zu mir eintreten, der lieben Herzogin von Ercola, die mir in Ihnen gleichsam einen theuren Boten der schönen Vergangenheit gesandt hat."

„Ihre Vergangenheit war schön und sonnenhell," sagte Matthias, „aber zum guten Glücke haben Sie auch noch eine Zukunft, theure Durchlaucht, und Gott wird geben, daß diese auch so schön und sonnenhell sei, wie es Ihr ganzes Leben gewesen. Sie sind ein Liebling des Schicksals ge-

wesen, Fürst, überall auf Ihren Wegen haben Sie nur Blumen gefunden, und Jedermann hat sich beeifert, dem schönen und geistreichen Fürsten zu huldigen und ihm Rosen auf den Weg zu streuen, Sie haben niemals die Dornen empfunden."

„Und er soll sie auch niemals empfinden," rief die Gräfin eifrig. „Für meinen geliebten Herrn und Fürsten die Rosen, für mich, wenn es sein muß, die Dornen."

III.

Der Talisman.

Am Abende dieses Tages fand in den Gemächern der verwittweten Herzogin Friedrich eine Soirée statt. Der ganze Hof war versammelt, und durch die glänzenden Reihen der prächtigen Säle drängte sich die von Brillanten und Ordenssternen funkelnde Menge.

Die Baronesse von Bendthorst war schön geschmückt und von Brillanten strahlend und wie immer die Schönste aller Damen, auf ihren Wangen glühte ein rosiger Schein und ihre purpurnen Lippen umspielte ein sanftes Lächeln.

Sie schien ganz unverändert, ganz heiter und zufrieden und nur der Liebende las in ihren Augen und sah, daß sie trübe waren und ernst. Der Prinz von Sondermann erhaschte einen Moment, da die hohen Herrschaften sich zum Spiel nieder-

gesetzt hatten und im Musikzimmer versammelt waren; er trat zu der Baroneſſe von Bendthorſt in die Fenſterniſche, in welche ſie ſich, vielleicht weil ſie ſeine Annäherung wünſchte, zurückgezogen hatte.

„Sie ſind heute nicht heiter, theure Amalie,“ flüſterte er mit leiſem, zärtlichem Ton.

„Sie haben es bemerkt, Felix?“ fragte ſie aufſeufzend.

„Das Auge der Liebe ſieht ſcharf,“ erwiderte er. „Und Sie wiſſen es doch, Amalie, daß ich Sie liebe. Der leiſeſte Schatten, der über meine Sonne hingeht, wird für mich zur dunkelſten Wolke, die mich ängſtigt. Was iſt es, Theure? Was hat Ihre reine Stirn umwölkt, und Ihre ſchönen Augen verſchleiert?“

„Ich ſollte ſagen, es ſei nichts,“ ſeufzte ſie leiſe. „Es iſt auch nichts, und doch iſt es viel und Manche würden ſagen, ich hätte heute mein Lebensglück verſcherzt. Ich war bei meinem Onkel, dem Fürſten Pandomenio. Er hatte mich rufen laſſen.“

„Ach, der alte Herr, dünkt mich, wünſcht Ihre Gegenwart zu ſehr und zu oft,“ flüſterte der Prinz mit verdüſterter Stirn.

„Sie ſind eiferſüchtig auf ihn, Prinz?“ fragte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Nun, Sie

werden es nicht mehr nöthig haben von jetzt an. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Sie wissen, mein Onkel hat mich zu seiner Erbin ernannt. Er hat es zu oft aller Welt gesagt, als daß auch Sie es nicht wissen sollten. Man sagt, mein Onkel sei sehr reich, er besitze Millionen, und ich gestehe Ihnen ehrlich, mir war der Gedanke willkommen, dereinst eine Millionairin zu werden, das heißt: frei und erlöst zu sein von den Banden, die mich hier noch fesseln. Ich bemühte mich, vielleicht war es also meine Schuld, ich bemühte mich, gegen meinen Onkel aufmerksam und zärtlich zu sein. Und das hat gemacht, daß er —"

„Daß er Ihre Zärtlichkeit anders deutete," fügte der Prinz hastig hinzu, da Amalie stockte und schwieg. „Das hat gemacht, daß der Fürst, von dem man weiß, — vergeben Sie, er ist Ihr Oheim und ich dürfte mich nicht aufrichtig aussprechen, doch es ist die Wahrheit, — das hat gemacht, daß der alte Fürst, dessen Lebenserfahrungen ihn wenig an Tugend und Sittlichkeit glauben lassen, jetzt auf den superben Gedanken gekommen ist, die schönste Dame des Hofes sein nennen und Sie zu seiner Gemahlin machen zu wollen. Nicht wahr, das wollten Sie doch sagen?"

„Sie haben ein seltsames Ahnungsvermögen,

lieber Prinz," lächelte die Baroneſſe. „Ja, ich will Ihnen die Wahrheit bekennen: es iſt ſo, wie Sie ſagen. Mein Onkel machte mir einen vollkommenen Heirathsantrag, er begehrte, daß ich gleich morgen ſeine Gemahlin würde."

„Nun, und Sie?" fragte der Prinz mit bleichen Lippen und finſterer Stirn, indem er ſeine Augen mit einem feſten, angſtvollen Ausdruck auf das Angeſicht der Hofdame richtete. „Und Sie? Nicht wahr, Sie dachten daran, daß der Fürſt ein Millionair iſt und Sie vergaßen alles Andere und nahmen die Hand an, welche der Fürſt Ihnen bietet und Sie wollen mir jetzt ſagen, daß es ſo iſt, wollen mich vorbereiten auf das, was morgen geſchehen ſoll."

„Prinz, laſſen Sie mich zu Ende ſprechen," ſagte ſie mit ſanfter, ſchmeichelnder Stimme. „Ich vergaß Alles, da haben Sie recht geſagt, ich vergaß, daß ich ein beklagenswerthes, abhängiges Geſchöpf bin, wenn ich arm bleibe. Ich fühlte nur mit unausſprechlichem Entſetzen, daß es mir unmöglich ſein würde, mich dieſem Greiſe zu vermählen, und ich war unbedachtſam und thöricht genug, ihm dies mit unverhüllten Worten zu ſagen. Ja, ich ſagte ihm, daß es mir unmöglich wäre, in ein offenes Grab lebendig niederzuſteigen, und

daß sich die Lebendige nicht dem Tode vermählen könnte."

„Wie, theure Amalie, geliebtes Wesen, das thaten Sie?" fragte der Prinz, indem er hastig ihre Hand ergriff.

„Prinz, bedenken Sie, wo wir sind," sagte sie, ihre Hand zurückziehend. „Man beobachtet uns, Sie wissen es wohl, und Sie müssen mich jetzt verlassen. Nur das noch: ich sprach das entscheidende Wort, und es war wirklich eine Entscheidung. Der Fürst hat sich von mir losgesagt, und er wird mich enterben, glaube ich. Nun wissen Sie Alles und nun lassen Sie mich wieder meinen Pflichten obliegen."

Sie grüßte ihn mit einem leisen Winken ihrer schönen, leuchtenden Augen und trat dann wieder aus der Fensternische hervor nnd begab sich mit lächelnden Lippen und ehrerbietiger Miene zu ihrer Herrin, welche sie mit einem gebieterischen Kopfnicken zu sich gerufen hatte.

Den ganzen Abend vermied sie es, dem Prinzen wieder zu begegnen, aber seine Augen folgten ihr überall. Die Stirn des Herzogs Friedrich bewölkte sich mehr und mehr, denn er sah die leidenschaftlichen Blicke, mit welchen der Prinz überall hin der schönen Amalie folgte.

Aber zum Glück las er nicht die leidenschaftlichen Worte, welche am anderen Morgen der Prinz von Sondermann an die Baroneſſe von Bendthorſt ſchrieb:

„Du haſt mich zu den Glückſeligſten der Menſchen erhoben," ſchrieb er ihr. „Ich habe geſtern Abend immer nur Deine Worte vor meinem Ohre erklingen hören und ſie waren mir immer wie Jubelhymnen der Liebe und des Entzückens. Jetzt weiß ich, Amalie, daß Du mich wirklich liebſt. Du haſt für mich das geopfert, was die Menſchen am ſchwerſten opfern: Reichthum und Unabhängigkeit. Du haſt es gethan mit lächelndem Munde und himmliſcher Ruhe. Ich las es auf Deiner Stirn. Keine Wolke beſchattete den Himmel Deiner Seele. Du bereuſt nicht, was Du gethan und doch hatteſt Du eine Million hingegeben. Und ich glaube und hoffe, Amalie, daß Du es für mich gethan, denn ſo ſtolz und ſo eitel bin ich, zu denken, daß Du aus Liebe zu mir Reichthum und Unabhängigkeit hingegeben haſt!

„O, ich will es Dir danken, Du theures, angebetetes Weſen, Dir danken mit jedem Athemzuge meines Lebens!

„Freilich bin ich jetzt noch in Banden, freilich bin ich gleich Dir nicht unabhängig. Freilich darf

ich jetzt nicht zu Dir fliegen, um zu Deinen Füßen niederzuknieen und Dir zu sagen: Amalie, Du hast für mich Reichthum und Unabhängigkeit ausgeschlagen, nimm dafür Alles, was ich besitze, nimm mein Leben, meine Liebe und mein Herz. Sei meine Gemahlin, Du, welche das Weib meines Herzens ist.

„Nein, nicht jetzt darf ich so zu Dir sprechen, denn Du weißt es, ich bin abhängig von dem Willen meines Vaters und keine Verbindung würde legal sein, welcher er nicht seine Zustimmung gegeben. Aber laß uns harren und hoffen, Amalie! Ein Tag wird kommen, da ich frei und unabhängig, da ich der Herr meines Willens, wie meines kleinen Landes bin. An diesem Tage werde ich kommen, Dich heimzuholen, denn Du bist Mein und Deine Heimath ist da, wo die Liebe Dich erwartet, bei mir, an meiner Seite.

„Und so schwöre ich Dir heute mit diesen feierlichen Worten, daß ich mich von dieser Stunde an betrachte Dir angehörig, Dir allein, als der Gemahlin meiner Zukunft, und ich schwöre Dir Treue und Liebe für mein ganzes Leben und flehe zu Gott, daß der Tag nicht mehr fern sei, da ich Dir danken kann für das große Opfer, das Du

mir in Liebe dargebracht und welches nur die Liebe lohnen kann.

„Amalie, von dieser Stunde an bist Du die Gemahlin meiner Zukunft, das Weib meines Herzens! So lasse uns nun in Treue und Liebe warten auf den Tag, da ich den Schwur der Treue, welchen ich Dir schriftlich gebe, auch mündlich vor dem Altare Gottes wiederholen werde.

„Laß uns warten und hoffen, und bewahre Deine Treue und Liebe dem Gemahle Deiner Zukunft, Deinem Felix. — Doch da dies ein feierliches Eheversprechen sein soll und da dies für mich der Ehecontract ist, bei dessen Abfassung mir Gott und die Liebe als Notare zur Seite stehen, so unterzeichne ich mich noch mit meinem vollen Namen und füge hinzu: Ich grüße Dich, meine Gemahlin der Zukunft! Bis ich Dich heimführen kann als meine Gemahlin und Fürstin, bist Du die Braut des Prinzen Felix von Sondermann."

Amaliens Antlitz strahlte vor Entzücken, als sie immer wieder und wieder diese glühenden Worte des Prinzen las. Sie drückte das Papier an ihre Lippen und bedeckte es mit heißen Küssen.

„Von nun an bin ich gefeit gegen das Unglück," sagte sie, „von nun an will ich tapfer sein und stark und muthig und Alles ertragen um

seinetwillen, und nur daran denken, daß er mich schon betrachtet als sein Eigenthum. Von allen Anderen will ich mich losreißen, denn es wäre eine Treulosigkeit gegen ihn, den ich allein liebe. Dieser Gedanke soll der Talisman sein, der mich schützet gegen alles Unheil, auch gegen den Herzog."

Sie küßte das Papier, dann faltete sie es eng zusammen, so klein, daß es Platz fand in der Kapsel des Armbandes, welches sie immer zu tragen pflegte und in welchem sich sonst eine Uhr befunden. Das Armband war das letzte Geschenk ihrer Mutter gewesen und der Herzog wußte das und kannte den Inhalt des Armbandes. Sie hatte daher nichts zu fürchten, sie konnte ihren Talisman, wie sie den Brief des Prinzen nannte, immer bei sich tragen, Niemand konnte ihn entdecken.

IV.

Der Brief.

Nicht ein einziges Wort von jener Erklärung mit seiner Nichte war über die Lippen des Fürsten gekommen, selbst dem, welchen er jetzt seinen Liebling nannte, und dem er am meisten vertraute, selbst dem Grafen Matthias hatte er die tiefe Beleidigung nicht gestehen mögen, die er von der Baronin empfangen.

Ihre Worte hatten ihn verwundet wie ein vergifteter Dolch; aber es war eine Wunde, die zu bekennen und zu zeigen sein Stolz und seine Eitelkeit ihm verwehrte und die um so heftiger schmerzte, weil sie nach innen blutete und das Mitgefühl des Freundes keinen Balsam auf diese Wunde legen durfte. Seine gekränkte Eitelkeit verbot dem Fürsten jede Klage, aber er dürstete um so mehr nach Rache und Vergeltung, und ganz im Ge-

heimen, ganz im Stillen entwarf er seine Pläne zur Ausführung dieser Rache.

„Wirklich, mein Freund," sagte er, als er wenige Tage nach der Scene mit der Baroneſſe, auf den Arm des Grafen Matthias gestützt, durch die schattigen Alleen seines Parkes dahin ging, „wirklich, ich bewundere Ihre außerordentliche Discretion. Sie wußten, daß ich vor einigen Tagen beabsichtigte, meiner Nichte einen Heirathsantrag zu machen, und Sie haben nicht einmal gefragt, was das Resultat unserer Verabredung gewesen."

„Ich wartete, Durchlaucht," erwiderte Matthias lächelnd. „Sie sehen, ich habe schon von Ihrer Weisheit gelernt. Sie haben mir oft gesagt, daß Sie die Orientalen deshalb bewundern, weil sie es verstehen, jedes Empfinden zu verbergen und ruhig und gelassen zu erscheinen, so sehr sie sich auch innen bewegt und unruhig fühlen mögen. Das habe ich mir gemerkt, Durchlaucht, und Sie haben gesehen, wie gelassen ich in diesen Tagen gewesen, obwohl ich wußte, daß es sich um eine bedeutende Entscheidung in Ihrem schönen Leben handelte. Ich schwieg und wartete."

„Ich danke Ihnen," sagte der Fürst, ihm lächelnd zunickend, „und ich will Ihnen jetzt ein

Bekenntniß machen. Ich bin feig gewesen! Es ist das eine Eigenschaft, die mir sonst nicht eigen war, und ich muß gestehen, daß ich zum ersten Male dies Gefühl der Feigheit hatte. Als meine Nichte mir gegenüberstand, und ich in ihr junges, blühendes Antlitz schaute, als ich sie so rosig, so himmlisch schön erblickte und mich daneben betrachtete in dem Spiegel, der uns Beiden gegenüber stand, mich armen, hinfälligen Greis — — ich bitte Sie," unterbrach er sich selbst, „suchen Sie nicht mir in diesem Augenblick zu schmeicheln und mir zu sagen, daß ich jung sei; ich habe mich erkannt und ich weiß jetzt, daß ich ein Greis, am Rande des Grabes bin! Als ich mich so erblickte an der Seite meiner Nichte, da befiel mich eine wahre Herzensangst und es kam mir vor, als würde es für mich ein Unglück und eine Gefahr sein, wenn ich das zur Ausführung brächte, was ich in meinem greisenhaften Uebermuthe beschlossen hatte: um die Hand meiner Nichte zu werben. Die Worte wollten nicht über meine Lippen kommen, sie stockten in meinem Herzen und ich konnte immer nur dieses schöne, prächtige Angesicht betrachten und immer nur hinüberblicken in den Spiegel, der das bleiche Greisenangesicht zeigte. Ich versichere Sie, theurer Freund, es war ein harter, grausamer

Moment, er knickte die letzten Blüthen meines Herzens. Ich sprach das entscheidende Wort nicht!“

„Arme Baronesse,“ seufzte Graf Matthias, „sie wird sich alsdann in ihren Hoffnungen sehr getäuscht gefühlt haben, denn sie, das bin ich überzeugt, sie glaubte, jetzt ihr Ziel erreicht zu haben und meinte, daß sie wirklich von Ihrer Liebe und Gnade in den Fürstenstand würde erhoben werden. Arme Baronesse! Wirklich, ich beklage sie, obwohl ich nicht zugeben darf, daß der Fürst Pandomenio jemals so alt und hinfällig werden könnte, um nicht in voller Berechtigung dem schönsten und jugendstrahlendsten Weibe seine Hand bieten zu dürfen! Es giebt Menschen, welche niemals alt werden, auserlesene, bevorzugte Naturen, denen das Schicksal einen Glanz der ewigen Jugend läßt durch ihr ganzes Leben und deren Alter nicht nach dem Kalender und dem Datum gezählt wird. Solch' eine auserlesene, Gott begnadigte Natur ist die Ihre, Durchlaucht, und ich bin gewiß, daß jede Frau sich geehrt und entzückt fühlen würde, wenn Sie ihr die Hand bieten.“

Der Fürst nickte leise.

„Ich hoffe das auch, mein Freund, und es ist besser, sich in dieser Hoffnung zu wiegen, als vielleicht unangenehme Enttäuschungen zu erleiden.

Doch um Ihnen die ganze Wahrheit zu bekennen," fuhr er lebhafter fort, „es war nicht bloß die Angst und Sorge, daß ich neben meiner Nichte zu alt erscheinen möchte, oder daß ich gar von ihr zurückgewiesen werden könnte, es beunruhigte mich noch ein anderer Gedanke! Ihnen gegenüber, mein Freund, will ich aufrichtig und ehrlich sein, ich zauderte, meiner Nichte einen Heirathsantrag zu machen, denn, — so sind wir leichtlebigen Kinder dieser Welt: wir genießen, was sich uns bietet, wir haschen die Freude, wo wir diesem holdseligen Schmetterling begegnen, aber wir möchten doch nicht, daß ein solcher holdseliger Schmetterling der Freude gerade unseren Namen trüge. Wir sind sehr nachsichtig, sehr duldsam gegen die Fehltritte der Frauen unserer guten Freunde, aber wir sind desto strenger und unduldsamer gegen unsere eigenen Frauen. Ich entsann mich, indem ich die Baronesse von Bendthorst zu meiner Gemahlin machen wollte, daß auch sie zuweilen bunte, schillernde Schmetterlingsflügel an ihrem schönen Körper getragen und ein wenig mehr umhergeflattert ist, als ich es eigentlich für meine Gemahlin wünschenswerth halten möchte. Deshalb sagte ich mir, es sei besser, erst noch ein wenig zu prüfen und zu überlegen, bevor ich einen Schritt thun möchte, vor dem ich

mein ganzes Leben lang zurückgeschaudert bin, weil es alsdann keinen Rückschritt mehr giebt, bevor ich mich zu einer Ehe entschlösse. Es ist besser, ich prüfe meine liebe Nichte noch ein wenig und Sie könnten mir darin einen gewichtigen Freundschaftsdienst erzeigen."

„Was kann ich thun?" fragte Matthias lebhaft. „Sagen Sie es mir, Fürst, gebieten Sie über mich, denn Sie wissen es wohl, für mich ist es eine wahre Genugthuung, Ihnen in irgend einer Weise dienen zu können!"

„Sie können mir in jeglicher Weise dienen," sagte der Fürst, ihm freundlich zunickend. „Sie können in der That als Freund an mir handeln. Meine Nichte ist leichtfertig, — ich spreche das Wort aus, denn wir sind allein — und außerdem weiß ich, daß Sie mit Ihrem scharf beobachtenden Blicke sie schon erkannt haben und Sie haben feine Ohren für die „On dits" des Tages. Gestehen Sie ehrlich: nicht wahr, man nennt meine Nichte die leichtfertige Hofdame?"

„Durchlaucht verlangen, daß ich ehrlich antworte. Nun ja denn, Sie haben das Wort ausgesprochen, welches man in Berlin überall der Baroneſſe giebt."

„Und glauben Sie, daß das nur ein boshaftes

Epitheton ornans der Läſterzungen für meine ſchöne Nichte iſt?“ fragte der Fürſt mit einem leiſen, ſpöttiſchen Lächeln. „Glauben Sie, daß ſie nur durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit ſich das Heer der Weiber zu ihren Feindinnen gemacht hat, weil ſie ſie beneideten? Ah, ich leſe in Ihrem Angeſicht, daß Sie es nicht glauben und daß einige von den leichtfertigen Aventuren meiner lieben Nichte Ihnen bekannt ſind. Nun denn, hören Sie den Freundſchaftsdienſt, welchen ich von Ihnen erbitten möchte. Thun Sie für mich, was ich ſelbſt nicht thun kann, weil ich mich von der großen Welt und aus der Geſellſchaft zurückgezogen habe und nicht in dieſelbe zurückkehren möchte. Beobachten Sie meine Nichte, horchen Sie, was die Welt von ihr ſagt und wenn Sie es gehört haben, dann prüfen Sie, ob es Verleumdung iſt oder Wahrheit! Wollen Sie das?“

„Ich ſagte Ihnen ſchon, theurer Fürſt, daß Alles, was Sie von mir fordern könnten, für mich ein Geſetz ſein würde. Ich will Alles thun, was Sie von mir begehren.“

„Aber das Wichtigſte! Sie werden mir von Allem, was Sie erfahren, Nachricht geben, offen und ehrlich, wie der Freund zum Freunde ſpricht, von dem er weiß, daß er vielleicht einem Abgrunde

entgegenschreitet und daß es seine Pflicht ist, ihn vor demselben zu warnen. Wollen Sie auch das?"

„Ja, theurer Fürst, ich will Alles, so wie Sie es wünschen, nach besten Kräften ausführen."

„Ich danke Ihnen, Freund," sagte der Fürst aufathmend. „Ich fühle mich, seit ich Ihnen Alles bekannte, wie von einer drückenden Last befreit und ich gestehe Ihnen, daß ich hoffe, durch Sie doch noch ein glücklicher Mann zu werden. Vielleicht habe ich zu viel gehorcht auf die Lästerzungen der Welt, vielleicht erfahre ich durch Sie, daß meine theure Nichte wirklich würdig ist, den Namen der Fürstin von Pandomenio zu tragen und Sie werden es sein, welcher mir meine schöne Nichte dann als Gemahlin zuführt. Sie allein!" — —

Durchschaute Graf Matthias den Fürsten Pandomenio? Hatte er mit seinem scharfen Blick und seinem feinen Geist auf der Tiefe dieses grollenden, zornerfüllten, rachedürstigen Herzens gelesen? Entwarf er vielleicht selber danach seine Pläne und regelte sein eigenes Verhalten?

Als er am Abende dieses Tages nach Berlin zurückkehrte, begab er sich sofort zur Gräfin Belham, die heute auf den Rath des Grafen Matthias nicht hinausgefahren war zu ihrem Onkel. Er hatte mit ihr eine lange Unterredung und am Ende

derselben reichte sie ihm mit strahlendem Angesicht ihre beiden Hände dar.

„Ich werde Ihnen mein Lebensglück danken, theuerster Graf," sagte sie mit zärtlichem Tone, „in der That, mein ganzes Lebensglück werde ich Ihnen schulden!"

Er nickte.

„Ja, ich werde Sie hoffentlich zur Erbin, zu einer Millionärin machen. Nicht wahr, darin beruht doch Ihr Lebensglück, Frau Gräfin?"

Er schaute sie mit einem fragenden Blick an und sie erbebte vor diesem Blick. Purpurne Röthe übergoß ihre Wangen und sie schlug die Augen nieder.

„Nicht wahr," wiederholte er seine Frage, „nicht wahr, Ihr Lebensglück beruht doch in dem Besitz des Reichthums und Sie werden Nichts mehr zu wünschen und zu begehren haben, wenn Sie die Erbin einer Million geworden sind?"

Sie antwortete nicht sogleich; dann auf einmal schien es, als ob sie einen muthigen Entschluß gefaßt habe. Sie hob die gesenkten Augen empor und schaute mit strahlendem Blick in das bleiche melancholische Angesicht des Grafen.

„Sie irren sich in mir, Graf Matthias von Harbaschic," sagte sie hastig und hoch aufathmend.

„Wirklich, Sie irren sich in mir und es scheint mir fast, als ob Sie mich verachten, wenn Sie glauben, daß nur der Besitz einer Million mich glücklich machen würde! Gewiß, es muß schön sein, reich, unermeßlich reich zu sein, aber wissen Sie, weshalb das schön sein muß? Weil man dann das Recht hat, denen, welche man liebt, Alles zu geben, was sie wünschen mögen! Sehen Sie, Graf Matthias, nach diesem Rechte sehne ich mich und dieses Recht ist es, was ich erlangen möchte. Sie glauben, daß mein Lebensglück in dem Besitz einer Million beruht? Nein, Graf Matthias, Sie sollen doch jetzt erkennen, daß Sie sich in mir geirrt haben! Mich wird die Million beglücken um des Mannes willen, durch den ich sie erhalten, nur um Ihretwillen, Graf Matthias!"

„Um meinetwillen?" fragte er mit aufstrahlendem Gesicht. „Verstehe ich Sie denn wirklich, Gräfin? Täusche ich mich nicht? Sagten Sie wirklich, daß — oh nein, nein! Ich habe falsch verstanden!"

„Sie haben nicht falsch verstanden," sagte sie leidenschaftlich. „Sie täuschen sich nicht und Sie sollen begreifen, was ich meine. Ich sagte, daß ich Ihnen mein Lebensglück verdanken würde, das sollte heißen, daß ich glücklich bin durch Sie, da-

durch, daß Sie für mich arbeiten und denken, dadurch, daß ich hoffen darf, daß Sie mich lieben!"

„Hoffen? Sie hoffen dies nur?" fragte er mit sanftem, vorwurfsvollem Tone. „Sie wissen es also nicht, Gräfin? Ich habe es Ihnen nicht durch all' mein Thun und Denken bewiesen, daß ich Sie liebe, unaussprechlich liebe? Daß ich mein ganzes Leben nur Ihrem Dienste allein geweiht habe? Was hätte ich denn davon, daß ich mich bemühe bei dem Fürsten, für Sie zu wirken? Warum hätte ich um Ihretwillen intriguirt, — ja, sagen wir das schlimme Wort, intriguirt gegen Ihre Schwester, die Baronesse Bendthorst? Warum ertrüge ich es den ganzen Tag, bei dem alten Fürsten zu verweilen, während doch das Leben mit allen seinen süßesten Verlockungen mich ruft, wenn ich es nicht thäte für Sie, die Frau, welche ich liebe und welche ich reich, frei und unabhängig machen will? Nur, weil sie einst die Gemahlin des Mannes gewesen ist, dem ich mein Leben danke und auf den ich zu meinem großen Glück nicht mehr eifersüchtig sein kann, da er todt ist? Warum thäte ich das Alles, wenn mich die Liebe nicht dazu triebe, die größte, die uneigennützigste Liebe zu Ihnen? Sie wissen das also nicht? Sie haben das nicht erkannt und verstanden, Gräfin? Oh,

das macht, Sie lieben mich nicht, das macht, ich bin Ihnen wohl ein guter Freund, dem Sie sich dankbar fühlen, aber Sie lieben mich nicht und deshalb verstehen Sie mein Herz nicht!“

„Sie glauben das wirklich?“ fragte sie mit einem innigen Blick. „Sie glauben wirklich, daß ich unempfindlich, daß mein Herz wie kalter Marmor wäre, der nicht von dem Sonnenglanz der Liebe durchwärmt werden könnte? Oh, wie sehr Sie irren, Graf Matthias! Wie wenig Sie ein Frauenherz verstehen! Es ist wahr, ich habe mich bezwungen, ich war nicht kühn genug, an mein Glück zu glauben, weil ich so sehr an das Unglück gewöhnt bin, aber jetzt, da Sie mir sagen, daß Sie mich lieben, jetzt habe ich nicht mehr nöthig, mein armes Herz zu verschleiern und ich darf, ich kann es Ihnen gestehen: ich liebe Sie, Graf Matthias! Wenn ich glücklich zu werden hoffe, so ist es nicht, weil ich durch Sie eine Millionärin werde, sondern weil ich durch Sie das einzige Glück des Weibes, weil ich die Liebe durch Sie kennen lerne! Ja, ich liebe Sie, Graf Matthias, und was das Leben Schönes bieten kann, nichts Schöneres giebt es, als das Geständniß Ihrer Liebe! Das ist die Million, die ich von Ihnen empfangen habe und

diese Million macht mich reich, glücklich und lebensfroh, sie ist für mich ein unverlierbarer Schatz!"

„Wie schön, wie himmlisch schön das klingt," sagte Matthias, ihre beiden Hände nehmend und sie an seine Lippen drückend. „Gott möge in seiner Gnadenfülle geben, daß Sie dieses Wort nie zurücknehmen, Gräfin Belham, und daß meine Liebe zu Ihnen immer als keine unwerthe Beigabe Ihrer Reichthümer und Ihres Glücks erscheinen möge! Ich wage den Gedanken an diese himmlisch schöne Zukunft, welche Ihre holdseligen Lippen mir kündeten, noch nicht auszudenken, ich muß mich erst fassen und stark werden in der süßen Hoffnung auf die Zukunft! Für mich darf es jetzt nur ein Ziel, nur ein Streben geben: das Ziel, Sie an die Stelle Ihrer Schwester zu setzen, das Streben, die theure, angebetete Wittwe meines Freundes für immer aus ihrer Armuth zu erlösen und sie zu einer Millionärin zu erheben."

„Und wenn Sie dieses Streben erreicht haben, mein theurer, geliebter Freund, wenn ich wirklich eine Millionärin bin, dann, o dann wird es doch in Ihrer Hand allein liegen, aus der Millionärin eine glückliche Frau zu machen," sagte sie, indem sie ihr Haupt mit einem schmachtenden Blick an die Schulter des Grafen legte.

Er schlang leise seinen Arm um ihren Nacken und drückte einen sanften, langen Kuß auf ihre nicht widerstrebenden Lippen. Dann, gleichsam erschrocken über seine eigene Kühnheit, trat er zurück, murmelte einige unverständliche Worte und eilte fort.

Sie schaute ihm lange nach mit einem schmachtenden, zärtlichen Blick.

„Ich liebe ihn," flüsterte sie. „Ja ich liebe ihn und er soll und muß mein Gemahl werden! Noch hat er das entscheidende Wort nicht gesprochen, weil er zu schüchtern, zu edel ist. Ich verstehe ihn wohl! Er meint, ich soll nicht denken, daß er um mich, um die Millionärin wirbt. Nun, wir werden ja sehen, ob er endlich den Muth fassen wird, das entscheidende Wort zu sprechen. Und thut er's nicht, so werde ich es sprechen, wenn ich Millionärin bin!"

Während sie leise so zu sich selber sprach, ging Graf Matthias langsam und gedankenvoll durch die Straßen dahin nach seiner Wohnung und ein spöttisches Lächeln stand auf seinen Lippen.

„Thörin," sagte er leise zu sich selbst, „verliebte Thörin, welche sich allen Ernstes einbildet, daß ich sie liebe und daß ich um die Ehre werbe, ihr Gemahl zu sein. Nun gleichviel, sie geht in

meine Netze und das ist für den Augenblick Alles, was ich begehren kann! — —“

Der alte Fürst Pandomenio war seit der Scene mit seiner Nichte wie umgewandelt. Er hatte, wie es schien, seine Energie wiedergefunden, es schien, als ob die Pläne und Entschlüsse, welche er gefaßt hatte, ihn stark und kräftig gemacht, und in dem Greise wieder den Mann erweckt hatten, den thatkräftigen, entschlossenen Mann, der weiß, was er will und seinen Willen zur Ausführung bringt. Der Geist in ihm hatte Macht gewonnen über den hinfälligen Körper und das letzte Aufflackern dieses Geistes durchglühte die Greisengestalt mit neuem Leben und mit neuer Kraft.

Eines Morgens rief er den Kammerdiener in sein Kabinet und befahl ihm, die Staatsequipage bereit zu machen und seiner weiteren Befehle zu warten. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und langsam, oft inne haltend, um neue Kraft zu sammeln, damit nicht etwa seine Hand, wie sie sonst zu thun pflegte, zittere und der Baronesse sein Alter und seine Schwäche zeige, langsam schrieb er:

„Theuerste Amalie!

Nicht wahr, Kind, Du bist erstaunt über diese Ueberschrift! Du liest sie drei, vier Mal,

um Dich zu überzeugen daß es wirklich so dasteht!

Theuerste Amalie, ich sehne mich nach Dir! Mein altes Herz erkaltet und erstarrt, wenn es nicht durch einen Sonnenblick Deiner Augen erwärmt wird! Komm zu mir und laß uns froh mit einander sein, um die Stunden, welche mir das Schicksal noch gönnt, durch Deine Gegenwart zu glücklichen machen. Ich schicke Dir meinen Wagen. Komm zu

Deinem

guten und getreuen Onkel."

Er warf die Feder weg und überlas noch einmal das Geschriebene, dann lachte er laut auf, so laut, wie er seit Jahren nicht gelacht hatte. Es klang schauerlich, dieses spöttische, höhnische Lachen des Greises inmitten der tiefen Stille ringsumher, und schauerlich war das zornige, verwelkte Antlitz mit den flammenden Augen und dem spöttischen, drohenden Ausdruck anzusehen.

„Sie ist Närrin genug, um die Worte für Wahrheit zu nehmen," sagte er, indem er das Papier zusammenfaltete und es in ein Couvert schob. „Die leichtfertigen Frauen sind immer gutherzig und da sie leicht vergeben, glauben sie auch, daß Andere es thun. Sie wird kommen."

Er klingelte und übergab dem Kammerdiener das Briefchen und befahl ihm, mit der Staats=equipage nach Berlin zu fahren, der Baroneſſe das Briefchen zu übergeben und ihrer Befehle zu warten.

V.

Versöhnung.

„Mein theurer, geliebter Onkel, wie gütig, wie großmüthig Sie sind und wie sehr ich Ihnen danke.“

Mit ausgebreiteten Armen, mit strahlendem Angesicht flog die Baronesse Amalie zu dem Fürsten Pandomenio heran, schloß ihn in ihre Arme und drückte einen zärtlichen Kuß auf seine Lippen.

„Du dankst mir, daß ich mir selber eine Freude bereite?“ fragte der Fürst lächelnd, indem er sich ruhig die Zärtlichkeitsbeweise seiner Nichte gefallen ließ, und dann Arm in Arm mit ihr zu dem Divan hinging. „Ich gebe Dir die Worte zurück, welche Du eben gesagt, Amalie: Wie gütig und wie großmüthig Du bist, und wie sehr ich Dir danke, daß Du auf meinen ersten Ruf gleich bereit bist, zu mir zu kommen.“

„Ach, mein theurer Onkel, ich wollte, Du hättest mich schon früher gerufen," sagte sie, sich innig an ihn schmiegend. „Denn ich muß Dir bekennen, ich habe keine Ruhe und keinen Frieden gehabt seit jener entsetzlichen Stunde, da Du mich so kalt entließest. Ich fühlte, daß ich ein grausames Unrecht an Dir begangen, und ich bereute, gewiß, mein theurer Onkel, glaube es mir, ich bereute aus tiefster Seele jedes böse Wort, das ich gesprochen, und ich bitte Dich innig um Verzeihung. Glaube es mir, ich habe mich wirklich über mich selber gegrämt, daß ich so kalt und so schlecht handeln konnte an dem, der mir immer nur Liebes und Gutes gethan, der mein Wohlthäter gewesen und mein Erlöser von allen Nöthen und Wirrsalen des Lebens, ich grämte mich über mich selber und" —

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte der Fürst rasch, „ich habe jene Stunde ganz und gar vergessen."

„Aber ich werde es niemals vergessen, wie böse, wie herzlos ich war. Doch gewiß," rief Amalie lebhaft, „doch gewiß, lieber Onkel, ich war es nur mit Worten, es war nur das Entsetzen, welches mein Herz erfaßte, weil es treulos sein sollte, treulos allen seinen Wünschen und Hoffnungen."

„Hoffnungen?“ wiederholte der Fürst. „Du liebst also, nicht wahr? Es ist eine neue Flamme in Deinem Herzen aufgeglüht, und Du willst diese Flamme hüten, wie es die Vestalinnen thaten mit dem heiligen Feuer.“

„Oh, theurer Oheim,“ flüsterte sie mit niedergeschlagenen Augen und einem tiefen Seufzer, „Sie spotten meiner und Sie mahnen mich daran, daß es nicht das erste Mal ist, daß mein Herz erwacht. Ach, leider ist es zu meinem tiefen Kummer, zu meinem unaussprechlichen Herzeleid —“

„Ach, jetzt sehe ich wirklich, daß Du von neuer Liebe erfüllt bist,“ unterbrach sie der Fürst mit einem leisen Achselzucken. „Du machst Dir Vorwürfe über die schönen Tage und Freuden Deiner Vergangenheit! Das ist nicht recht, Amalie, man soll niemals Stunden zürnen, in welchen man glücklich war. Also Du liebst. Du schweigst? Antworte mir doch, ich bin doch immer Dein Vertrauter gewesen. Beweise mir jetzt, daß Dein Onkel Dir noch eben so nahe steht, wie sonst. Du liebst?“

Sie rang mit sich selbst. Der Athem ging stürmisch aus ihrer Brust hervor, Purpurröthe bedeckte ihre Wangen, wie sie da saß mit niedergeschlagenem Blick. Dann auf einmal hob sie die

großen Augen mit einem flammenden Ausdruck empor und ein seliges Lächeln überstrahlte ihr Angesicht.

„Ja, ich liebe," rief sie mit leidenschaftlicher Gluth, „ich liebe, mein theurer Onkel, und mich dünkt, es ist das erste Mal in meinem ganzen Leben, daß ich dieses heilige Empfinden so glühend, so mächtig und auch so rein in mir trage!"

„Das erste Mal?! Das sagt man immer, mein liebes Kind," lächelte der Fürst. „Nun weiter in Deinem Bekenntniß. Wer ist der Glückliche, welcher jetzt diese erste Flamme Deiner Liebe entzündet hat? Du schweigst schon wieder? Soll ich Deiner mädchenhaften Schüchternheit zu Hülfe kommen? Nicht wahr, es ist der Prinz von Sondermann?"

„Ja, mein theurer Onkel, ich sehe es wohl, die Fama, welche immer ihre Augen auf mich gerichtet hat und getreulich, was mich betrifft, weiter erzählt, die Fama hat Ihnen schon davon gesprochen. Nun denn, ich leugne es nicht, ich liebe den Prinzen von Sondermann, ich liebe ihn mit aller Kraft, mit aller Gluth meines Herzens! Diese Liebe ist mir wie ein heiliges Fegefeuer, durch welches ich gereinigt und geläutert wieder hervorgehe, um einzutreten in ein neues, heiliges, tugend-

reiches Dasein. Mich dünkt, dieses Feuer, das in mir glüht, verzehrt alle Erinnerungen an die Vergangenheit, es läutert mein Denken und Empfinden, es macht mich wieder gut, wieder unschuldig und rein!"

„Es ist also nicht ein Feuer," sagte der Fürst mit einem seltsamen Lächeln, „sondern diese Liebe ist ein Lethetrank, der Dich vergessen lehrt, und die schöne Hofdame, die Baronesse von Bendthorst, die viel erlebt und viel geliebt hat, wieder zu einem jungen, unschuldigen Mädchen macht. Du glaubst daran?"

„Ja, mein theurer Freund, mein Vater und mein Beichtiger, ja, ich glaube daran. Ich glaube, daß es eine heilige, große, tugendhafte Liebe giebt, welche uns zu neuen Menschen machen kann. Ich habe diese läuternde Kraft der Liebe wirklich an jedem Tage neu an mir empfunden, und ich kniee oft nieder, wenn ich zur Ruhe gehe und den Tag bedenke und danke Gott, daß er so heilige, so reine Gefühle in meinem armen Herzen wieder aufkeimen läßt, gleich den Myrthenknospen eines neuen Daseins."

Während sie so sprach, glänzten Thränen in ihren Augen und rannen langsam über ihre rosigen Wangen nieder. Der Fürst schaute sie kopfschüttelnd und mit einem spöttischen Lächeln an.

„Mein Kind, wirklich ich bewundere Dich. Du hast ein seltsames Genie, bei jeder neuen Liebe Dich selber zu überzeugen, daß es Deine erste Liebe sei. Ich könnte Dir aus Deinem Tagebuch beweisen, daß Du schon öfter in so heiligen Phantasien zu mir gesprochen hast."

Sie schrak leicht zusammen und trocknete hastig die Thränen aus ihren Augen fort.

„Aus meinem Tagebuch?" fragte sie erstaunt.

Er nickte.

„Du weißt doch, Du gabst mir einmal Dein Tagebuch, zum Beweise, daß Du mir unbedingt vertrautest. Es war zu der Zeit Deiner ersten tugendhaften Liebe mit dem Herzog Friedrich. Ich habe niemals so begeisterte Hymnen der Liebe gelesen, als in Deinem Tagebuch stehen, welches in Wirklichkeit eine Bibel der Liebe ist, bei welchem ich recht oft noch jetzt meine Andachtsstunden halte und mich dieser wonnevollen Entzückungen, welche Du mit so beredten Worten auszuströmen vermagst, freue. Freilich kommen auch düstere und verzweiflungsvolle Psalmen dazwischen und Du hast oft nachher von einem Fegefeuer geschrieben, aber nicht von einem Fegefeuer, wie das, von welchem Du jetzt sprichst, das Dich zu einem neuen unschuldsvollen Dasein läutert, sondern von einem Fegefeuer

der Schmerzen, der Reue und der Enttäuschung. Ich sage Dir das nur, mein Kind, um Dich zu ermahnen und Dich darauf vorzubereiten, daß doch wieder ein Tag kommen wird, wo Du erkennen mußt, daß es auf Erden keine ewige Liebe und keine Läuterung giebt von dem, was wir einmal erfahren und einmal erlebt haben. Ich weiß wohl, die leichtfertigen Franzosen sagen: Le cœur est toujours vierge pour un nouvel amour. Aber ich gestehe Dir ehrlich, ich glaube nicht an diese Jungfrauenschaft des Herzens, das Herz des Weibes ist beweglich, wie der Wind, und es wehen heute Staubwolken über die Altäre, welche wir gestern aufgebaut!"

„Oh, mein Freund, Sie sind sehr grausam," seufzte Amalie. „Wenn es denn nur ein Phantasiegebilde ist, diese neue Liebe, so gönnen Sie es mir wenigstens, ihm nachzuhängen, und von ihm zu glauben, daß es eine himmlische Wirklichkeit ist, so lange, bis ich meinen Irrthum erkennen muß. Doch nein, das wird niemals sein, nein, es ist unmöglich, daß auch dieses Täuschung ist. Ich fühle sie wie einen Gottessegen in mir! Ich fühle mich besser, reiner, erhobener seitdem, und das wenigstens muß mir bleiben, und das kann durch

nichts vergänglich sein, diese Liebe ist ungewöhnlich, ist himmlisch, sie ist rein und ewig!"

„Worte, Worte! Bunte Eintagsfliegen, die mit der Sonne in Deinem Herzen aufgeflattert sind und am Abend, wenn die Sonne untergegangen, mit ihr sterben."

„Aber diese meine Sonne wird nicht untergehen, denn —"

„Halt!" unterbrach sie der Fürst mit einem spöttischen Lächeln. „Ganz genau diese selben Worte erinnere ich mich in Deinem Tagebuche gelesen zu haben."

„Oh, schon wieder dieses Tagebuch, Onkel! Seien Sie großmüthig, seien Sie barmherzig, geben Sie mir dieses unselige Tagebuch zurück!"

„Wozu?" fragte er lächelnd, die Achseln zuckend. „Um darin zu lesen und Dich zu überzeugen, daß Alles schwindet und vergeht? Die Schönheit und die Jugend, die Liebe und das Glück?"

„Nein, um es zu vernichten, wie ich meine ganze Vergangenheit vernichten möchte!"

„Wenn das nur ginge! Ja, das glaube ich wohl. Es möchten Viele ihre Vergangenheit vernichten, und den Schritt zurückthun, durch welchen sie aus dem Himmel gestürzt sind. Nein, mein Kind, ich behalte Dein Tagebuch, ich lese sehr oft

darin und freue mich seiner. Es soll sogar, wenn ich einst sterbe, mir mitgegeben werden in das Grab. Das ist ein Geschenk für das, was ich Dir zurücklasse, meine theure Amalie, das Gegengeschenk für meine Erbschaft."

„Du giebst es mir nicht, auch wenn ich Dir sage, daß Du mich mehr dadurch beglückst und erfreust, wenn Du mir dieses Geschenk, da Du zu meiner Freude noch lebend unter uns wandelst, darbringst, als mich irgend ein Geschenk erfreuen kann, was ich nach Deinem Tode empfangen soll? Gieb es mir, Onkel! Sei gut und großmüthig, wie Du es sonst immer gegen mich gewesen, gieb mir das häßliche alte Tagebuch zurück!"

Und während sie so sprach, streichelte sie mit ihrer rosigen, weichen Hand seine alten, welken Wangen und schaute mit ihren großen Augen so flehend und so bittend, wie ein Kind, in das graue, runzlige Gesicht.

„Jetzt gebe ich es Dir erst recht nicht. Du schiltst das Tagebuch, und ich, ich nenne es eine Bibel der Liebe, also soll es bei mir bleiben. Sprechen wir nicht mehr davon."

Er stand auf und begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Er schien es gar nicht zu merken, daß Amalie zerstreut und gedankenvoll

blieb, er schien es gar nicht zu gewahren, daß ihre Mienen traurig und ihre Augen feucht waren. Er hielt sie nicht zurück, als sie dann erklärte, sie müsse nach Berlin heimkehren, weil ihr Dienst bei der Herzogin es erfordere. Er führte sie selbst zu ihrem Wagen, und blieb auf dem Perron stehen, als sie von dannen fuhr. Wie sie sich aus dem Wagen lehnte und noch einmal mit ihrem Tuche ihm ihre Grüße zuwehte, da winkte er mit der Hand lächelnd nach ihr hin und lächelnd wandte er sich dann um und kehrte in sein Wohngemach zurück.

Aber da schwand das Lächeln von seinem Angesicht, und nur finsterer Haß sprach aus seinen Mienen. Er hob die Faust und drohte nach jener Gegend, wohin er eben seine letzten freundlichen Liebesgrüße gesandt, drohte ihr nach, die gedankenvoll und in sich gekehrt dahin fuhr.

„Sie soll es schon erfahren, was es heißt, lebendig in ein offenes Grab niedersteigen," murmelte er, „sie soll schon erfahren, wie der Tod sich rächt, dem sie nicht lebendig in die Arme sinken wollte. Oh, schöne Amalie, Du hast heute vor mir Thränen verliebter Seligkeit geweint, ich werde noch die Stunde erleben, da Du Thränen verzweifelten Jammers weinst."

Die Thür ward geöffnet und der Kammerdiener meldete den Grafen Matthias.

Der Fürst ging ihm entgegen, lebhafter, hastiger, wie er es sonst zu thun pflegte.

„Ich sah Sie seit zwei Tagen nicht, mein Freund. Wissen Sie, daß das eine Ewigkeit ist," sagte er, ihm seine Hand darreichend.

„Das war es auch für mich, Durchlaucht, doch hatte ich einen Trost: daß ich für Sie arbeitete und für Sie thätig war."

„Ah, Sie haben also Ihre Nachforschungen, Ihre Beobachtungen fortgesetzt?"

„Ja, theure Durchlaucht, ich habe gethan, was ich versprochen und ich habe freilich allerlei Neuigkeiten zu melden. Zuerst, daß die Baronesse von Bendthorst —"

„Liebt," unterbrach ihn der Fürst mit einem spöttischen Lächeln. „Ich weiß es, sie hat es mir eben selbst gestanden, sie liebt den Prinzen von Sondermann und es ist einmal wieder ihre erste Liebe."

„Ja, sie liebt ihn," bestätigte Matthias, „und sie träumt von zukünftigem Glück. Man sagt, sie sei fest überzeugt, daß sie die Gemahlin des Prinzen von Sondermann werden würde."

„Und er?“ fragte der Fürst. „Ist der Prinz von Sondermann auch fest davon überzeugt?“

„Ich glaube es, Durchlaucht, er ist etwas schwärmerischer Natur, wie es scheint. Er hat wenig in der Welt gelebt und hält die Baronesse von Bendthorst wirklich für die tugendreiche Vestalin, für welche sie sich ihm gegenwärtig darzustellen scheint. Ich hörte allerlei spöttische Bemerkungen über die jetzige Tugendhaftigkeit der Baronesse. Ich gestehe Ihnen, Durchlaucht, ich bin in meinen Nachforschungen so weit gegangen, daß ich mich mit der zweiten Kammerfrau der Baronesse befreundet habe.“

„Ah, Sie sind ein Weltweiser! Sie kennen das Reich der Hinterthüren. Warum wandten Sie sich nicht an die erste Kammerfrau, die kennt das Leben der lieben Baronesse besser vielleicht, wie sie selbst.“

„Diese erste Kammerfrau ist ein Drache, der durch nichts zu bestechen ist, aber die zweite, das ist eine liebeglitzernde Eidechse, die sich verlocken und zähmen läßt.“

„Und Sie haben sie gezähmt?“ fragte der Fürst lächelnd.

„Ich glaube, daß es mir gelungen ist, Durchlaucht,“ erwiderte er mit einem verschämten Niedersenken seiner Augen. „Dieses gute Kammerkätzchen

erzählte mir, daß die Baroneſſe ſeit einiger Zeit ungemein tugendhaft iſt. Sie geht ſogar in die Kirche, ſelbſt wenn die Herzogin Wittwe krank iſt und ſie alſo nicht die Pflicht hat, ſie zu begleiten. Sie betet ſogar an jedem Abend und an jedem Morgen. Das Kammerkätzchen hat ſie mehrmals, wenn ſie durch das Schlüſſelloch ſchaute, auf ihren Knieen geſehen. Sie empfängt den Prinzen von Sondermann nie allein, aber ſie wechſelt mit ihm an jedem Morgen Briefe, und der Drache, die erſte Kammerfrau, iſt die Vermittlerin zwiſchen beiden Liebenden. Es hatte ſich einmal ſogar begeben, daß in dem Zimmer dieſes Drachen ein Rendezvous zwiſchen dem liebenden Paar Statt fand. Aber nur einmal, denn der Herzog hat davon Kunde erhalten, ich vermuthe durch die luſtige, kleine Eidechſe, und hat mit Strenge ſolche Zuſammenkünfte verboten."

„Im Namen der Tugend und Sittlichkeit, oder der Eiferſucht?" fragte der Fürſt achſelzuckend.

„Ich glaube, im Namen der letzteren," erwiderte Matthias. „Der Herzog liebt trotz ſeiner ſchönen Gemahlin die Hofdame noch immer mit derſelben eiferſüchtigen Gluth früherer Jahre, und er wird ſie nicht aus den Banden entlaſſen, die er ſo feſt um ihre ſchönen Arme und ihre himmliſche Geſtalt

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

gelegt hat, daß sie sie trotz ihrer Wuth und ihrer Anstrengung nicht zerreißen kann."

„Und die Herzogin? Ich meine die junge? Ahnt sie von allen diesen Dingen etwas?"

„Ich glaube, Durchlaucht. Man sieht die Herzogin jetzt zuweilen mit trüben Blicken und mit gerötheten Augen, während sie sonst immer strahlend war von Glück und Liebesseligkeit. Man sagt, die Herzogin empfange zuweilen anonyme Briefe, die sie aufklären über Alles, was geschieht in Bezug auf die Baronesse und ihren Gemahl."

„Kennen Sie den Schreiber dieser anonymen Briefe?" fragte der Fürst mit einem scharfen Blick auf den Grafen.

Er antwortete nur mit einem Lächeln und einem leisen Neigen seines Hauptes.

„Wie gesagt, die Frau Herzogin wird durch diese anonymen Briefe aufgeklärt über Alles, was sich begiebt. Sie weiß jetzt, daß der Herzog fast an jedem Morgen um dieselbe Stunde der Baronesse von Bendthorst seinen Besuch macht. Und man hat ihr, wie ich glaube, den geheimen Weg angegeben, welcher von dem Kabinet des Herzogs durch kleine Korridore und geheime Treppen hinüberführt nach dem anderen Flügel des Schlosses, wo die Baronesse von Bendthorst ihre Zimmer

hat, und es könnte sich begeben, daß an einem der nächsten Tage die Frau Herzogin, welche eine Tochter Eva's ist, wie alle Frauen, trotz ihrer Reinheit und Lieblichkeit doch der Neugierde nachgiebt und sich um dieselbe Stunde über die geheimen Korridore und Gänge nach den Gemächern der Hofdame verfügt. Ich sage, es könnte sein, und wenn es gewesen ist, werde ich, Dank meiner kleinen, lustigen Eidechse, das Vergnügen haben, Euer Durchlaucht davon Nachricht zu geben."

„Ich danke Ihnen, Freund," sagte der Fürst, ihm zunickend, „Sie sind wirklich ein thätiger und großmüthiger Freund. Ich war der lieben Herzogin von Ercola für manche Freude und für manchen Hochgenuß dankbar, aber das größte Geschenk, das ist doch der Freund, den sie mir gesandt, das sind Sie, mein theurer Graf Matthias. Und ich bedaure nur eins."

„Was, Durchlaucht, was haben Sie zu bedauern? Könnte ich es ändern?"

„Nein," sagte der Fürst lachend, „dies Eine leider nicht. Ich bedaure nur, daß ich nicht wieder in einen jungen Mann mich verwandeln kann, dann sollten Sie mein Mentor sein, und wir Beide zusammen, oh, wir Beide —"

Er lachte laut auf, aber dieses Lachen weckte

in seiner armen, kranken Brust den Krampfhusten wieder auf. Das Lachen erstarb auf seinen Lippen, und er hustete, es heulte und pfiff aus seiner zitternden Brust so lange, so furchtbar, bis sich seine bleichen Lippen purpurroth färbten von dem Blut, welches aus seinen Lungen hervorquoll.

Man rief den Arzt, welchen der Fürst seit einiger Zeit zu sich gerufen und der immer im Schloß gegenwärtig war. Er neigte sich über den Leidenden, welcher eben ächzend und stöhnend von einem erneuten Hustenanfall ausruhte. Er fragte ihn mit sanfter, theilnehmender Stimme nach seinem Befinden.

Der Fürst starrte ihn mit weit geöffneten Augen an und antwortete nicht. Nur ein leises Zucken und Beben ging zuweilen durch die lang gestreckten Glieder und ein tiefes Stöhnen drang aus seiner Brust hervor, dann ward die ganze Gestalt wieder geschüttelt von einem neuen Hustenanfall und die Brust erbebte von dem furchtbaren Heulen und Krächzen des Hustens.

Graf Matthias stand zur Seite des Arztes, und als der Fürst halb ohnmächtig, mit geschlossenen Augen da lag, und der kalte Schweiß langsam über die weiße Stirn ihm niederträufelte, schaute er ihn an mit einem langen, aufmerksamen Blick.

Der Arzt legte ihm leise die Hand auf die Schulter und winkte ihn in eine Fensternische. Sie gingen, leise auf den Zehen schleichend, Beide dahin.

„Der Fürst ist sehr krank," flüsterte der Arzt, „die Hustenanfälle werden immer heftiger, und das heutige Symptom von Blutauswurf ist der Herold des nahenden Unheils. Es kann geschehen, daß eines Tages der Fürst von solchem Anfall sich nicht wieder erholt. Sie stehen der Familie nahe, Herr Graf, Sie sind der Vertraute des Fürsten, erlauben Sie mir also eine Frage: Ist Alles geordnet, so daß der plötzliche Tod des Fürsten keine Derangements verursacht? Ist ein Testament vorhanden?"

„Ich glaube, nein, Herr Doctor. Ich danke Ihnen für Ihre Frage, die zugleich eine Warnung ist. Ich werde die Frau Gräfin Belham heute benachrichtigen und ich glaube, daß ich den Fürsten vorbereiten muß, wenn noch ein Testament zu machen ist."

VI.

Die Ueberraschung.

„Wirklich, theuerste Amalie, das ist ein seltenes Glück," sagte der Herzog, indem er durch die kleine Tapetenthür eintrat, deren Geheimniß Niemand kannte, außer ihnen Beiden und dem Architekten, welcher diesen Durchbruch der Mauer und die kleine Thür, die nach dem Korridor führte, selbst gemacht hatte, und dem der Herzog dafür das Geld zu einer Reise nach Italien gegeben hatte.
„Ja, wirklich ein seltenes Glück! Sie bescheiden mich zu sich, Sie schreiben mir und bitten, daß ich zu Ihnen komme und zwar um dieselbe Stunde, in welcher ich Ihnen sonst immer meinen Besuch zu machen pflegte. Sind die schönen Blüthen, welche ich verwelkt glaubte, wieder zu neuem Glanz aufgeblüht, ist es denn wieder Frühling geworden, und sehnen Sie sich nach mir und konnten die Zeit nicht erwarten, daß ich komme?"

Sie hat ihn ruhig angehört und ihn mit keinem Wort unterbrochen! Sie weiß es ja, der Herzog ist ein Schönredner, welcher selbst immer am meisten entzückt ist von seinen Worten und Phrasen und den es sehr verstimmt, wenn man ihn in denselben unterbricht und sie möchte ihn heute nicht erzürnen.

Ach, und doch weiß sie, daß das, was sie ihm zu sagen hat, ihn erzürnen, ihn zu leidenschaftlichem Aerger aufstacheln wird!

„Sie schweigen, Amalie?“ fragte er, sie zärtlich betrachtend. „Wahrlich, wenn man Sie anschaut mit dem ernsten Gesicht und den zusammengepreßten Lippen, auf welchen ich nicht das leiseste Lächeln des Willkommens sehe, dann sollte man nicht meinen, daß es ein zärtliches Liebes-Rendezvous ist, zu welchem Sie Ihren Geliebten beschieden. Sie sehen traurig aus, Amalie, und mich dünkt, Sie haben geweint.“

„Ich bin auch traurig, Herzog,“ sagte sie seufzend und mit schüchternem Blick die Augen zu ihm erhebend. „Ja, wirklich, ich bin traurig und mir ist es zuweilen, als liege das Leben wie eine drückende Last auf mir, so daß es mir die Brust zersprengen müßte.“

„Nun, was ist es?“ fragte er mit verdüsterter Miene.

„Herzog,“ rief sie laut und mit einem Ausdruck innigsten Gefühls, „Herzog, ich kann dieses Leben nicht ertragen, ich kann nicht fortgesetzt lügen und betrügen, kann nicht so dahin gehen unter dem tiefen Schatten meines Daseins und mir den Anschein geben, daß Alles sonnig und hell wäre.“

„Ach, immer noch das alte, traurige Lied,“ sagte der Herzog achselzuckend, „ich wollte, daß Sie endlich diese Gedanken verbannen und eine neue Melodie anstimmen. Aber freilich,“ fuhr er lebhafter fort, „freilich, es giebt eine neue Melodie, welche Ihre Lippen singen möchten und Sie fordern von mir die Erlaubniß, sie singen zu dürfen! Nicht wahr, das ist es, deshalb haben Sie mich berufen! Es ist das neue Lied, welches in Ihrem Herzen erklingt und welches von Ihren Lippen tönen möchte und dieses neue Lied heißt: Herzog, ich liebe Dich nicht mehr, ich liebe den Prinzen Felix von Sondermann! Nicht wahr, das ist es?“

„Ja, Sie haben Recht,“ rief sie, stolz sich aufrichtend und mit flammenden Augen, „daß ist es! Ja, ich wollte Ihnen sagen, Herzog, ich liebe Sie nicht mehr, also erbarmen Sie sich und geben Sie

mich frei! Ich liebe den Prinzen Felix von Sondermann, also üben Sie Gnade und lösen Sie die Bande, welche mich an Sie fesseln."

„Meinst Du, Amalie, daß ich ein so thörichter, weichlicher Knabe wäre, auf diesen Schrei Deines verliebten Herzens zu achten, eine großmüthige Scene aufzuführen und meine eigenen Wünsche zu opfern für diesen Narren, der an Dich glaubt und anbetend zu Deinen Füßen liegt?"

„Herzog, ich glaube, daß Sie daß thun werden, ja ich glaube es, denn ich habe Sie einst geliebt, habe an Ihre Großmuth, an Ihre Güte, an Ihr Erbarmen geglaubt! Ich habe Sie verehrt um der Tugenden willen, die ein Mann besitzen kann, denn ich glaubte, daß Sie solche besäßen. Ich sage ja nicht, daß ich mich darin ganz getäuscht habe! O seien Sie nicht hartherzig, lassen Sie mir doch das Glück, zurückschauen zu können in meine Vergangenheit, und zu sagen, es war doch ein edler Mann, dem ich die schönsten Jahre meines Lebens geopfert, dem ich meine ersten, reinsten und heiligsten Gefühle gegeben habe. Mein Herz ist schwach gewesen und hat sich von ihm gewandt; doch ich blicke mit Stolz zurück auf den, welchen ich einst so sehr geliebt habe. Ihm danke ich mein ganzes Glück, ihm danke ich es, daß ich

endlich eingegangen bin in den Hafen des Friedens und der seligen Ruhe und daß ich endlich nach so vielen Stürmen ausruhen kann an der Brust eines edlen, hochherzigen Mannes, welcher mich liebt! O, Herzog, seien Sie edel und menschlich und erbarmungsvoll und lassen Sie mich Das sagen, lassen Sie mich so von Ihnen sprechen und machen Sie, daß ich einst in meiner Sterbestunde noch segnend Ihrer gedenke und daß mein letztes Gebet ist für Ihr Glück!"

„Viele schöne Worte um eines schlechten Gedankens willen, viele Schmeicheleien, um eine böse Absicht zu verbergen!" rief der Herzog zornig. „Sie sagen, daß Sie mich nicht mehr lieben? O, das überrascht mich nicht; denn es giebt keine Frau, welche dauernder und treuer Liebe fähig wäre! Sie verlangen, daß ich Sie freigebe, weil Sie mich nicht mehr lieben? Ich aber sage Ihnen, ich liebe Sie noch immer und Sie sind für mich noch immer ein schönes, geliebtes Weib, weil ich höher denke und reiner von den Tagen die gewesen, weil ich die Bande, die uns aneinander fesseln, heilig halte und sie tragen will bis zu meinem letzten Lebenstage! So sollen auch Sie es thun müssen, so sollen auch Sie heilig halten,

was heilig ist! Sie wissen es, Amalie, wir sind unauflöslich aneinander gebunden."

„Nein!" rief sie mit flammenden Augen und zorniger Miene. „Nein, das sind wir nicht! Sie selbst haben die Bande zerrissen, als Sie allen Ihren Versprechungen, Ihren schriftlichen und Ihren mündlichen zum Hohn, sich mit einer Prinzessin vermählten. O, damals wäre ich glücklich gewesen, Ihre Gemahlin zu werden, damals hätte ich es auf mich genommen, im Schatten und geschmäht von der Welt die Ihre zu sein, damals glaubte ich an Sie und wäre zufrieden gewesen, Ihren Namen zu tragen! Ich hätte entsagt der Ehre und dem Glanz, wenn ich nur Ihre rechtmäßige Gemahlin geworden wäre! Aber Sie vermählten sich standesgemäß und von der Stunde an zerrissen Sie die Bande, welche uns aneinander fesselten!"

„Wenn es so ist," sagte der Herzog ruhig, „warum verlangen Sie denn jetzt von mir, daß ich sie zerreiße? Sie sagen, es fesseln Sie keine Bande an mich? Wohl denn, so gehen Sie doch, Baronesse von Bendthorst! Dünken Sie sich frei, nun so gehen Sie; aber sehen Sie zu, wie weit Sie kommen, wenn ich Sie verlasse, sehen Sie, wie alle Welt Sie dann verläßt, wie man mit

Fingern auf Sie zeigt und Sie verspottet und höhnt, wenn ich Sie nicht mehr schütze! Oder meinen Sie allen Ernstes, daß dieser kleine Prinz von Sondermann geneigt wäre, die verliebte Comödie zu einer Tragödie für sich zu machen, das heißt, sich mit Ihnen zu vermählen? Glauben Sie, daß dieser kleine, weichherzige Fant den Muth besäße, um Ihretwillen seine ganze Zukunft zu gefährden, sich mit seiner Familie zu überwerfen und den Ansprüchen auf die Erbfolge in dem kleinen Fürstenthum zu entsagen, blos um des Glückes willen, sich Ihren Gemahl zu nennen?"

„Ja, ich meine das wirklich," sagte sie stolz. „Ich weiß, daß der Prinz von Sondermann, welcher ein edler, hochherziger und vor allen Dingen ein ehrlicher Mann ist, die Schwüre halten wird, welche er mir geleistet! Er liebt mich und glaubt an mich, er hält mich so hoch, daß er mich zu seiner Gemahlin erheben wird! Oh, Herzog, gönnen Sie mir das nach so viel durchweinten, jammervollen Nächten, nach so vieler Qual und Reue, gönnen Sie mir, glücklich zu sein!"

„Ich gönne Ihnen alles Gute und ich bin bereit, jegliches Glück, das ich Ihnen gewähren kann, Ihnen zu verschaffen! Alles, was Sie wünschen mögen, will ich Ihnen erfüllen! Die

Welt will ich zwingen, sich vor Ihnen zu neigen und Ihnen mit Ehrfurcht zu begegnen! Alles will ich thun für Sie, Amalie, nur dies Eine kann ich nicht!“ rief der Herzog leidenschaftlich. „Ich kann nicht meine Zustimmung geben, daß Sie sich mit irgend einem Manne vermählen! Sie sind Mein, einzig Mein und sollen einzig Mein auch bleiben!“

„Aber ich sage Ihnen, daß ich es nicht will, daß ich es nicht kann!“ rief sie stürmisch. „Ich sage Ihnen, daß ich zu Grunde gehe unter dieser täglichen Marter! Oder meinen Sie etwa, daß mein Herz erstorben wäre, daß das Gefühl der Ehre und der Scham ganz in mir erloschen wäre? Meinen Sie etwa, daß ich nicht erröthend und bebend dem Prinzen gegenüberstände in steter Sorge und Angst, daß er mein entsetzliches, jammervolles Geheimniß erfahre? Ahnen Sie nicht, daß mich die Scham zu Boden drücken möchte, wenn ich Ihrer reinen, unschuldsvollen Gemahlin gegenüberstehe? Ach, sie schaut mich immer an mit so großen, kindlichen Augen, die nirgends eine Sünde, einen Fehler gewahren und die mir so tief in's Herz dringen, daß ich zittere und daß ich weinen möchte vor ihren Blicken! Sie ist gütig gegen mich und giebt mir ihre Hand, und ich? Ich möchte dann vor ihr zu Boden sinken und flehen: Herzogin,

haben Sie Erbarmen mit mir, schauen Sie mich nicht so an mit diesen unschuldigen Blicken, verstoßen Sie mich! Seien Sie nicht gütig gegen mich, denn ich verdiene Ihre Güte nicht! Ach, ich möchte zuweilen zu ihr hinstürzen, ihre Knie umklammern und ihr Alles gestehen!"

„Dann thun Sie es," sagte hinter ihnen eine ernste Stimme und wie sie sich entsetzt umschauten, stand neben der geöffneten geheimen Thüre die junge Herzogin.

„Ja," sagte sie, indem sie mit einer leisen Bewegung die Thür hinter sich zudrückte und langsam weiter schritt, ihnen entgegen, welche von Staunen und Schreck erstarrt, sie anschauten. „Ja, Baronesse Amalie, thun Sie also, wie Sie es wünschen: gestehen Sie mir Alles, denn dazu bin ich gekommen, ein Geständniß zu empfangen!"

Der Herzog hatte sich jetzt von seinem Erstaunen und seinem augenblicklichen Schreck aufgerafft und trat seiner Gemahlin mit zornigem Antlitz entgegen.

„Madame, was führt Sie hierher und was wollen Sie hier?"

„Ich glaube, Herzog," erwiderte sie mit vollkommener Ruhe, „ich glaube, es wäre an mir, diese Frage an Sie zu richten und Sie zu bitten,

mir Auskunft zu geben, was Sie hierherführt zu dieser Stunde und was Sie hier wollen?“

„Wirklich, Sie sind sehr kühn und sehr verwegen!“ rief der Herzog in grollendem Ton. „Geben Sie mir Ihren Arm, Madame, und erlauben Sie, daß ich Sie in Ihre Gemächer zurückführe und dort von Ihnen die Auskunft erlange über Ihr thörichtes, man möchte sagen, wahnwitziges Unternehmen!“

Er packte heftig ihren Arm und zog sie nach der geheimen Thür hin.

„Warten Sie noch einen Augenblick,“ sagte sie entschlossen, „ich will wenigstens dieser Dame hier sagen, daß sie von jetzt an nicht mehr den Blick meiner Augen zu fürchten hat und nicht mehr Sorge tragen braucht, daß ich ihr freundlich begegne, da ich jetzt durch mein eigenes Anhören weiß, daß die Gerüchte, welche zu mir gedrungen, Wahrheit enthalten, und daß die Baronin wirklich die bezahlte Maitresse des Herzogs Friedrich ist! — Mein Herr Gemahl wenn es Ihnen jetzt gefällig ist, so gehen wir!“

„Nein, gehen Sie noch nicht,“ rief Amalie, indem sie vorwärts sprang und vor der kleinen Thür sich aufstellte. „Nein, Frau Herzogin, bleiben Sie noch einen Augenblick! Lassen Sie mich endlich

das thun, von dem Sie gehört haben, daß es mein sehnlichster Wunsch ist: lassen Sie mich vor Ihnen auf den Knieen liegen, Sie um Verzeihung bitten! Herzogin," fuhr sie fort, indem sie auf ihre Kniee niedersank und flehend ihre Hände emporhob, „Herzogin, ich habe grenzenlos gelitten! — Es ist wahr, ich bin schuldig, doch nicht so schuldig, wie Sie glauben! Ich liebte Ihren Gemahl, liebte ihn mit der ersten, seligen, vertrauensvollen Liebe eines jungen Mädchens, welches glaubt, daß Derjenige, dem sie ihre edelsten Gefühle weiht, derselben würdig ist und sie niemals verrathen könnte!"

„Ich kenne diese Liebe," seufzte die Herzogin leise und ließ ihr Haupt auf ihre Brust niedersinken, „ja, ich kenne sie! Ich habe ihn auch so geliebt, so vertrauensvoll, so selig und so zuversichtlich!"

„Madame!" rief der Herzog mit barschem Ton, „Sie lassen mich hier eine gar seltsame und lächerliche Rolle spielen. Ich bitte, daß dieselbe jetzt beendet sei! Stehen Sie auf, Baronesse Amalie, und treten Sie zurück von der Thür!"

„Nein, noch nicht!" rief sie, immer noch auf ihren Knieen liegend. „Nein, ich habe noch zu sprechen mit diesem Engel der Unschuld und der Liebe, dem ich vielleicht jetzt zum letzten Male gegenüberstehe. Herzogin, Sie sollen wissen, wie-

viel ich gelitten um Ihretwillen, wie viel Thränen es mich gekostet hat, daß ich Sie täuschen und betrügen mußte! Gewiß, ich wollte es nicht! Ich verlangte ja Nichts weiter, als mit meiner Reue und mit meiner Schmach von dannen zu gehen, zu trauern über meine Vergangenheit und Gott zu bitten, daß er mir vergeben möge, wie ich jetzt zu Ihnen flehe! Mein Verbrechen ist gewesen, daß ich den Schwüren Ihres Gemahls glaubte. Er wollte mich zu seiner Gemahlin machen, er bot mir seine Hand an und ich war so eitel und so verwegen, an die Ewigkeit seiner Liebe zu glauben! Ich vertraute ihm so sehr, ach so sehr, daß ich Alles um seinetwillen vergaß, meine Ehre, die reine Ehre meines Hauses und meiner Eltern! Und da kam dieser entsetzliche Tag, wo all' die himmlischen Schlösser, die meine Phantasie sich aufgebaut, zusammenbrachen wie elende Kartenhäuser! Da kamen Sie, Prinzessin, Sie, die rechtmäßige Gemahlin des Mannes, dem ich mein Leben, meine Liebe und meine Ehre geweiht! Seit jenem Tage quält mich die Reue, die Scham und das vernichtende Bewußtsein dessen, das ich gethan! Ich bin eine Schuldige, aber ich bin auch eine Reuige! Haben Sie nun Erbarmen mit mir, Herzogin, lösen Sie die Bande, welche ich selbst nicht zerreißen darf,

befreien Sie mich von der Qual, Ihnen schuldig und reuig täglich gegenüberstehen zu müssen. Gehen Sie zu der Herzogin Mutter, sagen Sie ihr, daß Sie meine Entlassung fordern und ich bin gewiß, dann wird sie einwilligen, dann wird sie mir befehlen, zu gehen und ich schwöre es Ihnen, Herzogin, ich will es niemals wieder wagen, vor Ihrem Angesicht zu erscheinen, ich will niemals mehr einen Schatten auf das Glück Ihres Hauses werfen! Oh, wenn ich nicht mehr bin, Herzogin, dann wird Sie Ihr Gemahl noch zärtlicher und inniger lieben, wie er es jetzt gewiß schon thut, er wird mich ganz und gar vergessen und ich werde ausgelöscht sein aus seiner Erinnerung! Gehen Sie zu der Herzogin-Mutter und erlösen Sie mich und sich selbst! Thun Sie es aus Gnade für mich!"

„Wohl denn, es sei," sagte die Herzogin, die fast mit Rührung in das erregte Antlitz Amaliens geschaut hatte, die in ihrer Erregtheit und in ihrer Demuth doppelt schön erschien, „wohl denn, ich will thun, was Sie begehren. Stehen Sie auf, Baronesse, ich sehe wohl, Sie haben auch viel gelitten und viel geweint und darum will ich Mitleid mit Ihnen haben."

Amalie hatte sich von ihren Knieen erhoben, sie faßte jetzt die Hand, welche die Herzogin ihr

darbot und bedeckte sie mit ihren Küssen und mit ihren Thränen.

„Genug!“ sagte der Herzog, welcher hastig die Thür geöffnet hatte. „Gehen Sie, Frau Herzogin, ich folge sogleich.“

Er drängte die Herzogin zur Thür hinaus und trat dann hastig zu Amalien hin.

„Amalie,“ flüsterte er ihr leise zu, „ich habe bei dieser lächerlichen Scene, die Sie da aufführten, nur gefühlt, daß ich Sie niemals lassen kann und niemals lassen will und ich sage Ihnen dies: hüten Sie sich, noch einen Schritt weiter zu gehen, hüten Sie sich, darauf zu beharren, daß Sie Ihre Entlassung erhalten; denn wenn Sie es thun, so sind Sie verloren, in dem verloren, was Ihnen allein ein Unglück scheint! Wenn Sie es thun, so gehe ich selbst zu dem Prinzen von Sondermann, gehe zu ihm mit allen Belägen, mit allen Dokumenten und Papieren, und mache ihn zum Vertrauten unserer ganzen Vergangenheit! Nun wissen Sie Alles. Leben Sie wohl für heute, morgen komme ich zu Ihnen und wir werden dann weiter sehen.“

Er grüßte sie mit einem stolzen Kopfneigen, stieß die Thür dann wieder heftig auf und folgte seiner Gemahlin.

Sie stand draußen auf dem kleinen Korridor an die Wand gelehnt, das Haupt niedergesunken auf ihre hochwogende Brust und das Antlitz von Thränen überfluthet. Der Zorn, welcher sie vorher so stolz und so muthig hatte sein lassen, der Zorn war nun wieder von ihr gewichen und das Bewußtsein ihres Elends und ihres Unglücks war wieder über sie gekommen. Sie duldete es, daß der Herzog ihre Hand faßte und mit großen Schritten vorwärts gehend sie nachzog über den Korridor dahin.

Sie sprachen kein Wort miteinander. Er schritt dahin mit fest aufeinander gepreßten Lippen, mit zusammengezogener Stirn und zornblitzenden Augen; sie folgte ihm demüthig und still ergeben, wie ein Opferlamm, das man zum Altar führt.

Jetzt traten sie ein in das Wohngemach der Herzogin, die erschöpft und keuchend neben der Thür auf einen Sessel niedersank. Der Herzog löste die Portièren und ließ die schweren Vorhänge über die Thür niedergleiten.

Von dem, was er jetzt mit seiner Gemahlin zu sprechen hatte, sollten die Lauscher da draußen, — er wußte wohl, daß es überall Lauscher gäbe, — sollten sie Nichts hören und erfahren.

Mit zornigem Antlitz stellte er sich vor seine

Gemahlin hin und die Arme ineinanderschlagend, schaute er zu ihr nieder, die immer noch zusammengesunken auf dem Sessel ruhte.

„Blicken Sie mich an, Marie," sagte er mit gebieterischer Stimme.

Sie hob leise den Kopf empor und richtete die großen, von Thränen verdüsterten Augen auf ihn.

„Sie können es also wirklich wagen, nach dem Verbrechen, was Sie begangen, mir in das Angesicht zu schauen?" sagte er, indem er ihre beiden Hände packte und sie emporzog. „Wie, Madame, Sie führen hier eine lächerliche Theaterkomödie auf, Sie wollen uns also zum Gerede aller Welt, zum Gelächter aller Lästerzungen machen? Man soll in den Zeitungen von uns schreiben, man soll das junge, schöne Fürstenkind beklagen, welches in ihrer Liebe und in ihrer ehelichen Zärtlichkeit betrogen ward? Nicht wahr, das ist doch Ihre Absicht?"

„Nein," sagte sie sanft und mühsam nach Athem ringend, „nein, ich habe gar keine Absicht gehabt, wirklich gar keine schlimme Absicht. Es ist wahr, ich habe nicht überlegt, was ich gethan —"

„Nein, Sie haben das nicht! Sie sind wie eine wahnsinnige Thörin eingedrungen in ein Geheim-

niß, vor dessen Berührung Sie sich hätten hüten sollen wie vor einer giftigen Schlange! Madame, es giebt im Leben jeder Fürstin ein solches Geheimniß, das ihr den Tod bringen kann, wenn sie es berührt."

„Ich wußte das nicht," sagte sie, mit ihren Thränen ringend. „Gewiß, ich wußte das nicht, ich war so ehrlich und so kindisch, ich glaubte wirklich, Sie liebten mich und mißtraute Denen, die mir das Gegentheil sagten. Oh, Sie wissen nicht, Friedrich, wie lange es gedauert hat, bis man endlich das Gift des Mißtrauens in mein Herz träufeln konnte! Sie wissen nicht, wie viele anonyme Briefe mich gewarnt, mich beklagt haben, wie oft man mir in denselben erzählt hat von Ihren vielen anderen Verhältnissen, vor allen Dingen aber von der Baronesse von Bendthorst. Ich habe gerungen mit meinem Herzen, ehrlich und treu. Ich wollte Ihnen nicht mißtrauen! Ach, ich wollte ja so gern glücklich sein und glücklich bleiben; aber diese Briefe kamen immer wieder und endlich erzählten sie mir von dem Rendezvous, welches Sie jeden Tag mit der Baronesse haben und gaben mir den Weg an, welchen ich gehen müßte, um mich selbst zu überzeugen, daß Alles, was man mir geschrieben, Wahrheit wäre.

Ich rang mit mir selbst, ich flehte zu Gott, er möge die Versuchung von mir nehmen und ich war' fest entschlossen, nicht hinzugehen auf diesen Weg, den man mir angab. Ich habe die ganze Nacht auf meinem Lager gelegen und habe gebetet und geweint, und am Morgen dünkte mich, daß ich wirklich nun die Kraft haben werde, auszuharren im Vertrauen und in Geduld und nicht der Versuchung zu erliegen und dann, ach, dann, ich weiß selbst nicht, wie es so gekommen, aber ich fand mich plötzlich vor der Thür, ich hörte Ihre Stimme, hörte die Versicherungen Ihrer Liebe und die Schmerzensklage der Baronin und der Zorn übermannte mich, ich wußte nicht mehr, was ich that."

„Sie thaten das Thörichteste, das Elendeste, was Sie thun konnten, Madame," rief er zürnend, „Sie führten eine alberne Scene auf, und machten mich zu einer Vogelscheuche der ehelichen Zänkerei und Zärtlichkeit."

„Ich bitte um Vergebung," sagte sie sanft, „ich habe gewiß Unrecht gethan; aber ich werde ja dafür büßen, mein ganzes Leben lang. Ich weiß jetzt, daß Sie mich nicht lieben, daß ich nie Ihr Herz besessen und ich bescheide mich in Demuth und Unterwürfigkeit. Ich mache Ihnen keinen Vor-

wurf, Herzog, ich verlange nur, daß ich zu meinem Vater zurückkehren kann und daß —"

Der Herzog unterbrach sie mit einem lauten, schallenden Gelächter.

„Ah, die Zweite also, welche von mir ihre Freiheit begehrt, welche die Bande zerreißen will, die sie an mich fesseln. Nein, Madame, es thut mir leid, Ihnen Ihre einfache, kindliche Bitte nicht gewähren zu können."

„Wie, Sie könnten verlangen, daß ich hier bei Ihnen bleibe?" rief die Herzogin erschrocken. „Sie lieben mich nicht mehr, ich weiß jetzt, Sie haben eine Andere geliebt und Sie können meinen, ich sollte das ertragen und bei Ihnen bleiben?"

„Ich kann das nicht bloß meinen, sondern ich meine es wirklich, und ich verlange allen Ernstes, daß Sie Ihr Schicksal ertragen und zwar mit der Würde ertragen, wie dies einer Fürstin, meiner Gemahlin, geziemt!"

„Das ist unmöglich!" rief die Herzogin außer sich, „das ist unmöglich! Nein, Sie können nicht wollen, daß ich so der Liebe Hohn spreche, und an der heiligen Ehe mich versündige?"

„An der heiligen Ehe," höhnte er. „Sie haben also wirklich geglaubt, indem Sie sich vermählten, einen Ehebund zu schließen ganz wie andere Frauen

es auch thun? Sie haben geglaubt, daß eine Fürstin dieselben Ansprüche an die eheliche Treue ihres Mannes zu machen habe, wie jedes andere Weib? Madame, Sie wußten also nicht, daß die Ehe unter Fürsten nur wie ein Kaufcontract ist, in welchem der Mann oder die Frau der Käufer oder Verkaufte ist?"

„Nein wirklich, ich habe das nicht gewußt," sagte sie traurig. „Sie sagten mir, daß Sie mich liebten, Herzog, und weil ich Sie aus tiefster Seele liebe, glaubte ich Ihnen."

„Hätte ich Ihnen etwa zum Morgengruß Ihres neuen Lebens sagen sollen: ich liebe Sie nicht! Madame, Sie sind für mich Nichts als eine Prinzessin, der ich mich vermähle, weil es der König so befiehlt und weil es einmal Sitte ist, daß wir Fürsten uns legitim vermählen? Hätte ich Ihnen das sagen sollen, bevor wir zum Altar gingen?"

„Ja! Es wäre edler und großmüthiger gewesen, als daß ich es jetzt erfahren muß, jetzt, da ich mich so selig eingewiegt hatte in den Traum, glücklich sein zu können, wie irgend eine andere Frau, die von ihrem Gatten geliebt wird und ihn zärtlich wiederliebt. Es war ein schöner, ein herrlicher

Traum und ich danke Ihnen, daß ich ihn so lange träumen durfte. Nun aber ist es vorbei, nun bin ich erwacht und Sie werden mir zum mindesten gestatten, daß ich ausruhe von dem Erwachen, ausruhe an dem Herzen meines Vaters, in der Heimath, die nun der einzige Trost für mich sein wird."

„Ich bedaure, Madame, daß ich Ihnen diesen einzigen Trost nicht gewähren kann," sagte er höhnisch. „Sie werden Ihr Schicksal auf sich nehmen und ertragen müssen, wie alle anderen Fürstinnen es auch ertragen, wie ich selber und wie es alle Fürsten auch ertragen müssen. Glückliche Ehen sind einmal nicht das Loos der Fürsten! Die Politik und die Diplomatie schließt die Fürstenehen, sie fragt nicht nach dem Herzen und würde lachen über die kindische Frage, wenn wir sie aufstellten. Die Aufgabe der Fürstinnen ist, ihr Schicksal mit Würde und mit Ruhe zu tragen, und diese Aufgabe ist auch Ihnen gestellt, Madame. Ich fordere, daß Sie würdig und ohne Klage Ihr Geschick auf sich nehmen!"

„Ich kann's nicht, ich fühle mich zu schwach! Ich würde weinen, ich würde klagen und jammern!"

„Dann würden Sie mich zwingen, Sie, bis

Sie aufgehört haben, zu weinen, zu klagen und zu jammern, in Ihren Gemächern zu verbergen, dann würden Sie mir das traurige Loos auferlegen, Ihr Kerkermeister zu sein und Sie als eine Gefangene zu behandeln! Ich will nicht, daß die Welt von Dem erfahre, was hier zwischen uns geschieht, ich will nicht zum Gespött und zum Gelächter der Menschen werden! Sie tragen meinen Namen, Madame, das legt Ihnen die Pflicht auf, meine Ehre und den Namen meines Hauses rein und ungetrübt zu erhalten und zu bewahren. Eine Fürstin hat andere Pflichten, wie eine glückliche Bürgersfrau. Eine Fürstin muß es lernen, ihre Klagen zurückzuhalten und heiter zu scheinen, wenn sie es nicht ist und ihre Thränen rückwärts fließen zu lassen in ihr Herz, wenn sie wirklich noch so eine weichmüthige Schwärmerin ist, daß sie weinen möchte. Ich fordere von Ihnen, Madame, daß Sie sich fassen und zusammennehmen und daß Sie Niemand, hören Sie, Niemand, auch Ihren Vater nicht, nur ahnen lassen, was zwischen uns geschehen."

„Und wenn ich Ihnen das verspreche, wollen Sie mich dann wenigstens auf einige Zeit entlassen und Ihrer Sklavin, — denn Sie begreifen wohl,

daß ich von jetzt an mich nur wie Ihre Sklavin fühle, die Ihrem Willen sich unterordnet, ohne daß sie dabei glücklich ist, — wollen Sie Ihrer Sklavin dann gestatten, daß sie auf einige Zeit zu ihrem Vater zurückkehre?"

„Nein, nicht auf eine Woche, nicht auf einen Tag, nicht auf eine Stunde!" rief der Herzog gebieterisch. „Wir müssen uns jetzt ein für alle Mal verständigen. Sie wissen es jetzt, Madame, daß ich Sie nicht aus Liebe geheirathet habe. Es wird also ein Ende haben mit den schwärmerischen Exklamationen und den gegenseitigen Liebesversicherungen. Sie wissen, daß man uns Beide an einander gekettet hat, aus Politik und aus äußeren Rücksichten, und Sie werden Ihr Schicksal auf sich nehmen, wie ich das meine! — Nach Hause Sie entlassen? Erlauben, daß Sie zu Ihrem Vater zurückkehren? Nein, nach Dem, was mir gestern Ihr Arzt gesagt hat, ist das unmöglich und unthunlich, Madame! Sie bleiben bei mir und wenn Sie mich wirklich geliebt haben, wenn Ihnen wirklich der Vater Ihres zukünftigen Kindes werth war, dann werden Sie das Opfer bringen, heiter zu erscheinen vor der Welt und nicht zu klagen, Madame. Es wird das erste Opfer sein, welches

Sie Ihrem Kinde bringen! Denn, wenn die Fürstinnen auch nicht das Glück haben, in zärtlicher Ehe leben zu können, so giebt es doch kein Gesetz, welches ihnen versagt, zärtliche Mütter zu sein! Dies, Madame, wird Ihnen ein Trost sein für alles Andere, was Sie sonst entbehren müssen."

„Sie kennen also mein Geheimniß?" flüsterte sie leise. „Ach, ich hatte es mir so schön gedacht, es Ihnen in das Ohr zu flüstern, ich hatte mir gedacht, wie selig Sie sein würden! Und nun? — Doch Sie haben Recht!" sagte sie dann, sich zusammenraffend. „Ich habe jetzt heilige Pflichten zu erfüllen und ich werde zu Gott flehen, daß er mir den Muth dazu giebt! Ich nehme mein Schicksal auf mich und ich werde von nun an lernen, daß, da ich eine Fürstin bin, ich freilich nicht ein Recht hatte, auf Glück zu hoffen, sondern daß es sich nur darum handelt, meine Pflicht zu erfüllen. Herzog, Sie werden von heute an nicht mehr mit eifersüchtigen Scenen geplagt werden, denn ich weiß nun, daß Sie mich nicht lieben und ich werde mich darin fügen, daß ich von heute an nicht mehr glücklich sein kann! Das ist vielleicht auch nur meine eigene Schuld, denn Sie haben Recht, es war thöricht und kindisch von mir, daß

ich glaubte, eine so arme, kleine, unwissende Prinzessin könnte die Liebe des stolzen, welterfahrenen Herzogs wirklich erobert haben. Ich bin gestraft für diesen kindischen Irrthum und ich nehme meine Strafe auf mich. Sie sollen zufrieden mit mir sein, Herzog!“

VII.

Erste Enttäuschung.

Es ist ein bitterer Schmerz, seiner ersten Enttäuschung gegenüber zu stehen. Ein verzweiflungsvolles Weh erfaßt die Seele, wenn man erkennen muß, daß die erste Liebe, die man so groß, so heilig und so rein empfunden, ein Irrthum gewesen, und daß man seine edelste und reinste Begeisterung an ein unwürdiges Herz verschwendet hat.

Schmerz zu erdulden, ist das allgemeine Menschenloos, und Keiner, der zurückschaut auf den Weg, den er durchwandelt, sieht auf demselben nicht Untiefen, bei denen er gestrauchelt, Gräber, an denen er „das weiße Blut der Seele," seine Thränen, vergossen hat. Aber von allen Schmerzen ist es der bitterste: die erhabenste Wahrheit, an die man geglaubt und zu der man gebetet hat, als eine

Lüge erkennen zu müssen. Es ist die schwerste Heimsuchung, die Liebe, welcher man sein Herz dargebracht in freudigem Opferdienst, als einen lächerlichen und verächtlichen Traum erkennen zu müssen. Die Stunde dieser ersten bitteren Enttäuschung steht in dem Leben eines jeden Menschen als ein Meilenzeiger da, der ihm die Stelle bezeichnet, wo er von dem sonnigen und blüthenreichen Pfade seiner harmlosen Jugend sich abwenden mußte, um eine dornenvolle Straße einzuschlagen, und in dem rauhen Kampf des Lebens seine Waffen zu gebrauchen, um sich zu vertheidigen, selten um zu siegen, meistens um zuletzt die Waffen aus den ermatteten Händen fallen zu lassen und resignirt zu sagen: „Es ist genug des Kampfes. Ich ergebe mich!“

Ja es ist ein bitterer Schmerz, seiner ersten Enttäuschung gegenüber zu stehen. —

Der junge Mann, welcher da vor dem Schreibtisch sitzt, das Haupt über die Papiere geneigt, welche vor ihm liegen, die Wangen bleich, die Lippen schmerzzuckend und zuweilen sich zusammenpressend, als wollten sie einen Schrei der Wuth oder der Qual unterdrücken, der Prinz von Sondermann empfindet diesen Schmerz. Oft hält er inne im Lesen. Dann dringt ein qualvolles

Stöhnen aus seiner Brust hervor und seine Hand gleitet über die Augen, als wären sie von Thränen verdunkelt oder als meine er, er habe falsch gelesen und müsse sich noch einmal vergewissern, daß es wirklich so da geschrieben steht.

Dann athmet er hoch auf, und seine Hand ballt sich zur Faust und er liest weiter, bis der Schmerz ihn wieder zwingt, inne zu halten, diesen furchtbaren Enthüllungen gegenüber, welche sich von dem Papiere in seine Seele hineinbohren.

Ein Geräusch an der Thür macht ihn aufschrecken. Mit einem wilden, entsetzten Blick, als müsse Jeder, der sich ihm nähere, das Furchtbare auf seinem Antlitz lesen, schaut er dem Kammerdiener entgegen, der vorsichtig die Thür öffnet.

„Was giebt es? Was willst Du?“

Während er so fragt, legt er die beiden Hände über die Papiere, als könne der Diener die entsetzlichen Geheimnisse die sie enthalten, auch aus der Ferne lesen.

„Gnädigster Herr, Seine Durchlaucht der Fürst Pandomenio empfiehlt sich und bittet um Rücksendung Dessen, was er Ihnen gestern geschickt hat.“

„Es ist gut. Sage dem Boten, daß er warten soll, ich werde sogleich bereit sein.“

Der Kammerdiener verbeugt sich und geht

hinaus. Der Prinz heftet wieder die Augen auf die Papiere, und in athemloser Aufregung und Angst, zitternd vor Zorn und Schmerz, lieſt er die langen Seiten haſtig noch einmal. Dann legt er die Papiere zuſammen und ſchiebt ſie in ein Couvert, das er ſorgſam verſiegelt, fünf Mal, als wären es Werthpapiere, die er der Poſt über=geben will.

Und Werthpapiere ſind es wahrlich auch, denn ſie haben den Prinzen von Sondermann ſeinen Frieden und ſeine Ruhe, ſein Glück und ſeine Liebe gekoſtet.

Nun ſchreibt er haſtig mit keuchendem Athem und fliegender Hand einige Zeilen auf ein Papier und couvertirt es. Dann klingelt er nach dem Kammerdiener und befiehlt ihm, das Briefchen und das Packet dem Boten des Fürſten Pandomenio zu übergeben.

Wie der Prinz nun wieder allein iſt, da tönt ein lauter Schrei von ſeinen Lippen, und er wirft ſich auf ſeinen Seſſel, lehnt das Angeſicht an die Stelle, wo vorher die Papiere gelegen und weint laut. —

Der Fürſt von Pandomenio hat ſeinen Fau=teuil, den er ſeit mehreren Tagen ſchon nicht mehr verlaſſen hat, und in welchem er auch ſeine Nächte

zubringt, an das Fenster rollen lassen, welches die Aussicht auf den Weg von der Stadt her bietet. Er lächelt und athmet hoch auf, als er den zurückkehrenden Boten daherſprengen ſieht.

„Ich bin wirklich begierig," ſagte er zu ſich ſelber, „ob dieſer kleine Prinz mir die Papiere zurückſendet, oder ob er nicht unter irgend einem Vorwande ſie behält, um ſie ſeiner Angebeteten vor die Füße zu werfen. Ich hätte es gethan in ſeiner Stelle, ich hätte das Weib, welches mich ſo grauſam getäuſcht, auf dieſe Art geſtraft, das weiß ich gewiß."

Der Kammerdiener ſchlägt die Portieren zurück und nähert ſich leiſe, auf den Zehen ſchleichend, ſeinem gnädigen Herrn, um ihm die Papiere zu übergeben, welche der Bote von dem Prinzen von Sondermann gebracht.

Ein ſpöttiſches Lächeln fliegt über das gelbe, verſchrumpfte Geſicht des Fürſten hin, als er das Packet betrachtet. Er winkt dem Diener, hinauszugehen und im Vorzimmer weiterer Befehle zu harren. Dann öffnet er haſtig das Couvert.

„Wirklich, ja, es ſind die Papiere! Der gute Prinz iſt in der That ein Ehrenmann. Er könnte dieſe Papiere als eine vergiftete Waffe gebrauchen, er könnte ſeine Rache nehmen an Der, welche er

als heilige Jungfrau geliebt hat, an der Magdalena, welche er für eine Maria hielt. Er hat es nicht gethan. Das beweist, daß er wirklich besser ist, als es die jeunesse dorée sonst zu sein pflegt. Ich werde ihn dafür belohnen und ihm schenken, was ich ihm geliehen. Ach, und jenes Briefchen!"

Die alte Durchlaucht, welche, wenn Jemand gegenwärtig ist, immer noch die Eitelkeit hat, glauben zu lassen, daß seine Augen ihre Kraft und Stärke behalten haben, und er noch so gut sehen kann, wie in den Tagen seiner Jugend, die alte Durchlaucht zieht aus der Tasche des türkischen Schlafrocks eine Brille hervor und bewaffnet die trüben, glanzlosen Augen. Er reißt das Couvert auf und öffnet das Briefchen, und mit leiser Stimme, langsam, sich mühsam jedes Wort auf dem Papiere, trotz der Brille, entziffernd, liest er:

„Durchlaucht, ich habe gehört von den Seelen, die im Fegefeuer in den Flammen der Schmerzen brennen und geläutert werden in ihren Schmerzen von der Sünde der Welt. Ich hielt das für ein Mährchen, mit welchem man die Feigen und die Abergläubigen schreckt, jetzt weiß ich, daß dieses Mährchen Wahrheit ist. Meine Seele hat in den Stunden, in welchen ich diese Papiere las, im Fegefeuer der Schmerzen gebrannt, aber ich

fürchte, daß sie in demselben nicht gereinigt und geläutert worden, denn ich habe den Glauben verloren an alles Hohe, Reine und Schöne, und ich werde jetzt unter jeglicher Hülle des Schönen und Edlen nur die Gemeinheit und die Verwesung schauen, welche sich darunter birgt.. Ich war ein Seliger bis zu dem Moment, da ich die Papiere von Ihnen erhielt, jetzt bin ich Einer der Verdammten und das Leben wird mir zur Hölle werden. Ich danke Ihnen für die Mittheilung dieser Papiere, aber ich beneide den armen Jüngling zu Saïs, welcher starb, als er die Wahrheit erschaut hatte.

Felix Sondermann."

Mühsam und langsam hatte der Fürst zweimal die Worte überlesen, als wolle er sie recht tief seinem Gedächtniß einprägen, dann brach er in ein lautes Lachen aus. Es war dasselbe Lachen, mit welchem er seiner schönen Nichte nachgeschaut hatte, als er vor einigen Tagen sich mit ihr versöhnt und sie seiner Liebe versichert hatte. Das Lachen eines bösen Dämons, welcher weiß, daß er eine Seele in seine Netze gezogen.

Er zerriß den Brief in kleine Fetzen, die er um sich herstreute und an deren Anblick er sich ergötzte.

Nach einiger Zeit klingelte er nach dem Kammer-

diener und ließ den Arzt bitten, zu ihm zu kommen. Dann hatte er mit dem Arzte eine lange, geheime Unterredung. Das Lächeln war während derselben auf seinem Angesicht erstorben, die Lippen hatten sich zuweilen fest aufeinander gepreßt, die Augen waren noch trüber geworden, und er lehnte das Haupt zurück an die Lehne des Sessels, schloß die Augen und ein schmerzliches Stöhnen kam aus seiner eingefallenen Brust hervor.

„Es ist gut, Doctor," sagte er dann am Ende seiner Unterredung, „ich weiß jetzt Alles."

„Leider Alles, Durchlaucht, ich bedaure in tiefster Seele, daß ich Ihnen Kummer bereiten mußte, aber Sie befahlen es mir, Sie forderten es bei meiner Ehre und Pflicht, daß ich die Wahrheit sagen möchte."

„Und es ist auch gut, daß ich sie weiß," sagte der Fürst mit müder Stimme. „Also nur drei Tage, Doctor, das ist die längste Frist, die Sie mir gönnen?"

„Nach menschlichen Begriffen, Durchlaucht, die längste Frist. Doch Gott kann —"

„Bitte," unterbrach ihn der Fürst, „lassen wir das, das sind immer die Trostgründe, welche man dem Sterbenden giebt. Es ist der Moschus, mit welchem man ihn noch für einige Stunden auf-

regen und stärken will, wenn man sagt: Gott kann ein Wunder thun. Nicht wahr, das wollten Sie doch sagen? Wenn es einen Gott giebt, wird es ihm gar nicht einfallen, für mich ein Wunder zu thun! Ich werde noch drei Tage diese lächerliche Farce, welche man Leben nennt, anschauen können. Es ist auch gut so. Es giebt für mich keine Ueberraschung, keine Freuden und auch keine Schmerzen und Leiden mehr. Das Stück ist zu Ende, und ich glaube, wie Kaiser Vespasian in der letzten Scene dieser Tragikomödie fragen zu können: ob ich meine Rolle nicht gut gespielt habe. Also keine Empfindsamkeit. Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, nach Berlin zu fahren, und mir den Notar und den Justizbeamten für morgen früh herzubestellen. Ich habe mit ihnen sehr wichtige Geschäfte zu besorgen; und dann bitte ich Sie, sich auch zu meiner Nichte, der Baronesse von Bendthorst zu begeben. Theilen Sie ihr rückhaltslos das mit, was Sie mir eben gesagt, und fordern Sie sie in meinem Namen auf, übermorgen zu mir zu kommen. Denn nicht wahr, ich werde übermorgen noch bei voller Besinnung und bei vollem Verstande sein?"

„Eure Durchlaucht sind so starken Geistes und haben so viel Gewalt über sich selbst, daß nicht

daran zu zweifeln ist, daß Sie noch nach achtundvierzig Stunden bei vollem Verstande und vollkommen Ihrer Geisteskräfte mächtig sein werden."

„Noch nach achtundvierzig Stunden," wiederholte der Fürst. „Der Mensch spricht, als ob Stunden für mich Jahre wären. Noch nach achtundvierzig Stunden! So schaute ich, da ich noch jung war, hinaus auf die Jahre, und achtundvierzig Jahre dünkten mich eine Ewigkeit. Jetzt erwartet mich nach achtundvierzig Stunden vielleicht schon das, was man eine Ewigkeit nennt. Nun, ich bitte, besorgen Sie mir, um was ich bat, mein guter Doctor. Und noch Eins: bringen Sie auch stärkende Essenzen, und was Ihre Wissenschaft Ihnen sonst bietet, damit ich wenigstens diese letzten Tage noch so viel wie möglich gekräftigt und gestärkt werden kann."

In der Frühe des nächsten Morgens kamen, dem Befehl des Fürsten gemäß, sein Justitiar und ein Notar heraus auf das Schloß des Fürsten.

Auch den Grafen Matthias, seinen Liebling und vertrauten Freund, hatte der Fürst um dieselbe Zeit zu sich beschieden, denn ihm hatte er seinen letzten Willen in die Feder dictirt. Er war es auch jetzt, welcher dem Justizbeamten und dem Notar denselben vorlesen mußte. Und vor diesen

Zeugen unterschrieb der Fürst dann eigenhändig sein Testament, setzte selber die Siegel darauf und schaute zu, wie die Zeugen unter seinen Namen ihre Unterschrift setzten, und hatte sogar die Kraft, selber das Testament zu couvertiren und zu siegeln, um es dann dem Notar zu übergeben.

„Ich hoffe, Durchlaucht," sagte der Mann des Gesetzes, sich tief verneigend, „ich hoffe, Durchlaucht, daß noch eine lange Zeit vergehen wird, bevor wir diese Siegel brechen müssen."

„Darin irren Sie, mein Freund," erwiderte der Fürst mit einem leichten Lächeln. „Es wird nur volle vierundzwanzig Stunden dauern. Für Sie eine kurze Zeit, für mich die längste Zeit, die mir zu leben noch übrig bleibt. Meine Herren, ich ersuche Sie, morgen früh hier wieder zu erscheinen. Es ist doch nichts dagegen einzuwenden, wenn ich mein Testament schon bei meinen Lebzeiten eröffnen lasse, damit meine Erben vollkommen als lachende Erben an meinem Sterbebette stehen können. Ich bitte, halten Sie sich nicht verpflichtet, mir eine empfindsame Antwort zu geben! Sagen Sie nur: es ist nichts dagegen einzuwenden!"

„Nein, Durchlaucht, Nichts dagegen einzuwenden, wenn es Ihnen so gefällig ist."

„Es ist mir so gefällig," nickte der Fürst,

„ich wünsche den Eindruck zu sehen, welchen die Vertheilung meines Nachlasses auf meine Erben macht. Also auf morgen, meine Herren."

Er nickte den Justizbeamten seinen Abschiedsgruß zu und reichte dann dem Grafen Matthias seine Hand.

„Auch zu Ihnen sage ich auf morgen, lieber Freund, denn ich fühle mich ein wenig abgemattet und ich bedarf der Ruhe und der Erholung, um gerade für morgen stark zu sein." —

„Eure Durchlaucht sind grausam gegen sich selber, grausamer noch gegen uns, die wir Sie lieben," flüsterte Matthias. „Wozu wollen Sie sich diese Qualen auferlegen, sich selbst gewissermaßen als einen Sterbenden zu betrachten und Ihre Stimme wie eine Stimme aus dem Grabe ertönen zu hören. Wozu diese angreifende Arbeit der Testamentsvorlesung?"

„Wozu?" fragte der Fürst und es blitzte in seinen Augen auf, und einen Moment dehnten sich die schlaffen Züge, und die bleichen Lippen fanden ihr gewohntes spöttisches Lächeln wieder. „Wozu, lieber Freund? Um wenigstens die Tragödie des Sterbens mir ein wenig auszuputzen mit einer piquanten Comödienscene! Dazu, um sterbend wenigstens meine Rache zu nehmen und meine Ge-

nugthuung zu haben! Dazu allein. Auf morgen, lieber Freund."

„Auf morgen, Durchlaucht," flüsterte Matthias, indem er die kalte, feuchte Hand des Fürsten zärtlich in der seinen drückte und seine traurig demüthige Miene bewahrte, bis er nicht nur das Zimmer, sondern auch das Schloß des Fürsten verlassen hatte und in seinem Wagen hinrollte nach der Residenz.

Dann ward sein blasses, schönes Angesicht heiter und strahlend. Ein wenig von dem Triumph, den er in seiner Seele empfand, leuchtete noch aus seinen Mienen, als er bei der Gräfin von Belham, seiner theueren, verehrten Freundin, eintrat.

Sie kam ihm mit einem lauten Freudenausruf entgegen und reichte ihm ihre beiden Hände dar.

„Endlich, mein theurer Freund, endlich! Mein Gott, mich dünkt es eine Ewigkeit, daß ich Sie nicht gesehen, zwei Tage lang. Warum, sagen Sie nur, warum durfte ich zwei Tage lang meinen theuren Oheim nicht sehen?"

„Fragen Sie nicht, geliebteste Freundin," sagte er mit sanfter Stimme. „Es war zu Ihrem Heil, es war um Ihrer Zukunft willen. Ich arbeitete für Sie. Und jetzt, Gräfin," fuhr er mit feier-

licher Stimme fort, „jetzt komme ich, um Ihnen zu sagen, daß mein Werk vollendet, meine Arbeit abgeschlossen ist.“

„Warum sagen Sie mir das mit so feierlichem Tone? Worin bestand Ihr Werk und was war Ihre Arbeit?“

„Mein Werk bestand darin, daß ich Ihre Zukunft sichern wollte. Meine Arbeit war es, die Seele des Fürsten umzuwandeln und den Schwankenden auf den rechten Weg zu führen, den allein er wandeln muß. Jetzt ist mein Werk vollendet. Ich habe den Schwur erfüllt, den ich im Geiste einmal meiner edlen Freundin geleistet. Ich habe das Weib, welches er geliebt und welches der Liebe jedes edlen Mannes würdig ist, gesichert gegen die Stürme des Lebens. Gräfin, ich komme von Ihrem Oheim, dem Fürsten Pandomenio, er hat mir das Testament dictirt, das ich seiner Seele vorher dictirte. Ich war Zeuge, wie er das Testament mit seiner Unterschrift versah und es dem Justizbeamten übergab. Gräfin Belham, jetzt sind Sie reich, mehr als reich, Sie sind eine Millionärin! Mein Werk ist vollbracht, und ich komme jetzt, um Abschied zu nehmen.“

„Abschied zu nehmen?“ fragte sie entsetzt. „Sie lieben mich also nicht? Sie wollen mich verlassen,

jetzt, da die Sorge von mir genommen, jetzt, da ich in das Leben schaue mit der Hoffnung, glücklich sein zu können? Jetzt wollen Sie mich unglücklich machen?"

„Unglücklich? Nein, Gräfin, ich habe ja für Ihr Glück gesorgt. Nun giebt es keine Sorgen mehr für Sie. Ich ziehe mich zurück."

„Das heißt, Sie geben mir Geld für den Schmerz, den Sie mir bereiten. Ja, den Schmerz, Graf Matthias, den Schmerz, ewig allein, ewig einsam zu sein! Sie wissen nicht, was das sagen will! Ihr Herz gehört der Menschheit, gehört den edlen Zielen, welche Sie selber sich gesteckt. Sie, der Sie das Unglück kennen gelernt haben in der schmerzlichsten Stunde Ihres Lebens, Sie gelobten, von nun an nur Sorge zu tragen für das Glück Anderer. Aber Ihr eigenes Glück, Graf? Denken Sie gar nicht an sich? Haben Sie gar keinen Wunsch, glücklich zu sein?"

„Sie werden von nun an niemals mehr unglücklich sein können, Gräfin, denn Sie haben Reichthümer. Und ich werde mich damit trösten, daß ich Ihr Glück begründet habe."

„Und das ist Alles? Und weiter haben Sie in Bezug auf mich gar keine Wünsche?" Sie fragte das athemlos, in tiefster Aufregung.

„Ja, ich will noch weitere Wünsche für Sie haben," erwiederte er feierlich, „ich will wünschen, daß die Gräfin Belham einen Gemahl finde, der ihrer würdig sei, der sie so glühend, so rein und heilig liebe, wie ihr edles und reines Wesen es verdient."

„Haben Sie denn vergessen, was ich Ihnen neulich gesagt?" fragte sie athemlos. „Haben Sie vergessen, daß ich diesen Mann, welcher mich liebt, gefunden habe, und daß ich Ihnen sagte, wie er sich nennt? Antworten Sie mir nun, Graf Matthias! Ich frage Sie nun als eine ehrliche Frau, als eine Frau, welche in diesem Augenblick keine Rücksichten kennt, keine anderen Rücksichten, als die, ihr eigenes Lebensglück zu begründen. Ich frage Sie, lieben Sie mich?"

Er sah sie mit einem langen, glühenden Blicke an. Es schien, als ob er mit diesem Blick ihr Bild sich so tief in die Seele prägen wollte, um es nicht wieder vergessen zu können.

„Ja," sagte er dann nach einer langen Pause, „ja, Gräfin Sophie von Belham, ich liebe Sie!"

„Gott sei gedankt für dieses Wort," sagte sie mit einem glühenden Lächeln. „Und nun, Graf, nun beantworten Sie mir die andere Frage: Warum, wenn Ihnen das Leben an meiner Seite

ein Paradies dünkt, warum wollen Sie sich denn abwenden von diesem Paradiese?“

„Sie fragen mich das, Gräfin Belham? Sie ahnen also nicht, was sich in dem Grunde meines Herzens bewegt?“ rief er leidenschaftlich. „Sie ahnen nicht, daß es meine Ehre ist, welche von mir das größte Opfer fordert, das ein Mann bringen kann? Gräfin, als Sie neulich zu mir so liebe, süße Worte sprachen, war ich in solchem Traume des Glücks, daß ich Alles um mich her vergaß! Als ich hierher kam, waren Sie arm und bedürftig, Ihre schöne Seele litt unter den Qualen äußerer Bedrängniß, und ich sah das edle Weib meines theuren, heimgegangenen Freundes ringen mit der Noth des Lebens. Da schwur ich es mir, Sie zu befreien, Sie glücklich und reich zu machen. Und nun, da ich es erreicht habe, nun soll ich zu Ihnen treten und sagen: Sei mein, sei mein theures, geliebtes Eigenthum, mein Weib! Würde das mir nicht das Ansehen geben, als hätte ich, indem ich mich für Sie bemühte, für Sie arbeitete, für mich selber gearbeitet? Würde es mir nicht das Ansehen geben, als sei ich ein eigennütziger, interessirter Egoist? Ich sage Ihnen, Gräfin, ich bin arm, ich habe nur gerade soviel, um mit mäßigen Ansprüchen durch das Leben zu gehen. Ich habe

mich resignirt für mich selber, ich habe mir darum auch geschworen, mich niemals zu vermählen. Denn ich will nicht, daß das Weib, welches ich liebe, und nur einem solchen könnte ich mich vermählen, an meiner Seite darbe! Jetzt, Gräfin, wissen Sie Alles, jetzt wissen Sie, daß ich auf ewig von Ihnen scheiden muß, daß sich zwischen uns ein Abgrund aufgethan, den Ihre Millionen nicht ebnen, sondern nur vertiefen! Jetzt, da ich von Ihnen scheide, jetzt, da ich das Paradies sehe, das ich nicht betreten kann, jetzt komme ich, mich zum letzten Mal wenigstens zu erfreuen an seinem Glanz und seiner Herrlichkeit, dieser Herrlichkeit, welcher ich entsagen muß! Ach, Sophie, wie liebe ich Dich und wie stehst Du vor mir gleich einem Engel holder Verkündigung. Lebe wohl, Du mein Engel! Lebe wohl, Du mein Paradies! Ich gehe hinaus in die Wüste des Lebens, um zu verschmachten und einsam zu sterben! Lebe wohl, Sophie!"

Er stürzte vor ihr nieder, umschlang ihre Kniee und lehnte sein Haupt an sie und weinte bitterlich. So meinte sie. Sie hörte ja sein Schluchzen, sie sah, wie seine Gestalt erbebte von innerer Bewegung.

Dieses Schluchzen dünkte sie die schönste Musik. Auch ihre Augen füllten sich mit Thränen; weil

sie glaubte, daß er zu ihren Füßen bittere Thränen der Entsagung weinte, stiegen Thränen seligen Glückes in ihre Augen.

Sie neigte sich zu ihm nieder und mit sanften Liebesworten und süßer Beschwörung bat sie ihn, sich von seinen Knieen zu erheben.

Wie er nun mit bleichem Angesicht, mit zuckender Lippe vor ihr stand, da schaute sie ihm tief in die Augen und legte ihre beiden Hände auf seine Schulter.

„Matthias," flüstert sie leise, „wollen Sie, bevor Sie scheiden, eine einzige, eine letzte Bitte mir gewähren?"

„Was es auch sei, Gräfin, ich bin Ihr Sklave, Sie haben zu befehlen," sagte er mit tonloser, ächzender Stimme.

„Wohl denn, Matthias, diese letzte Bitte lautet: nehmen Sie noch nicht von mir Abschied, besinnen Sie sich, ob es wirklich nothwendig ist, daß Sie von mir scheiden! Gehen Sie noch einmal zu Rathe mit sich und Ihrem Herzen. Bedenken Sie auch, Matthias, daß ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebe, Graf, daß ich nicht einsam und verlassen durch das Leben gehen will! Ich liebe Sie, Matthias. Vielleicht, wenn Sie dies Wort recht überdenken, finden Sie den Muth, mir ein anderes

Wort zu sagen, als ein trauriges Lebewohl! Versprechen Sie mir, Graf Matthias, daß Sie heute Nachmittag um die sechste Stunde zu mir kommen wollen, um, nachdem Sie sich noch einmal geprüft, wenn es sein muß, das Wort des Scheidens zu sprechen! Wollen Sie mir dies versprechen?"

Sie reichte ihm die Hand dar und schaute ihn an mit einem langen Blick und einem glücklichen Lächeln.

Er legte langsam, wie gebannt von ihrem Blick, seine Rechte in ihre Hand.

„Ja, ich will es Ihnen versprechen, ich will noch einmal mein Herz prüfen, noch einmal mit meiner Ehre, mit mir selbst zu Rathe gehen. Heute Nachmittag um sechs Uhr, wie Sie es mir befohlen haben, kehre ich zu Ihnen zurück, um noch einmal in Ihre schönen Augen zu sehen und dann vielleicht für immer hinauszugehen in die Nacht. Also heute um sechs Uhr."

VIII.

Die Schenkung.

„Wie liebenswürdig pünktlich Sie sind," rief die Gräfin Belham dem Grafen Matthias entgegen. „Eben schlägt die Uhr die sechste Stunde und da sind Sie."

„Glauben Sie denn, daß ich mir eine einzige Minute von der letzten Stunde meines Glückes selbstmörderisch entziehen könnte?" fragte er mit leiser, trauriger Stimme.

„Von der letzten Stunde Ihres Glückes," wiederholte Sie mit fast freudigem Ton. „Sie bleiben also dabei, Graf Matthias, Sie wollen mich wirklich verlassen?"

„Ich muß es," seufzte er. „Meine Ehre gebietet es mir, und meine Ehre steht mir noch höher, als mein Glück! Ein Mann kann, wenn es sein hartes Geschick erfordert, seiner Liebe

entsagen, aber niemals seiner Ehre. Es würde einen Schatten auf meine Ehre werfen, wenn ich jetzt nach dem Glücke trachten wollte, dem höchsten Glücke der Welt, Ihr Gemahl zu werden, jetzt, da ich Alles, was in meiner Kraft durch meine Ueberredungskunst gestanden, dazu gethan habe, Ihnen für die Zukunft unermeßlichen Reichthum zu sichern."

„Ich begreife und ich ehre Ihr Zartgefühl," sagte die Gräfin mit niedergeschlagenen Augen. „Wenn es denn sein muß, wenn wir scheiden müssen, Matthias, so beantworten Sie mir als letztes Zeichen Ihrer Liebe noch eine Frage, ehrlich und aufrichtig, wie Ihr Herz die Antwort geben wird. Wollen Sie das?"

„Ja, das will ich, und fragten Sie mich nach dem heiligsten und tiefsten Geheimnisse meines Herzens und meiner Seele, ich schwöre Ihnen, daß ich es enthüllen würde, wenn Sie es begehrten."

„Nun denn," sagte die Gräfin, indem sie ihre beiden Hände auf die Schultern des Grafen legte und ihm tief in die Augen schaute. „Dies ist meine Frage: Wenn ich arm wäre, so arm und bedürftig, wie Sie mich fanden, da Sie zuerst zu mir eintraten, wenn ich noch die aussichtslose, verwittwete Gräfin Belham wäre, abhängig von der Gnade meines Oheims, und dieser Gnade verlustig,

wenn Sie so vor mir ständen wie damals, würden Sie dann mir Ihre Hand bieten und mich der hohen Ehre würdigen, Ihre Gemahlin zu werden? Nun, Graf Matthias, die Wahrheit und klare Antwort!"

„Wenn Sie so vor mir ständen, wie ich Sie erschaut, da ich zum ersten Mal zu Ihnen kam," sagte er ruhig und sanft, „wenn Sie nichts besäßen, als Ihr schönes und holdes Selbst, und diese Augen, die für mich den Himmel einschließen, und dieses reine Herz, das sich seine Jungfräulichkeit bewahrt hat, obwohl Sie schon einen andern Mann geliebt, ja, wenn Sie nichts besäßen, als Ihr schönes Selbst, dann würde ich in dieser Stunde zu Ihnen treten und sagen: Sophie, Sie sind jetzt im Begriff, nochmals verwaist zu sein, Ihr Oheim wird sterben, und Sie haben dann Niemanden, an den Sie sich sonst wenden können, nehmen Sie mich als Ihren Freund, als Ihren Diener, als Sklaven an, denn ich liebe Sie, ich bete Sie an, und es giebt für mich kein anderes Glück, als an Ihrer Seite durch das Leben zu gehen! So würde ich sprechen, wenn Sie nicht von morgen oder übermorgen an die Millionairin Gräfin von Belham wären."

„Ich danke Ihnen, mein Freund, ich danke

Ihnen für dies schöne, prächtige Wort," rief sie mit strahlenden Augen. „Und nun noch eine Bitte. Drinnen im Nebengemach befindet sich mein Geschäftsführer, der eben für mich ein Dokument aufgesetzt hat. Ich wünsche, daß er Ihnen dies Dokument vorlese. Sie sollen mir aber versprechen, daß Sie dasselbe ganz ruhig, bis zu Ende anhören und kein Wort darauf erwidern in Gegenwart des Notars, kein Wort der Zustimmung oder der Unzufriedenheit."

„Sie befehlen, und ich werde gehorchen," erwiderte Matthias, sich verneigend.

„Nun denn, so geben Sie mir Ihren Arm, mein Freund, und führen Sie mich in das anstoßende Gemach."

Sie legte lächelnd ihre Hand auf seinen dargebotenen Arm, und sie traten in das andere Zimmer, in welchem, vor dem mit Papieren bedeckten Tisch, der Notar saß, assistirt von seinem Schreiber, der eben damit beschäftigt war, die Amtssiegel unter das Dokument zu setzen, welches der Notar ausgefertigt hatte.

Gräfin Belham durchschritt am Arm des Grafen von Harbaschic das Gemach und ließ sich auf dem Divan nieder, indem sie den Grafen bedeutete, neben ihr Platz zu nehmen.

„Jetzt, Herr Justizrath," sagte sie dann, dem Notar zuwinkend, „jetzt bitte ich Sie, das Dokument vorzulesen."

Er hob das Papier empor und mit lauter, feierlicher Stimme las er:

„Vor dem Endesunterzeichneten, dem Justizrath Wilhelm, erschien die Gräfin Sophie von Belham, geborene Baronesse von Bendthorst. Sie übergab dem unterzeichneten 2c. Wilhelm, vom Stadtgericht zur Ausfertigung und Beglaubigung von Testamenten designirt, ihr selbst geschriebenes Testament, und dasselbe ward in Gegenwart von vier Zeugen, deren Unterschrift sich am Ende dieses Dokuments befinden, von mir der Gräfin Belham vorgelesen, dann von ihr genehmigt und unterzeichnet. Ferner wird auf den ausdrücklichen Wunsch der Gräfin Belham, welche von mir und den vier Zeugen als vollkommen zurechnungsfähig und geistesstark erkannt, das nachstehende Dokument ausgefertigt."

„Lesen Sie nun das Dokument vor," befahl die Gräfin.

„Die verwittwete Gräfin von Belham, geborene Baronesse von Bendthorst, kündigt hierdurch ihren letzten Willen: Ich vermache Alles, was ich besitze und während meiner Lebenstage noch besitzen werde, oder was mir vielleicht durch Erbschaft oder andere

Glücksfälle zukommt, dem Grafen Matthias von Harbaschic, dem theuersten Freunde meines verstorbenen Gemahls, und meinem Wohlthäter. Dies ist mein einziger und letzter Wille kraft meines Testamentes."

„Folgt die eigenhändige Unterschrift der Zeugen, und die constatirte Unterschrift der Testatorin."

„Und jetzt, mein Herr Justizrath, bitte ich Sie, das Dokument zu lesen," sagte die Gräfin mit heller, fröhlicher Stimme.

„Vor dem unterzeichneten Justizrath und Justizcommissarius Wilhelm hat die Gräfin von Belham, geborene Baronesse von Bendthorst, mit ihrem Willen und auf ihre Anweisung dies Dokument ausstellen lassen. Die Gräfin von Belham bekennt sich als die Schuldnerin des Grafen Matthias von Harbaschic, der ihr seit lange ein Wohlthäter und Freund und edler Gläubiger gewesen. Sie hat kein anderes Mittel, ihm zu vergelten und ihm, was er ihr Gutes gethan, zu bezahlen, als daß sie ihm hiermit eine Anweisung ausstellt auf die Erbschaft ihres Oheims, des Fürsten Pandomenio: Alles, wie viel oder wie wenig es sei, Alles, was noch die Gräfin Belham von dem Fürsten von Pandomenio, ihrem Oheim, erben wird, seien es nur hundert Thaler oder seien es eine Million

Thaler, oder noch mehr, je nachdem, Alles was sie erbt, überträgt sie hierdurch feierlich dem Grafen Matthias von Harbaschic und ernennt ihn statt ihrer zum Erben und Besitzer des Nachlasses ihres Oheims, des Fürsten von Pandomenio; so daß, sobald die Erbschaft anzutreten ist, nicht die Gräfin von Belham, sondern allein der Graf Matthias von Harbaschic rechtmäßiger Erbe ist und dadurch bezahlt wird, je nachdem es die Umstände erlauben, für alle die Summen, welche er der Gräfin Belham vorschußweise geliehen hat. Die Gräfin Belham fügt einen eigenhändig unterzeichneten und gestempelten Wechsel bei, welcher in vierwöchentlicher Frist gezahlt werden soll und über eine Million Thaler lautet."

„Befehlen Frau Gräfin, daß ich die Aussagen der Zeugen und die anderen Formalitäten vorlese?" fragte der Justizrath.

Die Gräfin erhob sich und schritt zu dem Notar hin.

„Nicht nöthig, lieber Justizrath, ich bitte, übergeben Sie mir die Papiere und damit wäre für heute unser Geschäft beendigt. Ich danke Ihnen vorläufig für Ihre Bemühungen."

Der Justizrath verbeugte sich und mit einem

schnellen, flüchtigen Blick auf den Grafen von Harbaschic zog er sich zurück.

Sie waren allein. Mit den Papieren und den Dokumenten in der Hand näherte sich die Gräfin Belham jetzt dem Freunde, der, wie es schien, tief ergriffen und ganz übermannt von Rührung und Begeisterung, ihr gegenüberstand.

„Graf Matthias von Harbaschic," sagte sie, ihm die Papiere überreichend, „Sie sagen mir, daß ich die Erbin meines reichen Onkels sein sollte, jetzt sind Sie der Erbe, und ich bin wieder die arme, verlassene und sorgenvolle Gräfin von Belham. Graf Matthias, wollen Sie mir jetzt, da ich arm bin und verlassen, wollen Sie mir jetzt Ihre hülfreiche Hand darbieten, wollen Sie das Wort zur Wahrheit machen, welches Sie vorhin sprachen, wollen Sie meine Hand annehmen, welche ich Ihnen biete aus Liebe, aus innigster Hingabe?"

Er sank vor ihr nieder, faßte ihre Hände und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen.

„Gräfin, Sie sind das edelste, das größte Weib und hier zu Ihren Füßen spreche ich Ihnen meinen seligsten Dank, meine begeistertste Freude aus!"

„Nicht zu meinen Füßen, Matthias, sollst Du mir danken, nimm mich an Dein Herz! Da laß mich ruhen, da laß mich selig sein, da laß mich

träumen, daß das Leben schön sei, wonnig und herrlich, wenn Du mich hältst und trägst!"

Er erhob sich von seinen Knieen, schlang seine Arme um sie und küßte sie zärtlich.

„Du nimmst mich also an?" fragte sie schelmisch, „Du willst Dich herablassen, der armen, verlassenen Gräfin von Belham Deine Hand zu — —"

Ein heftiges Läuten der Hausglocke unterbrach sie in dem zärtlichen Gekose, und das Kammermädchen stürzte herein, um angstvoll zu melden, ein Bote des Fürsten von Pandomenio stehe draußen und begehre die Gräfin von Belham zu sprechen.

„Es wird eine schlimme Botschaft, oder vielmehr eine gute sein," sagte Matthias leise, indem er selbst hinauseilte, um den Boten hereinzuholen.

Allerdings, es war eine schlimme oder vielmehr eine gute Botschaft.

Der Fürst hatte einen neuen Anfall von Krampfhusten gehabt und der Arzt gab ihm nur noch wenige Stunden zu leben.

Der Fürst von Pandomenio begehrte, daß die Gräfin Belham, sowie der Graf Matthias von Harbaschic zu ihm kämen, um von ihm Abschied zu nehmen. Es war auch zu der Baro-

nesse von Bendthorst gesandt worden, und sie befände sich, so meldete der Bote, bereits auf dem Wege nach dem Schlosse.

„So lassen Sie uns eilen, Gräfin, es ist kein Moment zu verlieren," drängte Matthias. „Mein Wagen steht vor Ihrer Thür und wir fahren sogleich."

IX.

Der Tod.

Sie sind Alle im Vorzimmer des Fürsten Pandomenio versammelt. Er hat seinen Fauteuil in die Mitte des Gemaches rollen lassen und da sitzt er wie ein regierender Fürst auf seinem Thron, umgeben von seinen Vasallen. Aber es ist doch eigentlich nicht mehr der Fürst Pandomenio, welcher da thront, sondern es ist der Tod, der sich in dieser bleichen, verfallenen Hülle niedergelassen hat, und dem armen, keuchenden Menschen, den er sich zur Beute auserkoren, noch eine letzte, kurze Gnadenfrist gönnt.

Wie geisterhaft bleich dieses Angesicht ist, wie tief die Augen in den Höhlen liegen und welch' entsetzlichen Ausdruck diese Mienen haben. Es steht schon auf seiner Stirn und um seinen Mund jener hippokratische Zug, welcher allen Menschen,

die ihn erschauen, ein unheimliches Grausen erregt und wie das „T. F.“ der Galeerensklaven den Menschen als eine Beute des Todes bezeichnet.

Aber die Augen glühen noch in diesem welken, gelben Angesicht, doch nicht mit dem sanften Strahl der Liebe, sondern mit dem wilden Feuer des Hasses. Die Lippen haben noch das Lächeln, aber nicht das milde Lächeln, mit welchem der Sterbende Abschied nimmt von seinen Lieben, welche ihn umgeben, sondern das spöttische, höhnische Lächeln eines bösen Dämons, der sich seines gelungenen Werkes freut. —

Diese Augen strahlen das wilde Feuer des Hasses auf das blasse, von Thränen überfluthete Angesicht der Baronesse von Bendthorst aus und ihr gilt das Lächeln des Fürsten Pandomenio.

Sie ist vor ihm auf die Kniee niedergesunken und mit leisen, flüsternden Worten fleht sie zu ihm um Vergebung, wenn sie jemals ihn gekränkt, jemals ihm Böses gethan, fleht auch mit noch leiserem, hastigerem Ton, daß er, bevor er stirbt, ihr das Tagebuch zurückerstatten soll, welches sie ihm einst gegeben.

„Onkel, meine Ehre, meine Zukunft, mein Lebensglück hängt davon ab,“ fleht sie leise und athemlos. „Onkel, ich liebe einen edlen, schönen

Mann, Sie wissen es! Er liebt mich und er glaubt an mich! Lassen Sie dies Bekenntniß meiner traurigen, schimpflichen Vergangenheit Sie nicht überleben, damit es nicht gegen mich zeuge! Onkel! Sprich ein einziges Wort! Ein Wort der Gnade und des Erbarmens! Sage nur laut vor allen diesen Zeugen, daß Du das Tagebuch, welches sich unter Deinen Papieren finden wird, mir vermachst, daß ich es nehmen darf, jetzt noch, so lange Du selber noch unter uns weilst. Sage dies, mein theurer Onkel, und ich will Dich segnen als meinen Erlöser, als meinen Freund, sage dies, und ich werde an jedem Abend und an jedem Morgen mit tausend Segenswünschen und Liebesgrüßen Dein gedenken!"

„Genug," sagte der Fürst langsam, mit tonloser Stimme sie unterbrechend. „Mein Leben zählt nur noch nach Sekunden und ich darf keine dieser Sekunden verschwenden."

Er wandte den Blick langsam von ihr fort zu der Gräfin Belham, die neben ihrer Schwester stand, mit bleichem, ergebenem Angesicht auf den Arm des Grafen Matthias gelehnt, als fürchte sie, ohne diese Stütze vor Schmerz und Kummer zusammenzusinken.

„Und Du?" frägte der Fürst. „Hast Du mir

nichts zu sagen, mich um nichts zu bitten in dieser letzten Abschiedsstunde?"

„Ich habe Ihnen nur zu sagen, mein theurer, geliebter Onkel, daß ich Ihnen danke für alle die Wohlthaten, welche Sie mir erzeigt, für alle die Liebe, welche Sie mir so gnädig dargebracht und deren ich, ach, so wenig würdig gewesen," erwiderte sie, indem die Thränen aus ihren Augen niederstürzten, als sie halb knieend die welke, kalte Hand des Oheims ergriff und an ihre Lippen drückte.

„Du bist wirklich ein gutes Geschöpf," sagte der Fürst, ihr zunickend, „ich habe Dir wenig Gutes und Liebes erzeigt, und Du bist doch dankbar. Nun, ich hoffe, Du sollst meiner in Liebe gedenken. — Lieber Matthias, ich bitte, lassen Sie jetzt den Justizbeamten und die Zeugen eintreten. Ich habe meine letzte Scene in der Tragödie des Lebens jetzt zu vollenden."

Matthias eilte hinaus und kehrte bald mit dem Justizbeamten und den Zeugen wieder in das Gemach zurück.

„Jetzt, meine Nichten, nehmet Platz auf den beiden Stühlen mir gerade gegenüber, — nicht mir zur Seite," sagte er abwehrend, als die Baronesse von Bendthorst den Sessel neben ihn rücken wollte. „Nein, mir gegenüber, ich bitte. Ich

möchte gern mich noch zum letzten Mal an dem Anblick meiner schönen Nichten weiden."

Er deutete mit dem langen, gelben Zeigefinger auf die Stelle ihm gegenüber, wo sie sich auf den Sesseln niederlassen sollten, während der Graf Matthias neben ihm, an seinen Fauteuil gelehnt, stand.

Der Justizbeamte nahm an dem kleinen Tisch, der dicht neben der Baroneſſe von Bendthorst aufgestellt war, seinen Platz. Auf demselben lagen einige Papiere und stand alles nöthige Schreibmaterial bereit.

„Lieber Justizrath," sagte der Fürst, und er zwang seine Stimme, daß sie fest und stark genug sei, um von allen Anwesenden verstanden zu werden, „lieber Justizrath, Sie haben gestern auf meinen Wunsch und im Beisein von Zeugen meinen letzten Willen aufgezeichnet, und ich habe Ihnen Alles übergeben. Nach der Sitte des Landes wird das Testament erst nach dem Tode des Erblassers eröffnet und vorgetragen. Ich habe indeß den Wunsch gehabt, und man hat ihn mir höheren Orts gewährt, daß dieses Testament schon bei meinen Lebzeiten und während ich selber noch die Kraft habe, es zu hören, meinen Erbfolgern vorgelesen werde. Kraft dieser ausgesuchten Erlaubniß ersuche ich Sie

nun, das Testament, das versiegelt ist und von meiner eigenen Hand adressirt, meinen Erb=nachfolgern, den beiden Damen, der Gräfin von Belham und ihrer jüngeren Schwester, der Baroneſſe von Bendthorst, zu zeigen."

Der Justizrath erhob sich und reichte das Testament der Gräfin Belham dar.

„Ueberzeugen Sie sich, Frau Gräfin, daß es die Handschrift Ihres Oheims, des Fürsten Pando=menio ist, und auch die Adresse, an das Stadtgericht zu Berlin gerichtet, auch von der Hand des Fürsten Pandomenio geschrieben ist."

„Ja," erwiderte sie, indem sie aufmerksam die Schrift betrachtete.

„Und diese fünf Siegel hier, tragen sie das Wappen des Fürsten Pandomenio?"

„Ja," erwiderte sie, „ich sehe, daß diese Siegel mit dem Ringe gesiegelt sind, welchen mein theurer Onkel an seinem Finger zu tragen pflegt."

Der Justizrath richtete an die Baroneſſe von Bendthorst dieselben Fragen und auch sie bejahte dieselben.

„Jetzt, Herr Justizrath, ermächtige ich Sie, das Testament zu eröffnen und den Inhalt desselben laut vorzulesen."

Der Justizbeamte trat hinter den Tisch zurück,

und während des tiefen Schweigens rings um ihn her brach er die Siegel und zog aus dem geöffneten Couvert das Testament hervor, das er auseinanderschlug und dann mit lauter Stimme las:

„Ich, der Fürst Pandomenio, künde hierdurch meinen Erben meinen letzten Willen. Diese meine Erben sind meine beiden Nichten, die Gräfin Belham, geborene Baronesse von Bendthorst, und die Baronesse von Bendthorst. Beide sollen meine Erbinnen sein. Ich gebe der Einen meine Liebe als Erbe, der Andern mein Vermögen."

„Warten Sie einen Augenblick," unterbrach ihn der Fürst, indem er langsam, nur mit der starken Kraft seines Willens, den Arm empor hob und ein Zeichen gab. „Warten Sie einen Augenblick, ich möchte wissen, wer von meinen beiden Nichten die Erbin meiner Liebe sein will?"

Er heftete seine starren, verglasten Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf das bleiche, aufgeregte Angesicht Amaliens.

„Ja, das möchte ich wissen," wiederholte er langsam, „wer von meinen beiden Nichten die Erbin meiner Liebe sein will?"

„Ich, mein theurer Onkel, ich will es sein," rief die Gräfin Belham, indem sie sich erhob, zu dem Fürsten hineilte und vor ihm niederknieend,

seine Hand küßte. „Ich begehre nichts weiter, als dieses einzige, schöne, herrliche Erbe: Deine Liebe und Deinen Segen.“

Er wehrte sie langsam mit der Hand zurück und hielt seine weit geöffneten Augen fest auf das Angesicht der Baronesse geheftet.

„Du weißt doch, Amalie,“ sagte er dann langsam, mit schwerer Zunge, „Du weißt doch, ich bot Dir vor einiger Zeit — es sind kaum drei Wochen seitdem vergangen, — ich bot Dir mein Herz und meine Liebe! Du nahmst sie nicht an. Willst Du sie jetzt annehmen?“

Es ging ein Schaudern durch die Gestalt der Baronesse, sie hob die gesenkten Blicke empor zu ihrem Oheim. Ihre Augen begegneten sich und hafteten aufeinander mit einem langen, seltsamen Blick, und dann flog ein mattes, spöttisches Lächeln über die Lippen des Fürsten.

„Jetzt, lieber Justizrath, bitte ich Sie, weiter zu lesen.“

Und mit lauter Stimme fuhr der Justizrath zu lesen fort:

„Diejenige von meinen Nichten, welcher ich meine Liebe vermache, ist die Baronesse von Bendthorst, meine jüngere Nichte, ich habe ihr in meinem Leben viel Liebe bewiesen, und ihr oft

meine Hülfe und meinen Beistand gewährt, ich habe sie gehalten wie das theuerste Besitzthum meines Lebens, und sie weiß, daß ich in jeder Zeit bereit war, ihr beizustehen und hülfreich zu sein, sei es mit Rath und That, sei es mit Geld. Sie hat ihr Erbe an Geld vorweg empfangen, ich lasse ihr meine Liebe, aber nichts weiter, als diese, damit sie um den alten Onkel doch noch einige Thränen vergießt, und wären es auch nur Thränen des Zornes und der getäuschten Erwartung."

„Onkel!" rief die Baronesse, indem sie von ihrem Sitz emporsprang und bleich und entsetzt ihn anstarrte, „Onkel, das hätten Sie gethan? Sie hätten mich enterbt?!"

„Enterbt?" fragte er, ihr grinsend zunickend. „Wer kann sagen, daß ich Dich enterbt habe? Steht nicht da geschrieben, daß ich Dir meine Liebe als Erbtheil lasse? Weiter, Herr Justizrath, lesen Sie weiter!"

„Mein ganzes Vermögen, alle meine Besitzthümer, Alles, was sich an Geld vorfindet, dieses Schloß hier mit seinem ganzen Inventar, mein bewegliches und unbewegliches Eigenthum überlasse ich, kraft meines freien Willens, meiner älteren Nichte, der Gräfin Sophie von Belham, geborene Baronesse von Bendthorst."

„Onkel!“ rief jetzt die Gräfin Belham, sich von ihrem Sitz, gleich ihrer Schwester, erhebend. „Was haben Sie gethan? Nein, nein, ich kann dieses Erbe nicht annehmen. Ich will und muß theilen mit meiner theuren Schwester.“

„Ich verbiete es Dir,“ rief der Fürst mit lauter, gebieterischer Stimme, „es ist mein letzter Wille, daß Du allein die Erbin seist, und nichts theilst mit Deiner jüngeren Schwester. Weiter, Herr Justizrath, weiter!“

§. 3. „Es befindet sich unter meinen nachgelassenen Papieren ein versiegeltes Heft mit Papieren. Dasselbe ist adressirt an den Prinzen Felix von Sondermann. Dieses Packet ist ausgenommen von der Erbschaft der Gräfin Belham. Es soll sofort nach meinem Tode dem Prinzen von Sondermann übergeben werden. Ich ersuche den Grafen Matthias von Harbaschic, daß er jetzt dieses Packet an sich nehme und es an den Adressaten sofort übermittele.“

„Lieber Graf,“ sagte der Fürst, sich an Matthias wendend, der sich zärtlich zu ihm niederbeugte, „lieber Graf, sehen Sie, dort auf dem Tisch liegt das Packet, nehmen Sie es an sich.“

Er verneigte sich und trat zu dem Tisch hin. Der Justizbeamte übergab ihm ein versiegeltes

Packet, welches neben ihm lag, und mit demselben schritt Matthias zu dem Fürsten hin.

„Ist es dies, Durchlaucht?“ fragte er.

„Lesen Sie die Aufschrift,“ befahl der Fürst.

„An den Prinzen von Sondermann.“

„Ja, das ist es. Ich bitte Sie als um den letzten Freundschaftsdienst, daß, sobald diese Ceremonie hier beendet ist, Sie dieses Packet dem Prinzen von Sondermann selbst übergeben werden. Wollen Sie mir das schwören?“

„Ich schwöre es Ihnen, Durchlaucht,“ erwiderte Matthias feierlich.

„Weiter, Herr Justizrath,“ befahl der Fürst.

§. 4. „Ich befehle noch meiner Erbin, der Gräfin Belham, daß sie allen meinen Dienern das Gehalt, welches sie bei mir bezogen haben, bis zu meinem Tode auszahlen soll.

§. 5. Ich weiß, daß der Sitte gemäß die Testatoren gewöhnlich ihren lieben Freunden irgend ein Andenken vermachen, doch ich weiß auch, daß man auf Erden keine lieben Freunde hat, also entbinde ich mich dieser Sitte. Nur einen Freund habe ich noch gefunden am Rande des Grabes. Dieser eine Freund ist der Graf Matthias von Harbaschic. Ich bitte ihn, die Uhr, welche ich getragen, als Andenken anzunehmen, weil sie ein

Geschenk ist von der Herzogin Ercola, welche wir Beide kennen und lieben. Außerdem vermache ich ihm meine ganze Bibliothek und überhaupt Alles, was sich in meinem Schreibzimmer befindet.

Solches ist mein letzter Wille, und ich erwarte, daß er von meinen Erben heilig gehalten und ausgeführt werde nach dem Gesetz.

„Folgen die Unterschrift und die Unterschriften der Zeugen."

„Ich danke Ihnen," sagte der Fürst, dem Justizbeamten freundlich zunickend. „Und jetzt, meine theure Nichte Amalie," fuhr er dann fort, indem er seine Augen mit triumphirendem Aufleuchten über das Antlitz der Baronesse gleiten ließ, „jetzt ein letztes Wort zu Dir! Soll ich Dir sagen, was in jenem Packet enthalten ist, das Graf Matthias dem Prinzen von Sondermann übergeben soll? Tritt näher zu mir heran, daß ich Dein Angesicht sehen kann, denn es dunkelt vor meinen Augen, und es ist, als falle der Vorhang schon nieder über die Schlußscene der Tragödie. Tritt näher zu mir heran, sage ich."

Er rief es mit so lauter, gebieterischer Stimme, daß die Baronesse von Bendthorst sich von ihrem Sessel erhob und zu ihm herantrat.

Er faßte sie mit seinen beiden Händen und

zog sie mit einer letzten Kraftanstrengung zu sich nieder und starrte ihr in das Angesicht.

„Höre, Amalie," sagte er, die Augen fest auf sie gerichtet, „dieses Packet, welches Matthias dem Prinzen überbringen soll, enthält Dein Tagebuch."

Er hatte es so leise gesagt, daß Niemand es verstand. Niemand außer der Baronesse. Sie stieß einen gellenden Schrei aus.

„Onkel, Sie sind fürchterlich!"

„Wohl," sagte er mit einem leisen, hämischen Kichern, „wohl, ich habe mich gerächt! Du wolltest Dich nicht dem Tode vermählen, jetzt vermähle ich Dich der Schande!"

Wieder ertönte jenes furchtbare, dämonische Lachen von seinen Lippen und er sank zurück in den Sessel, die starren Blicke immer noch hingerichtet auf die Baronesse von Bendthorst, die ohnmächtig zu seinen Füßen lag, immer noch hingerichtet auf sie, als seine Augen keinen Ausdruck mehr hatten und als der Tod schon sein Opfer zu sich gefordert.

X.

Verfassen.

Als sie aus ihrer Ohnmacht zu sich kam, hatte Matthias ihr gesagt, daß der Fürst eben seinen letzten Athemzug ausgehaucht, und wie sie nun neben sich das kalte, theilnahmlose Angesicht ihrer Schwester sah, die sie mit höhnischem Lächeln anschaute, als wolle sie in Amaliens Zügen ihre Seelenqualen lesen, da hat sie sich zusammengerafft und hat die Thränen in ihr Herz zurückgedrängt. Sie hat den Muth gefunden, ihre Qualen unter dem Anschein stolzer Ruhe zu bergen, und ihre Stimme hat nicht gezittert, als sie zu ihrer Schwester sprach:

„Ich gratulire Dir, Schwester Sophie, Du hast Deine Rolle gut gespielt! Du bist nun eine reiche Erbin, und wie ich sehe, auch eine lachende Erbin.“

„Und warum sollte ich nicht," erwiderte die Gräfin Belham achselzuckend. „Unser guter Onkel vermachte mir nur seine Millionen, also kann ich lachen. Er vermachte Dir seine Liebe, es ist also an Dir, zu weinen!"

Amalie antwortete nichts. Sie zuckte nur plötzlich leise in sich zusammen, als ob irgend ein neuer furchtbarer Gedanke sie auf einmal erfasse, und sie warf einen forschenden, angstvollen Blick hinüber nach dem Grafen Matthias, welcher drüben vor dem mit Papieren bedeckten Schreibtisch im eifrigen Gespräch mit dem Justizbeamten stand. Es schien sie zu beruhigen, ihn dort zu gewahren.

Sie trat zu dem Kammerdiener des Fürsten, welcher sich mit der Leiche beschäftigte und der Einzige war, welcher sich noch um den Heimgegangenen bekümmerte, und sie bat ihn mit leiser, hastiger Stimme, sofort ihren Wagen vorfahren zu lassen.

Dann trat sie zu dem Todten heran. Sie schaute ihm lange in das starre Angesicht und etwas von der Qual, die ihre Seele peinigte, sprach jetzt aus ihren zuckenden Mienen. Aber sie raffte sich schnell wieder zusammen, denn sie fühlte den kalten, spöttischen Blick ihrer Schwester auf ihrem Angesicht ruhen.

Langsam hob sie die Hand empor und legte sie auf die des Todten.

„Du hast Dich furchtbar gerächt," sagte sie leise zu sich selber, „und doch warst Du es, der mich auf den Weg geführt, den ich jetzt wandle. Du warst mein Lehrmeister, und was ich bin, das bin ich durch Dich. Nun hast Du an Deiner Schülerin eine grausame Rache genommen. Doch will ich Dir Alles vergeben und verzeihen, wenn nur das Eine noch abgewehrt werden kann! Mögest Du in Frieden ruhen!"

Der Kammerdiener trat jetzt wieder ein und meldete ihr leise, daß der Wagen schon bereit stände.

„Du kommst doch zum Begräbniß?" fragte die Gräfin mit gleichgültigem Tone.

„Nein," erwiderte sie ruhig, „ich überlasse es Dir, Dein Opfer würdig zu bestatten."

Sie ging hastig hinaus, Niemand geleitete sie. Dem Diener, der an der Wagenthür stand, befahl sie, so rasch die Pferde jagen könnten, nach Hause zurückzukehren.

Der Wagen brauste mit donnerndem Geräusch über das Straßenpflaster dahin und die Pferde jagten in vollem Galopp die lange Allee hinunter, die nach Berlin führt.

Drinnen im Wagen lag Amalie, die schönste Dame des Hofes, die gefeierte, gepriesene und verlästerte Baronesse von Bendthorst mit gerungenen Händen, mit starrem Blick, ohne Thränen, keuchend, ächzend und stöhnend wie eine Sterbende.

Jetzt hatte sie die Stadt erreicht und der Wagen donnerte über das Straßenpflaster dahin. Amalie raffte sich empor und zog an der Schnur, und als der Wagen hielt, befahl sie dem Diener, anzuhalten vor diesem Hause, da sie dort zu thun habe, sie werde mit einer Droschke nach Hause kommen, der Wagen solle nur weiterfahren.

Als sie ausgestiegen, schaut sie ihm nach, bis daß der Wagen um die nächste Ecke verschwunden ist, dann tritt sie in das offene Thor des Hauses. Mit zitternden Händen legt sie den schwarzen Schleier so dicht über ihr Angesicht, daß Niemand sie erkennen kann, und eilt dann wieder hinaus auf die Straße zum nächsten Droschkenplatz. Dort besteigt sie eine derselben und giebt dem Kutscher die Nummer eines Hauses unter den Linden an. Sie befiehlt dem Kutscher, ihrer Wiederkehr zu warten und tritt dann in das Haus, eilt rasch die Stiege hinauf zum zweiten Stockwerk zu der Thür, an welcher ein großes Schild sich befindet, auf welchem zu lesen steht: Prinz von Sondermann.

Sie zieht so heftig an dem Glockenzug, daß die Klingel läutet, als wenn sie Feuer verkündet und der Diener ganz erschrocken herbeistürzt, um die Thür zu öffnen.

„Ist der Prinz von Sondermann zu Hause?“ fragt sie mit unterdrückter, leiser Stimme, damit der Diener, welcher oft schon seinen Herrn zu der Baroneſſe begleitet hat, sie nicht erkennen möge.

Er giebt eine unbestimmte, verlegene Antwort.

„Sr. Gnaden sind zu Hause, haben aber befohlen, nicht gestört zu werden.“

„O, sagen Sie ihm,“ unterbricht sie ihn hastig, „sagen Sie ihm, es sei Jemand da, der im Namen eines Sterbenden komme.“

Das Wort öffnet ihr die Thüren und der Diener führt sie durch das Vorgemach in das Cabinet des Prinzen.

Sie ist noch immer tief verschleiert, als sie in dasselbe eintritt und zitternd und todesmatt an der Thüre lehnt. Der Prinz tritt der Verschleierten entgegen nnd schaut sie an mit einem fragenden Blick. Dann zuckt er leise zusammen, trotz des Schleiers hat er sie erkannt. Sein Herz hat sie erkannt, wenn auch die Augen sie nicht sehen können.

Sie hebt jetzt die Hand empor, schlägt den

Schleier zurück und läßt ihn ihr vor Schmerz zuckendes, verstörtes Angesicht sehen.

„Sie hier?“ fragt er zurücktretend.

Sie achtet in ihrer tiefen, leidenschaftlichen Bewegung garnicht auf den Ton, in welchem er das sagt.

Es ist nicht der Ton freudiger Ueberraschung, sondern mehr der des Staunens und des Entsetzens.

„Ja, ich bin es,“ sagte sie. „Ich lege meine Ehre, meinen Namen, meine Zukunft, in Ihre Hand, Prinz, indem ich zu Ihnen komme. Sehen Sie, ich vertraue Ihnen, ich rechne auf Ihre Discretion, und ich komme zu Ihnen, Prinz, um von Ihnen einen Liebesdienst zu verlangen!“

„Einen Liebesdienst?“ wiederholte er.

Und jetzt dünkt es sie einen Augenblick, als wäre sein Ton verändert, als wäre das nicht mehr der sanfte, freundliche Ton, in welchem er sonst zu ihr gesprochen, und als wäre sein Angesicht ernster und düsterer, als sie es jemals gesehen. Aber das liegt vielleicht in der Situation, er ist natürlich erschrocken, geängstigt über ihr unerwartetes Kommen. Sie hat nicht Zeit, darüber nachzudenken. Sie faltet die Hände und schaut zu ihm auf.

„Prinz, Sie haben mir Ihre Liebe geschworen, Sie haben mir gesagt, daß kein Opfer Ihnen zu

schwer sein würde, wenn Sie mir Ihre Liebe beweisen könnten. Nun denn, ich komme zu Ihnen, um von Ihnen dieses Opfer zu fordern."

„Und worin soll es bestehen, Baronesse von Bendthorst?"

„Hören Sie," sagt sie keuchend und athemlos, indem sie auf einen Sessel niedersinkt, weil ihre Füße unter ihr so sehr zittern, daß sie sie nicht mehr tragen wollen.

Er bleibt vor ihr stehen, hochaufgerichtet und schaut zu ihr nieder mit einem seltsam fragenden und strengen Blick.

„Hören Sie mich an, Prinz! Sie wissen, der Fürst von Pandomenio ist mein Onkel, und alle Welt wird Ihnen gesagt haben, daß ich seine Erbin sein sollte. Sie wissen auch, daß er neulich von mir begehrte, ich solle seine Gemahlin werden und noch an demselben Tage mich mit ihm vermählen. Ich schlug es aus, ich war unbesonnen genug, indem ich den Antrag ablehnte, ein stürmisches, leidenschaftliches Wort zu sagen, welches ihn in seiner Eitelkeit und seinem Stolz tief beleidigte. Ach, ich war ja so glücklich an jenem Tage, ich dachte nur an Sie und an unsere Liebe, und das machte mich rücksichtslos gegen den alten Mann. Ich beleidigte ihn, weil ich mich im Angedenken

Ihrer Liebe tief gekränkt fühlte durch seinen Antrag. Er hat sich dafür gerächt: er hat mich enterbt, und Sie sehen mich jetzt als eine Bettlerin vor sich! Aber was kümmert mich das! Sie lieben mich, und das macht mich reich vor allen Frauen der Erde."

„Der Fürst hat sie enterbt?" fragte der Prinz mit leiser Stimme.

„Ja enterbt. Doch nein, er hat mir etwas vermacht, wie es in seinem Testament heißt: seine Liebe. Er hat auch Ihnen etwas vermacht, Prinz."

„Mir?"

„Ja," nickte sie hastig, „er hat Ihnen ein Packet mit Schriften vermacht. Um dieser Schriften willen komme ich zu Ihnen, Prinz! Ich will Ihnen ein Geständniß machen. Es ist Unrecht, von Todten Böses zu sagen, doch es handelt sich um meine Zukunft, um mein ganzes Glück; mein Oheim hatte ein hartes und grausames Herz, er verzieh niemals, und wenn er sich beleidigt fühlte, dann nahm er immer eine grausame Rache! So wollte er es nun an mir thun, denn er weiß, daß ich Sie liebe, ich habe ihm offen und ehrlich von unseren schönen Zukunftsplänen erzählt, und nun will er durch Sie sich an mir rächen, durch Sie, Felix. Ach ich weiß nicht, wie ich es sagen

soll, wie ich Ihnen bekennen soll, worin seine Rache besteht. Ich bin ein thörichtes, leichtsinniges Mädchen gewesen. Mein alter Onkel war wie mein Vater, ich hatte kein Geheimniß vor ihm, ich ließ ihn alle meine Thorheiten, meine kindischen Phantasien wissen. Ich schrieb ein Tagebuch, und eines Tages, um ihm Freude zu machen, übergab ich es ihm. Es sind kindische, leichtsinnige Gedanken darin, nichts Böses, nichts Schlimmes, glauben Sie es mir, und doch möchte ich nicht, daß es irgend ein Anderer, am allerwenigsten Sie es lesen. Und dieses Tagebuch vermachte mein Onkel Ihnen, und man wird es Ihnen —"

Ein starkes Läuten an der Hausthürklingel erschallte draußen und machte die Gräfin erbeben.

„Ach das wird er sein, er wird schon kommen, der böse Dämon," murmelte sie, in sich erschauernd.

Die Thür öffnete sich und der Kammerdiener trat ein.

„Euer Gnaden," sagte er, „es ist Jemand da, der den gnädigen Herrn dringend zu sprechen begehrt."

„Von wem kommt er?"

„Er nennt sich Graf Matthias von Harbaschic und kommt im Namen des verstorbenen Fürsten von Pandomenio. Er sagt, es sei eine dringende Botschaft."

„Warten Sie einen Augenblick draußen," sagte der Fürst nach der Thür hinwinkend.

Der Diener entfernte sich.

„Darf ich den Grafen in Ihrer Gegenwart empfangen?" fragte der Prinz.

„Nein, um Gotteswillen, nein! Er darf nicht ahnen, daß ich hier bin."

„Wenn es Ihnen gefällig ist, so verbergen Sie sich dort hinter jenem Schirm," sagte der Prinz, nach dem großen Paravent deutend, welcher vor der Thür seines Schlafkabinets aufgestellt war.

Er reichte ihr nicht die Hand, um sie dahin zu führen, er überließ es ihr, hastigen Schrittes das Zimmer zu durcheilen und sich hinter dem Schirm zu verbergen.

Als es geschehen, öffnete der Prinz die Thür und befahl dem Diener, den Grafen von Harbaschic einzuführen. Er ging ihm mit ruhiger, kalter Höflichkeit entgegen.

„Ich habe die Ehre, dem Prinzen bekannt zu sein?" fragte Matthias sich verneigend.

„Ich glaube, wir sind einander auf der Soirée beim Herzog Friedrich vorgestellt," erwiderte der Prinz, indem er auf einen Fauteuil deutete.

Matthias nahm den dargebotenen Sitz nicht an.

„Euer Gnaden vergeben, ich bin eilig," sagte

er, „ich komme nur, weil es gilt, eine heilige Botschaft auszuführen, denn die Botschaft eines Todten ist immer heilig. Der Fürst von Pandomenio sendet mich zu Ew. Gnaden.“

„Der Fürst ist gestorben, wie ich höre,“ sagte der Prinz ruhig.

„Ja, vor kaum einer Stunde ist er gestorben, und er hatte die seltsame Idee, sein Testament noch vor seinem Tode öffnen zu lassen. Er hat in demselben Ihnen ein Legat ausgesetzt, und er hat mich mit sterbenden Lippen gebeten, sofort nach seinem Ableben dieses Legat Ihnen selbst zu übergeben. Ich habe die Bitte des Sterbenden als einen Befehl betrachtet und ich komme deshalb, um Euer Gnaden das Legat zu übergeben.“

Er reichte ihm ein versiegeltes Packet dar.

„Wissen Sie, Herr Graf, was dieses Packet enthält?“

„Ja, es enthält Papiere, wie ich glaube ein Tagebuch. Ich sollte es in Ihre eigenen Hände niederlegen, und ich habe meine Pflicht erfüllt.“

„Ich danke Ihnen für dieses treue und eifrige Erfüllen der letzten Bitte eines Sterbenden,“ erwiderte der Prinz mit ernster, kalter Höflichkeit.

Graf Matthias verneigte sich.

„Ich wage es nicht, Euer Gnaden länger zu

stören, um so weniger, da Sie gewiß begierig sein werden, das Packet zu öffnen und sich mit seinem Inhalt zu beschäftigen."

Er verneigte sich zum Abschiedsgruß, und der Prinz geleitete ihn zur Thür.

Als sich diese hinter Matthias geschlossen hatte, trat Amalie wieder hinter dem Schirm hervor. Ihr Angesicht war bleich und farblos, ihre Augen suchten im Zimmer umher, und als sie das versiegelte Packet auf dem Tische gewahrte, sprang sie wie eine Tigerin nach demselben hin, faßte es mit ihren beiden Händen, und so es haltend, sank sie vor dem Prinzen auf ihre Kniee nieder.

„Felix, dies ist das Opfer, das ich von Dir begehre! Gieb mir dieses Packet, brich nicht die Siegel, sondern vertraue mir, ohne es zu öffnen!"

„Ich bitte vor allen Dingen, Baroneſſe, erheben Sie sich von Ihren Knieen," sagte der Prinz, indem er sich zu ihr niederbeugte, um sie emporzuheben.

Sie ließ es geschehen, aber sie hielt mit krampfhaftem Griff immer noch mit ihren beiden Händen das Packet gefaßt.

„Du willst es mir gewähren, Felix?" flüsterte sie mit einem zärtlichen Blick. „Willst Du mir diesen unermeßlichen Beweis Deiner Liebe geben?

Ich will es Dir danken mein ganzes Leben hindurch. Wisse, daß ich von dieser Stunde an nichts sein will, als Deine ergebene Dienerin, wisse, daß jeder Athemzug meines Lebens ein Dank für Dich sein soll, daß ich mich bemühen will, Dir eine zärtliche, gehorsame Dienerin zu sein, wisse, daß Du der Herr sein sollst meines ganzen Daseins, meines Lebens und meiner Seele. Nur sage das Wort, Felix. Willst Du mir dies gewähren? Soll ich dieses Packet mit mir nehmen?"

„Ja, Baronesse von Bendthorst, ich gewähre Ihnen, was Sie wünschen. Nehmen Sie diese Papiere, welche Ihr Onkel für mich hinterlassen hat, nicht als ein Legat seiner Liebe, sondern seines Hasses und seiner Bosheit! Nehmen Sie es an sich, ich begehre nicht, es noch einmal zu sehen."

„Noch einmal?" fragte sie entsetzt, die Blicke starr auf ihn hingerichtet.

Er nickte.

„Ich weiß, was diese Papiere enthalten. Es ist Ihr Tagebuch, ich kenne es."

„Wie, Sie kennen es?" rief sie mit einem lauten Aufschrei des Entsetzens.

„Ja," sagte er ruhig, „ich habe es gelesen. Der Fürst sandte es mir schon vor vier Tagen

und ich habe es gelesen. Nun wissen Sie Alles, Baronesse, und da jetzt der Zweck Ihres Herkommens erreicht ist, habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Er verneigte sich tief, wandte sich um und ging langsamen, ruhigen Schrittes durch das Gemach hin und schritt hinaus.

Sie stand bewegungslos, wie erstarrt und schaute ihm nach mit weit geöffneten Augen, mit starrem Blick. Als die Thür sich hinter ihm schloß, durchzuckte es ihre Gestalt wie ein Blitzstrahl und sie sank zur Erde nieder. Da lag sie, in sich zusammengekauert, zuckend, ächzend wie eine Sterbende. Um sie her war Alles still und blieb Alles still. Nach einiger Zeit richtete sie sich lauschend und spähend empor. Sie hoffte, er würde doch noch zu ihr zurückkehren, sie dachte, es sei doch unmöglich, daß sie so verlassen, von ihm verlassen in seinem eigenen Hause hier bleiben könne. Aber Alles um sie her blieb still. Sie richtete sich wieder auf und stand starr, athemlos, bleich wie eine Leiche einen Moment da. Dann auf einmal tönte ein lauter, durchdringender Schrei von ihren Lippen. Dann wieder ward sie still, und horchte nach der Thür hin.

Er muß kommen! Es ist unmöglich, daß er

so schweigend, mit kalter Verachtung sie verlasse, und wenn er auch nur käme, um ihr zu zürnen, um ihr zu fluchen, um ihr ein Wort der Verdammniß zu sagen. Es wäre immer noch besser, als dieses furchtbare Schweigen. Aber nein, er kommt nicht, es bleibt Alles still!

Endlich muß sie sich ergeben, endlich muß sie wohl daran denken, dieses Zimmer zu verlassen.

Langsam, gebeugten Hauptes durchschreitet sie dasselbe und öffnet die Thür. Auch dort ist Alles still. Niemand ist zu sehen. Die Thüren sind geöffnet, und sie schreitet durch das Gemach hin nach dem Nebenzimmer. Vielleicht ist er dort. Vielleicht birgt er sich hinter einem Vorhang, um sie wenigstens noch einmal zu sehen. — Nein, ihr glühender Blick irrt umher, und es ist Alles öde und einsam. Kein Geräusch, als nur ihr eigener, schwankender Schritt. Auch die Thür nach dem Vorzimmer ist geöffnet. Es ist ein stummes, wortloses Hinausweisen für sie, denn auch die Thür, die auf den Flur führt, ist offen.

Sie lehnt jetzt einen Moment an derselben, kraftlos, mit zitternden Füßen. Wer sie so sehen könnte, müßte meinen, es sei eine arme Bettlerin, welche man drinnen abgewiesen und der man ihre letzte Hoffnung, ihre letzte Zuflucht geraubt hatte,

und doch ist es die schöne gefeierte Hofdame, die berühmteste Schönheit der ganzen Residenz, das Musterbild für alle eitlen Modedamen. Sie würden sich Alle recht glücklich und recht ergötzt fühlen, wenn sie ihr Musterbild, die Schönste der Schönen so sehen könnten, wie sie jetzt an dem Treppengeländer sich haltend, langsam, Stufe für Stufe hinunterschreitet, immer durch den niedergelassenen Schleier den Blick auf die offene Thür da droben gerichtet, immer noch hoffend, daß er in derselben erscheine.

Es kommt Niemand. Sie ist aus dem Paradiese ausgestoßen, nicht von dem Engel mit dem flammenden Schwerte, sondern nur von der stummen Verachtung dessen, den sie geliebt.

Auf jedem Treppenabsatz bleibt sie stehen. Sie schreitet die Leidensstationen hinunter und es dünkt sie, als wäre es tief, tief, ein unermeßlicher Abgrund. Sie wird niemals wieder die Höhe ersteigen können, sie gehört zu den Verdammten von dieser Stunde an, zu den Verdammten des Dante, die mit rückwärts gewandtem Gesicht immer ihre Vergangenheit erschauen und zehren an den Qualen ihrer Erinnerung.

Die Droschke steht noch vor der Thür und wartet ihrer. Sie steigt hinein und befiehlt dem

Kutscher mit leiser, hohler Stimme, wohin er fahren solle, nach dem Seitenflügel des herzoglichen Palais.

Als die Droschke da anhält, steigt Niemand aus, der Schlag wird nicht geöffnet. Der Kutscher steigt brummend und scheltend hernieder von seinem Bock und öffnet. Er erschrickt fast, denn die Dame, welche mit weit geöffneten, starren Augen dasitzt, sieht aus wie eine Sterbende.

„Wollen Sie nicht aussteigen, Madame," fragt er laut.

Sie schrickt zusammen, als erwache sie aus einem tiefen Schlummer.

„Was sagen Sie?"

„Wir sind da, wohin Sie fahren wollten. Wollen Sie nicht aussteigen?"

„Es ist wahr, ja."

Sie will sich erheben, aber sie sinkt kraftlos zurück, und die schöne Hofdame muß endlich die braune, schmutzige Hand des Droschkenkutschers annehmen, um sich beim Aussteigen helfen zu lassen. Sie schleicht nach der Thüre hin.

„Und meine Bezahlung, Madame?"

„Ach es ist wahr, Ihre Bezahlung," sagte sie leise und nimmt ihr Portemonnaie und reicht ihm ein Goldstück dar.

Dann klingelt sie hastig, die Thür öffnet sich und ihre Kammerfrau empfängt sie.

„Oh Gott, gnädigste Baronesse," ruft sie entsetzt, „liebe gnädige Baronesse, was fehlt Ihnen?"

„Ach, ich leide sehr!" sagt sie leise, und ein Strom von Thränen stürzt aus ihren Augen bei diesen ersten Worten der Theilnahme von einer menschlichen Lippe.

Und sie schlingt ihre beiden Arme um den Hals der alten Dienerin und weint und schluchzt, und dann auf einmal wird sie still, und ihre Gestalt sinkt zusammen. Sie ist ohnmächtig geworden. Die alte Dienerin ruft die Lakaien herbei, und man trägt sie in ihre Gemächer. Die Aerzte kommen und Alles ist sorgsam um sie bemüht.

Am anderen Tage erklären die Aerzte, daß die Baronesse von Bendthorst an einem hitzigen Nervenfieber erkrankt sei.

XI.

In Ketten.

Die Erbschaft ist viel beträchtlicher gewesen, als man vermuthete; denn Niemand hat es geahnt und geglaubt, daß der Fürst Pandomenio, der in den letzten Jahren so zurückgezogen und sparsam gelebt, ein so bedeutendes Vermögen besitze.

Man hat viel darüber gesprochen und es hat Aufsehen gemacht, daß die Baronin von Bendthorst, von welcher der Fürst allen Freunden und Bekannten gern zu erzählen pflegte, daß sie seine alleinige Erbin sei, daß diese nun enterbt und statt ihrer die arme Gräfin von Belham die Erbin geworden.

Die Leute sagten, diese Enterbung, der Schreck darüber, und die Ueberraschung seien die Ursachen der tödtlichen Krankheit, an welcher die Baronesse von Bendthorst leidet und sie fanden es ganz natürlich, daß man durch den Verlust einer Million

ganz niedergeschlagen und krank werde. Sie schalten in ihrer christlichen Barmherzigkeit nicht bloß auf den Fürsten von Pandomenio, sondern auch auf den Prinzen Felix von Sondermann, von dem Jeder wußte, daß er der begeisterte Anbeter der Baroneſſe gewesen und von welchem die Leute in den Hofkreisen meinten, daß er sie glühend liebe, nicht bloß um ihrer Erbschaft, sondern um ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit willen.

Jetzt mußte man erkennen, daß es nur die Erbschaft war, welche den Prinzen zu der glühenden Werbung um die schöne Baroneſſe veranlasse. Er hat daraus so wenig Hehl gemacht, daß er nicht einmal, trotzdem er natürlich von der Krankheit der Baroneſſe erfahren, selbst zu ihr gegangen ist, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, daß er nicht einmal die Dehors beobachtet hat, sondern sofort, als man von dem Testament des Fürsten von Pandomenio erfuhr, Berlin verlassen und sich an einen benachbarten Fürstenhof begeben hat.

Die vornehmen barmherzigen Leute sind sehr erzürnt über dieses unedle Betragen des Prinzen von Sondermann und sie wollen das Beispiel vom Gegentheil geben. Sie beeilen sich Alle, bei der Baroneſſe von Bendthorst sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen, ihre Karten ab-

zugeben und die innigste Theilnahme für die schöne Kranke zu zeigen.

Es kostet ihnen ja Nichts, sich so barmherzig und milde darzustellen, es kann ihnen aber vielleicht bei dem einflußreichen Herzog Friedrich nützen, wenn sie der Hofdame, von welcher man weiß, wie sehr der Herzog ihr ergeben ist, sich theilnahmvoll zeigen.

Sie erinnern sich auch jetzt plötzlich der Gräfin Belham, die sonst ganz vergessen war. Niemand fragte nach ihr und Niemand suchte sie auf, jetzt macht man ihr Besuche und beeifert sich, sie aufrichtiger Theilnahme und Freundschaft zu versichern.

Aber die Gräfin Belham empfängt Niemand. Sie lebt ganz zurückgezogen und Niemand hat bei ihr Zutritt, außer der Graf Matthias von Harbaschic und ihr Geschäftsführer. Auch von ihrer Verlobung erfährt Niemand. Man kann doch in der Trauerzeit sein Glück nicht an die theilnahmlose, spöttische Welt verrathen und es ist nicht nöthig, daß man sich noch mehr zum Gerede der Leute mache.

Graf Matthias hat daher seine schöne und zärtliche Braut überzeugt, daß es besser sei, Berlin zu verlassen. Sie wollen sich in der Heimath des Grafen Matthias trauen lassen und dann einige

Jahre auf Reisen verleben. Die Gräfin Belham kennt die Welt noch nicht; Graf Matthias wird sie ihr zeigen, denn er kennt sie.

Doch bevor sie Berlin verlassen, müssen alle Geschäfte beendet und abgewickelt sein. Die Schwierigkeiten, welche die Erhebung einer so bedeutenden Erbschaft machen, nimmt Graf Matthias ganz und gar auf sich. Seine schöne, geliebte Braut soll Nichts mit diesen lästigen, irdischen Dingen zu thun haben und außerdem ziemt es ihm, dem eigentlichen Erben, daß er sich damit befasse. Sie hat ihm das gerichtliche und schriftliche Dokument ausgestellt, daß sie ihm ganz und gar ihre Erbschaft überträgt. Es ist ein Beweis ihrer zärtlichen Liebe gewesen und sie haben seitdem, nun die Erbschaft angetreten worden, niemals mehr darüber gesprochen.

Die Gräfin von Belham findet es ganz natürlich und sie zweifelt keinen Augenblick an der großen und aufrichtigen Liebe dessen, dem sie wirklich so viel große und aufrichtige Liebe bewiesen. Matthias beredet seine Verlobte, daß es doch besser sei, sie verlasse Berlin. Er hat jetzt so wenig Zeit, sich um sie zu kümmern, er verwendet den ganzen Tag für ihre Geschäfte und er wünscht nicht, daß irgend Jemand von ihrem Liebesbunde erfahre.

Die Gräfin von Belham ist ihm so ganz ergeben, hat sich so ganz von seinem Willen abhängig gemacht, sich ihm so ganz untergeordnet, daß sie Nichts zu widersprechen hat und daß seine Wünsche ihr wirklich Befehle sind.

„Du sollst nach so vielen stürmischen und aufregenden Scenen Dein schönes Selbst wieder sammeln und in Dir zur Ruhe kommen, meine theure Freundin," sagte er zu ihr. „Ich kenne nahe bei Vicenza ein reizend gelegenes Kloster, das Kloster zu den barmherzigen Schwestern und dorthin bitte ich Dich, daß Du gehst. Dort lege das Gelübde Deines neuen Glaubens ab, zu dem Du Dich um meinetwillen bekennen willst. Die frommen Schwestern sind edel und milde gesinnt, sie werden Dich, die Ketzerin, welche zu ihnen kommt mit reuigem Sinn, um ihre Irrthümer abzuschwören, mit barmherziger Liebe aufnehmen und wenn ich dann nach einigen Wochen zu meiner theuren Sophie komme, so werde ich eine Neugeborene, eine Begnadigte, das heißt, eine Katholikin wiederfinden! O, mir scheint, obwohl meine Liebe keiner Steigerung fähig ist, werde ich doch noch glücklicher, noch beseeligter sein, wenn ich Dich in meine Arme schließe und weiß, daß von nun an uns Nichts mehr trennen kann, auch der Tod nicht; denn wir

werden selbst im Tode vereinigt sein in derselben Liebe, in demselben Glauben!“

„Das ist es ja, was ich wünsche, mein theurer Freund,“ flüsterte die Gräfin Belham, sich zärtlich an ihn schmiegend. „Ewig mit Dir vereint, im Leben wie im Tode nicht von Dir getrennt! Die Liebe, welche mich mit Dir verbindet, führt mich auch zu Gott und zu Deiner Kirche und so hoffe ich, daß der Gott der Liebe mich gnädiglich aufnimmt und mir seinen Segen zu dem neuen Bunde giebt, welcher, wenn die Leute hier davon erführen, gewiß viel verlästert und viel verleumdet würde.“

„Darum habe ich doch Recht, meine geliebte Sophie, wenn ich sage, daß wir diesen Bund als ein Geheimniß vor aller Welt bewahren wollen. Es ist nicht nöthig, daß man sein Glück zum Gerede der Leute mache, es bleibe unser süßes Geheimniß! — Ich habe bereits an die Frau Priorin des Klosters der barmherzigen Schwestern bei Vicenza geschrieben und heute ein Telegramm empfangen. Die Priorin ist freudig bereit, Dich aufzunehmen und man erwartet Dich, deshalb bitte ich Dich, alle Vorkehrungen zu Deiner Abreise zu beeilen. Das Geheimniß, welches man sein nennt, muß man sorgsam behüten und es nicht neugierigen Augen preisgeben! Deine Dienerinnen spioniren

sicher und sie plaudern aus, was sie erhorchen und erlisten, darum meine ich, es ist besser, Du nimmst Niemand von Deinen Leuten mit Dir."

„Auch nicht meine Kammerjungfer?" fragte die Gräfin ein wenig erschrocken.

„Ich halte es für besser, auch diese zurückzulassen, um so mehr," fügte er mit einem sanften Lächeln hinzu, „um so mehr, als Du bei den barmherzigen Schwestern keiner Kammerjungfer bedarfst. Es ist Sitte, daß diejenigen, welche im Kloster bei den barmherzigen Schwestern wohnen, die Tracht der Novizen anlegen für die Zeit ihres dortigen Aufenthaltes und dieselbe so lange tragen, bis sie das Kloster verlassen. Wozu bedürftest Du dort also einer Kammerfrau? Außerdem, meine theure Sophie, weiß ich von Dir, daß Du Deine Seele und Dein Herz jetzt so ganz mit der neuen, beglückenden Lehre und mit dem neuen Glauben beschäftigen wirst, daß Du gar keine anderen Gedanken hegen wirst, als nur diese."

„Gar keine anderen Gedanken?" fragte die Gräfin, ihn zärtlich anschauend. „Du irrst, mein Freund! Selbst, wenn ich an Gott denke, denke ich an Dich und wenn ich bete, ist es Dein Name, welcher zuerst von meinen Lippen tönt, daß Dich

Gott behüten und mir Deine Liebe und Treue erhalten möge!"

„Du weißt, daß diese immer bei Dir bleibt, theuerste Sophie," sagte er, ihr liebevoll die Hand küssend. „Wir werden ein glückliches und beseeligtes Ehepaar sein, hoffe ich."

„Das hoffst Du nur?" fragte sie mit einem glücklichen Lächeln. „Du weißt es also noch nicht gewiß, Du böser, geliebter Mann?"

„Ich kann jetzt nur sagen, ich hoffe es," erwiderte er ein wenig zögernd, „es ist damit noch ein kleiner Umstand verknüpft, den ich Dir bis jetzt verschwiegen habe, meine theuerste Sophie, den Du aber wissen mußt. Ich bedarf zu meiner Vermählung eines Dispenses."

„Von wem? Und warum?" fragte sie erstaunt.

„Ich will es Dir sagen, Sophie, und ich will Dich dadurch mit dem ganzen Unglück meiner Vergangenheit bekannt machen. Ich sagte Dir, daß ich niemals geliebt habe und daß Du das erste Weib seiest, welches ich liebe. Es war Wahrheit! Ich habe niemals geliebt und doch war ich vermählt."

„Vermählt?" rief sie entsetzt. „Und das sagst Du mir erst jetzt?"

„Wozu sollte ich Dich quälen mit dem, was

vergangen und begraben ist," sagte er ruhig. „Ich war vermählt, das heißt, ich hatte mich aus Liebe zu meinem Vater und zu meiner Familie geopfert. Es war ein Uebereinkommen zwischen unsern beiderseitigen Eltern. Die Grafen Harbaschic und die Grafen von Bernhoven waren innigst befreundet und als durch ein unglückseliges Mißgeschick mein Vater den größesten Theil seines Vermögens einbüßte, bot ihm der Graf von Bernhoven die Hand seiner kleinen Tochter für seinen ältesten Sohn, das heißt, er bot ihm die Mitgift dieser Tochter, welche eine Million betrug. Mein Vater flehte zu mir mit Thränen, in verzweiflungsvollem Jammer, und ich war ein gehorsamer Sohn: ich vermählte mich mit der reichen Erbin; aber ich entsagte zugleich der Aussteuer und übergab sie meinem Vater."

„Das war edel, das war großmüthig und herrlich von Dir gehandelt!" rief die Gräfin. „Oh, das ist ganz Deines schönen, Deines hochherzigen Wesens würdig! Nun begreife ich, warum Du mir bis jetzt Nichts davon erzähltest: Du wolltest, bescheiden und edel, wie Du immer bist, mir nicht zugleich von Deiner Großthat und von Deiner Kindesliebe erzählen!"

„Du hast Recht, es geschah deshalb; aber es geschah auch, weil ich es nicht liebe, von meinem

Unglück und von meinen ausgebrannten Schmerzen zu sprechen. Meine Gattin war eine unwürdige, kalte Kokette. Es kam ein schlimmer Tag — laß mich nicht weiter von ihm reden, — wo meine Ehre forderte, daß ich mich von ihr trennte und ich that es. Wir sind geschieden, gesetzlich und kirchlich geschieden! Doch bedarf ich, wie ich Dir schon sagte, eines Dispenses zu meiner Wiederver-mählung. Man muß nach irgend einem Vorwand suchen, diese erste geschlossene Ehe vollkommen als nichtig und irrthümlich abgeschlossen zu betrachten. Ich habe indessen in Rom einen mächtigen Freund, der für mich handeln und für mich beim Papst thätig sein wird und ich hoffe, schon in der nächsten Zeit ein glückliches Resultat seiner Bemühungen zu erfahren. Bis dahin also, damit kein Schatten auf Dich und mich falle, bis dahin müssen wir uns trennen. Du begreifst das, nicht wahr, meine theure Sophie?"

„Ich begreife, daß Du der edelste, zart-fühlendste und hochherzigste aller Männer bist!" rief sie, ihn mit strahlenden Augen anschauend, indem sie sich zärtlich an seine Seite schmiegte. — —

Einige Tage später verließ die Gräfin Belham Berlin. Sie reiste ganz ohne Gefolge und ohne Dienerschaft. Niemand begleitete sie zum Bahn-

hof, als ihr theuerſter Freund, der Graf Matthias von Harbaſchic. Niemand außer ihm wußte, wohin ſie ſich begab.

Sie weinte nicht, als ſie zum letzten Mal ihre Hand in die ihres Verlobten legte. Sie ſchaute zu ihm auf mit freudigem, zuverſichtlichem Angeſicht.

Wie hätte ſie auch an dem Manne zweifeln können, dem ſie ihre Liebe ſo großmüthig und vertrauend geſchenkt? Nicht der leiſeſte Schatten des Mißtrauens war in ihrer Seele und mit fröhlichem Stolz blickte ſie zu ihm empor und ſprach, als der Zug ſich jetzt in Bewegung ſetzte, freudig: „Auf Wiederſehen!“

Er blieb ſtehen, ſchaute dem dahinbrauſenden Zuge nach und nickte leiſe: „Auf Wiederſehen! — Ja, wir werden uns wiederſehen; aber es wird nicht ganz ein ſo freudiges Wiederſehen ſein, wie die leichtgläubige Thörin es vermeint!“

Dann kehrte er in die Stadt zurück und zu ſeinen Geſchäften. Es gab Vielerlei zu thun.

Das Palais des Fürſten, all' ſein bewegliches Eigenthum ſollte verkauft und verauctionirt werden. Es vergingen noch einige Wochen mit dieſen ernſten, trocknen Beſchäftigungen, dann endlich waren ſie beendet und Graf Matthias betrachtete mit Genugthuung die vielen, vor ihm aufgehäuften Werth-

papiere, die vielen Rollen mit Goldstücken, welche der Banquier ihm soeben gesendet hatte. Er nickte ihnen zu, als wären es liebe Freunde und ein stolzer Ausdruck von Triumph sprach aus seinen Mienen.

„Man wird in Rom mit mir zufrieden sein," sagte er leise zu sich selbst. „Ich denke, man wird mich loben und ich werde einen Grad höher hinauffsteigen, einen Grad höher, und dann noch einen, und noch einen und dann werde ich am Ziele stehen: auf der Höhe! Dann werde ich, jetzt der gehorsame Soldat, der gebietende Herr und General sein und die Welt wird zu meinen Füßen liegen! Vorwärts jetzt, hinaufgeklommen, hinauf zur Höhe, hinauf zum erhabenen Ziel!"

Niemand begleitete ihn, als er dann endlich nach einigen Wochen auch von Berlin abreiste. Er hatte sich ganz fern von den Menschen gehalten, hatte nach und nach alle angefangenen Verbindungen wieder aufgehoben, und nur einige letzte Diplomatenbesuche zu machen gehabt.

Auch bei dem Grafen von Bismarck war er vorgefahren, aber Seine Excellenz ließen sich entschuldigen. Sie waren verreist, nach Varzin, krankheitshalber, um sich auszuruhen.

„Das heißt," sagte Matthias zu sich selber, als

man ihm diese Botschaft brachte, „Seine Excellenz sind wieder mit wichtigen, politischen Angelegenheiten beschäftigt. Seine Excellenz pflegen allemal krank zu sein und sich nach Varzin zurückzuziehen, wenn irgend etwas Wichtiges in der politischen Welt sich begeben soll. Was mag es sein? Was mögen es für Wolken sein, welche sich wieder zusammenballen werden?!“

Dasselbe sagte er auch, als er nach Wien kam, dem Herzog von Gramont, dem er seinen Besuch machte. Der französische Botschafter, Herzog von Gramont, war sein lieber Freund. Sie hatten viel mit einander verkehrt in Rom am Hofe des Papstes, und es war daher natürlich, daß der Herzog den lieben Grafen mit offenen Armen empfing und auch natürlich, daß sie sich miteinander von politischen Dingen unterhielten.

Graf Matthias von Harbaschic, welcher sonst immer ein politisches Gespräch zu vermeiden pflegte, war mit dem Herzog von Gramont befreundet genug, um rückhaltslos ihm seine politischen Ansichten mitzutheilen.

„Ich glaube, theuerster Herzog,“ sagte er im Verlaufe des Gespräches, „ich glaube, daß sich bald wichtige Dinge begeben werden. Ich habe diesen Herrn Grafen von Bismarck scharf beobachtet,

ich habe sein ganzes Wesen studirt und ich will Ihnen noch Etwas bekennen: Es giebt immer in den Umgebungen der hohen und mächtigen Herren Leute, deren gute Freundschaft man sich erkaufen kann und in diesem Punkte muß man freigebig sein. Ich hatte gute Kundschafter und sie haben mir wichtige Mittheilungen gemacht. Ich erlaube mir, Herr Herzog, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wie ich vermuthe, schlimme Dinge in Bezug auf Frankreich bevorstehen."

„Und ich, lieber Freund," erwiderte der Herzog lächelnd, „ich erlaube mir, Ihnen darauf zu antworten, daß Sie diesmal auf einer falschen Fährte sind. Der Graf von Bismarck ist noch niemals so zuvorkommend, so freundlich gegen Frankreich gewesen, wie es in der letzten Zeit der Fall war. Er versichert fortwährend meinen Hof seiner aufrichtigen Freundschaft und Ergebenheit, und er bewies diese sogar in all' den kleinen Dingen, um die es sich in der letzten Zeit gehandelt hat."

„Das beweist mir um so mehr, daß Graf Bismarck auf schlimme Dinge sinnt," erwiderte Matthias ruhig. „Man soll die Danaer fürchten, auch wenn sie Geschenke bringen, sagt das alte Sprüchwort. Ich meine, es sollte heißen: man solle die Danaer fürchten, gerade wenn sie Geschenke

bringen! Gerade deshalb, weil, wie Sie sagen, der Graf von Bismarck so sehr zuvorkommend gegen Ihren Hof ist, und so sehr sich bemüht, Ihnen seine Freundschaft zu beweisen, gerade deshalb sollten Sie seine Feindschaft fürchten.

„Haben Sie in Erfahrung gebracht, welche Gedanken den Grafen von Bismarck erfüllen?“ fragte der Herzog von Gramont mit einem ungläubigen Lächeln.

„Ich glaube es zu wissen,“ erwiderte Matthias bestimmt. „Das Ideal des Grafen von Bismarck ist ein mächtiges, einiges, großes Dentschland, mit Preußen an der Spitze und um dieses Ideal zur Wahrheit zu machen, wird Bismarck kein Mittel scheuen und keine Gefahren, auch keine Kriegsnoth! Er gehört zu den energischen, ganzen und vollen Naturen, denen man Ehrfurcht weihen sollte. Er verschmäht kein Mittel, um zum Ziele zu gelangen! Er schmeichelt Frankreich jetzt, um es einzuschläfern und an dem Tage, wo es eingeschläfert ist, wird er es mit den Kriegsdrommeten des vollständig gerüsteten Heeres wecken!“

„Und wir werden seinen Kriegsdrommeten antworten mit unseren Fanfaren, denn auch unser Heer ist vollständig ausgerüstet und bereit,“ sagte der Herzog mit stolzem Lächeln. „Sie sehen, mein

theurer Freund, wie sehr ich Ihnen vertraue, denn ich will Ihnen jetzt ein Geheimniß mittheilen: Wir kennen den Grafen Bismarck sehr gut und wir lassen uns nicht von seinen Freundschaftsversicherungen täuschen. Wir erwidern sie äußerlich und bereiten uns heimlich vor auf die Tage, welche kommen. Ich sage Ihnen: alle Diejenigen, welche den Kaiser der Franzosen, meinen gnädigsten Herrn, umgeben, sind die erbittertsten Feinde des Grafen von Bismarck und sie bereiten Alle den Tag vor, da man diesen stolzen Herrn endlich demüthigen kann. Dieser Tag wird kommen! Glauben Sie mir das, mein theurer Freund. Frankreich wird seiner Bestimmung nicht ungetreu werden, es ist vom Schicksal von jeher dazu berufen gewesen, an der Spitze der Welt zu stehen und seinen Willen als das Machtwort für alle anderen Throne und Fürsten kund zu geben. So wird es auch in der Folge bleiben, trotz des stolzen Grafen Bismarck, der die Welt umändern und das Gleichgewicht in der Politik erschüttern möchte! Es wird ihm nicht gelingen, glauben Sie mir das. Ich kenne diesen Grafen Bismarck auch und ich darf sogar sagen, er liebt mich. Er ist gegen mich beständig von einer hingebenden Freundlichkeit und Aufrichtigkeit, und wenn er sich gegen Alle verstellt und Niemandem

sein wahres Gesicht zeigt, so hat er beständig vor mir die Maske fallen lassen. Er hat sich mir ehrlich und offen bewiesen, das muß ich anerkennen. Man soll immer dankbar sein für dargebrachte Liebe und ich darf sagen, der Graf Bismarck hat zu mir eine wirkliche Liebe, die mich um so mehr überrascht, weil ich sie nicht erwidere."

„Aber Sie glauben daran?" fragte Matthias mit einem forschenden Blick auf das lächelnde Angesicht des eitlen Herzogs.

„Weshalb sollte ich daran zweifeln?" fragte der Herzog achselzuckend.

„Deshalb, mein theurer Herzog, weil man immer zweifeln soll an dem, was der Graf von Bismarck sagt, und gerade dann am meisten zweifeln, wenn er seine aufrichtige Freundschaft und Offenherzigkeit so gern als den Erguß seines Herzens betrachtet sehen möchte. Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß der Graf von Bismarck hinter Ihrem Rücken nicht ganz so freundschaftlich von Ihnen gesprochen hat, wie er es zu Ihnen gethan. Ja, ich muß es leider bekennen, daß er es sogar an der schuldigen Ehrfurcht vor Ihnen hat fehlen lassen."

„In wie fern?" fragte der Herzog auffahrend und mit blitzenden Augen. „Ich bitte Sie, lieber Freund, seien Sie ganz aufrichtig, ganz rückhaltlos

gegen mich. Was berechtigt Sie dazu, zu glauben, daß der Graf von Bismarck mich nicht liebt, wie er es mir doch so oft sagte?"

„Verehrter Herzog, zwingen Sie mich nicht, Ihnen Worte zu wiederholen, die in der That kränkend sind," sagte Matthias abwehrend.

„Doch bitte ich Sie, sagen Sie mir, was hat der Graf von Bismarck gesagt? Sprach er über mich? Was sagte er von mir? Herr Graf, halten Sie nichts zurück, verbergen Sie mir nichts! Wollen Sie vielleicht mein Selbstbewußtsein schonen? Es wird unangefochten bleiben, trotz alles Dessen, was dieser Graf von Bismarck über mich gesagt haben kann!"

„Nun wohl denn, theurer Herzog," erwiderte Matthias, „wenn Sie es durchaus von mir begehren, will ich Ihnen wiederholen, was der Graf von Bismarck von Ihnen sagte. Ich halte es allerdings für meine Schuldigkeit, Sie aufzuklären über diesen Herrn Grafen, der Ihnen so gern eine Binde vor die Augen legen möchte, damit Sie die Wahrheit nicht sehen sollen. Nun hören Sie also! Es war an offener Tafel, bei irgend einem kleinen Prinzen, den man zum Generallieutenant gemacht und der dieses große Ereigniß eines preußischen Militairs mit einem Banquet feierte. Man sprach

von Frankreich, und der Graf äußerte sich mit all' der nachläßigen Ruhe, wie das so seine Gewohnheit ist. Dann sprach man von Ihnen und da erhellte sich das Angesicht des Grafen und ein Lächeln flog über seine Züge."

„Ah, Sie sehen, er lächelte," sagte der Herzog, „sein Angesicht erhellte sich, wie man meinen Namen nannte. Sie sehen also, ich hatte Recht: er liebt mich."

„Vergebung, Herzog," erwiderte Matthias, „dieses Lächeln ward zu einem lauten Lachen, und als sein Nachbar den Grafen Bismarck fragte, weshalb er lache, sagte er: „„Ich muß allemal lachen, wenn ich den Namen des Herzogs von Gramont höre, denn von allen . . . ., die ich kenne, ist er entschieden doch der . . . . ! Der französische Hof hat immer die Gewohnheit, zu seinen Gesandten solche Leute zu wählen, welche die Sprache des Landes, wohin sie geschickt werden, gar nicht verstehen. Dieser Herzog von Gramont aber ist noch . . . . ., als seine anderen Collegen, ich glaube, er versteht nur die Sprache der Pferde!"" Dies, Herr Herzog, waren die laut gesprochenen, deutlichen Worte des Grafen. Ich kann es bezeugen, denn ich saß ihm gegenüber an der Tafel des Prinzen!"

Der Herzog antwortete nicht sogleich, seine Wangen waren blaß geworden, er preßte die Lippen fest aufeinander und der Athem ging keuchend aus seiner Brust hervor. Dann plötzlich stand er auf und ging mit hastigen Schritten einige Male im Gemach auf und ab.

Graf Matthias schaute ihm ruhig zu und als der Herzog jetzt stehen blieb, trat er zu ihm.

„Vergebung, Herzog, Sie begehrten, daß ich Ihnen die Wahrheit sage und —"

„Und ich danke Ihnen, daß Sie es gethan haben," erwiderte der Herzog hastig. „Es ist immer nöthig, daß man die Wahrheit kenne, und ich sage Ihnen nur dies: der Herr Graf von Bismarck soll eines Tages einsehen lernen, daß er sich doch in dem Herzog von Gramont getäuscht hat. Von nun an werde ich mich damit beschäftigen, unsere Rache vorzubereiten, denn dies sage ich Ihnen, wir werden unsere Revanche nehmen. Es soll eine vollständige, exemplarische Rache sein! Nehmen Sie darauf das Wort des Herzogs von Gramont!"

XII.

Offenes Spiel.

Im Kloster der „barmherzigen Schwestern“ zu Vicenza hatte man heute ein erhabenes Fest begangen. Eine junge Dame aus Deutschland, eine Protestantin, war in den Schooß der allein selig machenden Kirche aufgenommen worden.

Die Kirche war von Menschen, die aus der ganzen Umgegend herbeigeströmt sind, um die schöne deutsche „Comtesse“ zu sehen, überfüllt gewesen, sie haben sich erbaut an dem feierlichen Ceremoniel ihrer Taufe. Es war wirklich sehr erbaulich, zu hören, wie die schöne Novize in italienischer Sprache, freilich mit etwas fremdländischem Accent, mit sanfter, melodischer Stimme das Bekenntniß ihres neues Glaubens abgelegt hat.

Man spricht, als die Ceremonie beendet ist, und die Nonnen mit der Novize zurückgekehrt sind,

in den verschiedenen Gruppen davon, die vor der Kirchthür stehen, und man erzählt sich allerlei wunderliche Geschichten. Die Einen sagen, die junge deutsche Dame sei eine Gräfin, welche katholisch geworden, um sich mit einem katholischen, italienischen Grafen zu vermählen. Die Anderen erzählen, sie werde in dem Kloster bleiben und das Gelübde ablegen als Nonne. Aber Alle sind sie darüber einig, daß es eine große Ehre für die Kirche der barmherzigen Schwestern von Vicenza ist, daß die fremde Dame hier sich zur allein selig machenden Kirche bekannt hat.

Die Frau Priorin hat die junge Katholikin in die von ihr bewohnten Gemächer, die sich in einem Seitenflügel des Klosters befinden, zurückgeführt, alle Nonnen haben sie dahin begleitet, und Jede von ihnen tritt, da sie nun in dem Gemache angelangt sind, zu ihr heran, küßt sie und ertheilt ihr den Segen, indem sie sie als Schwester begrüßt. Die junge Katholikin versteht wenig von dem, was sie ihr sagen, sie hat nur ganz mechanisch das italienische Glaubensbekenntniß auswendig gelernt und es laut gesprochen, aber sie ist sonst in der italienischen Sprache wenig bewandert, sonst würde sie wohl erschrocken sein, zu verstehen, wie alle diese Nonnen ihr sagen: „Bleibe hier bei

uns, hier allein ist der Friede! Werde Eine von den Unseren, eine Nonne, dann wirst Du selig werden!“ Sie würde ihnen Allen mit einem lauten, angstvollen Nein geantwortet haben. Es ist daher für sie gut, daß sie nicht ganz versteht und begreift, was sie ihr sagen.

Doch sie ist neugierig, sie möchte es wissen, und als die Nonnen nun auf einen Wink der Priorin hinausgegangen sind, und die fromme Frau nun allein geblieben ist mit dem neuen, katholischen Christenkinde, da fragt sie, was die Nonnen denn zu ihr gesprochen haben.

„Meine Tochter,“ erwiderte die Priorin lächelnd, „sie haben gesagt: bleibe bei uns, hier ist der Friede! Werde eine Nonne, sage Dich los von den Freuden und den Schmerzen dieser Welt, dann wirst Du das Glück gefunden haben.“

Die junge Katholikin Sophie von Belham schüttelte mit einem sanften Lächeln das Haupt.

„Es ist meines Bleibens nicht länger hier, Frau Priorin, das wißt Ihr wohl. Ich habe Euch gesagt, daß mich der Mann, dem ich angehören will und dem zu Liebe ich Katholikin werden wollte, in Mailand erwartet, und daß ich gleich heute nach der Ceremonie abreisen wollte. Ihr

wißt, Frau Priorin, daß ich Alles schon zu meiner Abreise vorbereitet habe."

„Ich weiß, antwortete sie, sanft das Haupt neigend, „doch vermuthe ich, daß eine Aenderung in Deinem Plane eintreten kann. Ich erhielt heute Morgen vor der Ceremonie ein Telegramm für Dich. Ich behielt es zurück, damit Deine Gedanken sich nicht von der heiligen Handlung zu irdischen Dingen wenden sollten. Hier ist das Telegramm."

Sie reichte der Gräfin ein zusammengefaltetes Papier, das diese hastig auseinanderschlug.

„Ihr habt Recht, Frau Priorin," sagte sie dann mit freudigem Aufleuchten ihres Angesichts. „Es tritt eine Aenderung in meinen Plänen ein. Der Freund, dem ich entgegenreisen wollte, kommt zu mir. Seht, hier meldet er mir: Erwarte mich, ich folge meinen Zeilen auf dem Fuße nach. Hört Ihr nicht, Frau Priorin? Es rollt ein Wagen heran! O, der Geliebte meines Herzens, den ich erwarte, dem ich mein Leben geweiht habe, er kommt zu mir! Ich darf ihn doch hier empfangen, ihn hier in diesem Gemach begrüßen?"

„Ja," erwiderte die Frau Priorin, „hier ist neutraler Boden, dies sind die Gemächer, welche für die Kinder der Welt bestimmt sind. Und Du weißt, meine Tochter, es führt ein besonderer Aus-

gang und eine besondere Treppe von hier in die Welt hinaus. Ich gehe und werde meine Ordre ertheilen, daß man Deinen Freund diesen Weg zu Dir herführe, wenn er es ist, der gekommen."

Ja, er war es, er war gekommen, jetzt thut sich die Thür auf und mit einem lauten Schrei fliegt die Gräfin Belham dem Freund entgegen, der zu ihr eintritt.

„Endlich habe ich Dich wieder! Endlich, mein theurer Geliebter, sind wir vereint, vereint, um uns nicht wieder zu trennen. O, warum warst Du heute Morgen nicht hier? Warum sahen Dich nicht meine Augen, als ich den Glauben bekannte, den ich nur annahm, weil es Dein Glück ist, und den ich annahm und bekannte, weil ich Dich liebe!"

Sie schlang ihre beiden Arme um seinen Nacken und legte ihr Haupt an seine Schulter. Er erwiderte ihre zärtliche Begrüßung nicht, sondern löste langsam die Arme, welche ihn umfangen hielten.

„Wie?" fragte sie erschrocken, „Du hast kein Wort der Liebe für mich? Du küssest nicht die Lippen Deiner Braut? Du weisest meine Umarmung zurück?"

„Weil ich es muß, Sophie," sagte er mit tiefem Seufzer.

Sie sieht erst jetzt, daß seine Miene traurig und seine Wange noch bleicher als gewöhnlich ist.

„Weil Du es mußt?" wiederholte sie erschrocken. „Sage mir doch, was kann Dich zwingen, Deiner Braut, die nun bald Deine Gemahlin sein wird, so fremd gegenüber zu treten?"

„Weißt Du es denn nicht, Sophie, hast Du denn Alles vergessen," sagte er mit sanftem, vorwurfsvollem Ton. „Du fragst, was mich zwingen kann, Dir fremd gegenüber zu treten. Weißt Du es denn nicht, daß ich nur deshalb Dich verließ und mich von Dir trennte, um mir den nöthigen Dispens zu einer Vermählung mit Dir zu erwirken."

„Und nun? Du hast ihn erhalten?" fragte sie bebend und angstvoll.

„Nein," erwidert er nach einer langen Pause, „nein, ich habe ihn nicht erhalten. Im Gegentheil, ich habe einen strengen Verweis erhalten, daß ich es gewagt, ein Liebesverhältniß einzugehen, da ich doch vermählt sei."

„Vermählt!" rief sie empört. „Du bist geschieden, Du bist nicht vermählt! Du bist gerichtlich geschieden von Deinem Weibe, so sagtest Du mir!"

„Ja, so sagte ich Dir, und es ist auch so, gerichtlich geschieden. Doch das Sakrament der Ehe ist ein heiliges, und nichts kann es scheiden, als der Tod. Das hat man mir erwidert, das hat sogar der heilige Vater zu Rom, zu dessen Füßen ich knieete und um den Dispens flehte, das hat er mir erwidert: Gehe hin, mein Sohn, thue Deine Pflicht und ehre das heilige Sakrament und das heilige Gelübde, welches Du abgelegt! Du kannst keinem anderen Weibe Dich vermählen!“

„Und nun, was soll nun geschehen?“ fragte sie, ihn entsetzt anstarrend.

Er erwiderte nichts, er senkte nur das Haupt auf seine Brust nieder und seufzte schwer.

„Antworte mir, mein Freund, mein Geliebter,“ sagte sie, seine beiden Hände fassend und ihm tief in die Augen sehend. „Antworte mir, was soll nun geschehen? Wir können nicht durch den priesterlichen Segen vereinigt werden, sprich nun, wie soll unsere Zukunft sein?“

„Sie wird schmerzbeladen sein,“ erwiderte er endlich nach einer langen Pause mit dumpfem Ton. „Schmerzbeladen, denn wir werden uns trennen müssen.“

„Trennen!“ schreit sie laut auf. „Ich mich trennen von Dir? Ich Dir entsagen? Dir, dem

ich Alles gegeben, Dir entsagen, dem ich Alles geopfert, mich lossagen von Dir, dem ich mein Leben, meine Zukunft, mein Gewissen gab?! Nein, Du kannst das nicht wollen, Matthias! Du kannst nicht wollen, daß ich mich jetzt noch von Dir trennen soll, jetzt, da Du mein Alles bist, meine Familie, meine Hoffnung, meine Zuversicht!"

„Gott ist oft grausam gegen Diejenigen, welche er am meisten liebt, und züchtigt die, welche er zu sich ziehen will," erwiderte er feierlich. „Die Liebe Gottes ruft uns zu sich, die Liebe Gottes scheidet uns. Ja, wir müssen uns trennen. Denn es wird unserem Bunde der Segen der Kirche, das heißt, der Segen Gottes fehlen, das heißt, es wird uns der Fluch verfolgen, wenn wir nicht unser Haupt beugen unter den Willen Gottes und des heiligen Vaters."

„Nein, nein, nein," schrie sie laut, „ich beuge mich nicht, ich will es nicht und ich kann es nicht. Du hast Dich mir verlobt mit heiligem Schwur, Du bist mein und Du sollst es bleiben. Wenn es denn so ist, wenn wir uns nicht öffentlich vermählen können, wenn uns denn das grausame Gesetz der Kirche trennt, wohlan, so thue ich, was meine Liebe mir gebietet, mein Gewissen mir erlaubt. Du bist geschieden von Deiner Gemahlin,

und es wird daher kein Ehebruch sein, wenn ich im Geiste und vor meinem Gewissen mich Dein Weib nenne. Ich folge Dir, wohin Du willst. Ich bleibe bei Dir, Matthias, und nichts soll mich von Dir trennen, nichts, als der Tod."

„Unmöglich, theure, geliebte Freundin, ganz unmöglich! Wie, Dein reiner Name sollte befleckt werden? Man sollte mit Fingern auf Dich zeigen können und sagen: seht, da geht sie hin, die Maitresse eines Mannes, welcher einer Anderen vermählt ist, seht, da geht sie hin, welche das Gespött der Welt und den Fluch der Kirche und ihres Gottes nicht scheut! Nein, nein, das kann und das darf nimmer sein. Ich werde entsagen, und ich komme, um von Dir Abschied zu nehmen für das ganze Leben. Wir dürfen uns niemals wiedersehen!"

„Niemals wiedersehen?" fragte sie. „Du willst mich verlassen? Du willst mich hinausstoßen in die Welt, allein, freudlos? Ich habe Dir Alles gegeben, was mein ist: meine Ehre, mein Gewissen, ja noch mehr als das, ich habe Dir mein Vermögen gegeben, und jetzt, jetzt willst Du Dich von mir wenden? Oh, ich durchschaue Dich jetzt, dies Alles ist nur eine Comödie gewesen," rief sie mit einem plötzlichen Aufleuchten des Verständ-

nisses. „Ja, ich fange an, zu begreifen," fuhr sie empört mit zornesflammenden Blicken fort. „Wirklich, ich fange an zu begreifen. Dies Alles ist nur eine Comödie gewesen. Du machtest mich zum Erbschleicher und bist zum Erbschleicher an mir selber geworden. Jetzt erkenne ich in Dir meinen Meister! Du hast mich meines Vermögens beraubt und jetzt willst Du Dich von mir lossagen, jetzt willst Du mich hinausstoßen in die Welt, als eine Bettlerin. Sage, daß es nicht so ist, wenn Du kannst! Habe den kecken Muth, mir in's Angesicht zu schauen und zu leugnen!"

„Ich habe den kecken Muth, Dir in's Antlitz zu schauen," sagte er mit zorniger Stimme. „Ich schaue Dir in's Antlitz und sage: es ist so, wie Du sagst! Ich habe Dich Deines Vermögens nicht beraubt, sondern ich habe Dich befreit von einer Last, welche Deine Schultern zu tragen zu schwach sind. Du, die eitle Thörin, welche in Sinnenlust und Eitelkeit vergeht, Du wolltest die Herrin einer Million sein? Du, welche nichts Großes, nichts Hohes, nichts Heiliges kennt, Du wolltest Summen vergeuden, welche groß genug sind, um damit heiligen Zwecken wirksam zu dienen! Ja, ich schaue Dir in's Antlitz und ich sage Dir: Ich habe am Sterbebette Deines Onkels nicht für

Dich gewirkt, sondern für mich, und auch nicht für mich, sondern für die heilige Kirche, für die höchsten, edelsten Zwecke. Dies sei der Lohn, welchen Dir Dein Bewußtsein geben wird."

„Mein Bewußtsein? Es wird mir sagen, daß ich von einem Elenden betrogen bin, daß ich das bejammernswerthe Opfer eines furchtbaren Betrügers bin. Aber hoffe nicht, daß ich es verschweige," rief sie mit flammenden Blicken. „Nein! Ich will hinausgehen in die Welt, ich will es ausschreien auf allen Straßen, wie ich betrogen bin und von wem ich betrogen bin!"

„Du wirst das nicht thun! Du wirst es nicht ausschreien, Du wirst es keinem Menschen sagen, oder —"

„Oder?" fragte sie erbleichend, indem sie vor seinem zornigen Blicke zurückwich bis in die äußerste Ecke des Gemaches. „Oder?"

Er folgte ihr und packte ihre Hände.

„Oder ich erkläre Dich für eine Wahnsinnige und Du wirst eingemauert werden in eine Zelle des Klosters."

Es drang nur ein leises Aechzen von ihren Lippen und wie zerschmettert sank sie zu Boden.

Er beugte sich zu ihr nieder und schaute sie an mit prüfenden Blicken. Er hoffte, daß eine Ohn-

macht ihn jeder weiteren Erörterung entziehen würde, aber sie war nur vor Schreck zusammengesunken. Sie war nicht ohnmächtig. Sie faßte jetzt seine beiden Hände und bebend vor Angst murmelte sie leise:

„Erbarmen, Erbarmen! Tödte mich nicht, habe Erbarmen! Ich will nicht eingemauert, ich will nicht lebendig begraben sein.“

Er richtete sich stolz auf.

„Erhebe Dich,“ sagte er mit gebieterischer Stimme.

Alle Kraft, aller Muth hatten sie verlassen; sie that, wie er befahl und stand auf.

„Sei nun vernünftig und besonnen,“ sagte er mit harter, gebieterischer Stimme. „Füge Dich in das Unabänderliche, in das Nothwendige. Wir sind getrennt, wir müssen es bleiben, denn es trennt uns das Gesetz. Du hast mich bis auf das Aeußerste getrieben. Ich wollte Dich schonen, Du hast es mir unmöglich gemacht, und so sollst Du nun auch Alles wissen.“

„Alles?“ fragte sie matt. „Ich weiß also noch nicht Alles? Es bleibt also noch Etwas zu wissen übrig!“

„Ich bin nicht vermählt.“

„Nicht vermählt?“ rief sie mit freudigem Auf-

schrei. „Es war also doch nur eine Komödie, nur eine Prüfung für mich? Du wolltest sehen, ob ich Dich wirklich liebe, ob der Jammer mich nicht zu Boden schlagen würde! Du bist nicht vermählt, und Du wirst mich mit Dir nehmen, wirst Dich am Altare auf ewig mit mir verbinden?!“

„Nein! Höre mich zu Ende. Ich bin nicht vermählt mit einem Weibe, aber mit der Kirche Gottes. Ich habe das Priestergelübde abgelegt. Ich bin Einer der Väter des heiligen Ordens, der seine Mitglieder die Väter Jesu nennt.“

„Ein Jesuit,“ rief sie mit furchtbarem Aufschrei. „Du bist ein Jesuit!“

„Ich bin Einer von den frommen und ergebenen Söhnen Jesu,“ erwiderte er leise, das Haupt beugend und sich bekreuzigend. „Ich habe gewirkt für meinen Glauben, für meine Kirche, für meinen Orden, und Du, Du bist das heilige Opfer gewesen in meinem Dienst!“

„Ein Jesuit,“ wiederholte sie, mit irrem Blicke ihn anstarrend. „Das heißt: Du handeltest nach einem wohl überlegten Plan, Du kamst schon zu mir, um mich zu betrügen!“

„Das heißt, ich bin ein Jesuit, der treu seinem Gott und seinem Orden dient,“ ergänzte er feierlich.

Sie antwortete nur mit einem lauten, gellenden Lachen, dann sank sie bewußtlos zur Erde.

Er betrachtete sie wieder mit einem prüfenden Blick und diesmal nickte er befriedigt, beugte sich zu ihr nieder und machte über der Ohnmächtigen das Zeichen des Kreuzes.

„Lebe wohl," sagte er leise, „Du wirst noch Einiges zu leiden haben, aber zum Leiden sind wir Alle auf Erden. Du wirst weinen und klagen, dann wirst Du stille werden und Deine Thränen werden versiegen. Lebe wohl!"

Er wandte sich um und ging auf den Zehen aus dem Gemach, schloß leise hinter sich die Thür, drehte den Schlüssel im Schlosse um und zog ihn aus. Dann durchschritt er die Corridore und an dem Gitter, welches diesen Theil des Klosters, welcher für die weltlichen Kostgänger bestimmt war, von dem eigentlichen Kloster abschloß, zog er die Klingel.

Die Pförtnerin erschien und fragte nach seinem Begehr.

„Ich wünsche die Frau Priorin zu sprechen, sage ihr, der Bruder Matthias sei da."

„Ich habe schon Befehl von der Frau Priorin, den Bruder Matthias sogleich zu ihr zu lassen,"

erwiderte die Pförtnerin, indem sie eilfertig den Schlüssel umdrehte und die Thüre öffnete.

Er nickte ihr zu und schritt hinein.

„Zeige mir den Weg, fromme Schwester.“

Er wartete, bis sie die Gitterthür geschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte.

Dann schlich sie vor ihm her durch die langen Corridore und Gänge und blieb jetzt vor der hohen, breiten Pforte stehen.

„Tretet hier ein, Bruder Matthias,“ sagte sie, „dies ist der Eingang zu den Gemächern der Frau Priorin.“

Er nickte ihr gnädig zu, durchschritt das Vorzimmer und klopfte leise und vorsichtig an die nächste Thür. Sie öffnete sich sogleich, und die hohe Gestalt der Frau Priorin erschien in derselben.

„Ich erwartete Euch, Bruder Matthias. Tretet ein. Im Namen der heiligen Jungfrau und ihres Sohnes begrüße ich Euch.“

„Und im Namen Gottes und der heiligen Kirche und meines hohen Generals in Rom danke ich für Euren Gruß,“ erwiderte er salbungsvoll. „Ihr habt meine Briefe empfangen, ehrwürdige Frau?“

„Ja, ich habe sie empfangen, und ich habe nach Eurer Anweisung gehandelt,“ erwiderte sie, das

Haupt neigend. „Ich habe allen Nonnen bereits mitgetheilt, daß die deutsche Gräfin hergekommen sei, um das Gelübde abzulegen. Ich habe ihnen Allen befohlen, sich von ihr fern zu halten, und da außerdem Niemand ihre Sprache kennt, und sie wenig von der unseren versteht, so ist kein Verkehr zwischen den Nonnen und der Novize möglich. Nicht wahr, Bruder Matthias, man darf diese Frau doch eine Novize nennen?"

„Ja, und ich hoffe, daß Ihr sie bald eine fromme Schwester nennen könnt," entgegnete er ruhig. „Wie fandet Ihr in Eurem Gespräch mit der jungen Frau ihren Geist und ihr Gemüth? Ihr wißt, ich sandte sie gerade hierher, weil ich das Glück habe, Euch ehrwürdige Frau und Mutter seit lange zu kennen und weil Ihr der deutschen Sprache mächtig seid. Wie also fandet Ihr ihr Gemüth?"

„Dem Eitlen und den irdischen Dingen allein zugewandt," erwiderte sie streng.

„Um so mehr ist es nöthig, sie abzuleiten von der Welt und sie ihrem Gott zu gewinnen," sagte Matthias salbungsvoll. „Ihr werdet ein gutes Werk vollbringen, ehrwürdige Schwester, Ihr werdet Euch einen besonderen Platz im Himmel verdient haben, wenn Ihr diese Seele errettet. Ihr habt sie jetzt

von dem Unglauben errettet, nun erbarmt Euch ihrer Seele und führt sie zu Gott. Ich spreche mit Euch ohne Rückhalt, Ihr sollt es wissen, daß diese Frau Euer Kloster nicht wieder verlassen darf, sie muß Nonne werden. Hört und versteht mich wohl, ehrwürdige Frau: es ist für den Glauben und für unsern Orden nothwendig, daß sie die Klostermauern nicht wieder verlasse um allerlei Lügen und Verläumdungen gegen den Orden in die Welt zu schleudern. Ich vermuthe, sie wird jetzt krank werden, denn sie hatte vorher den Ausdruck einer Irrsinnigen. Sie mag vielleicht ein Nervenfieber bekommen. Laßt alsdann nur solche Pflegerinnen zu ihr, welche nicht verstehen, was sie in ihren Phantasieen spricht. Allein nachher erbarmt Euch ihrer, wenn sie genesen sollte und führt sie zu Gott. Man wird nicht undankbar gegen Euer Kloster und gegen Euch selbst sein. Mich dünkt, ich habe gehört, daß das Muttergottesbild auf Eurem Hauptaltare eines neuen Gewandes und eines neuen Schmuckes bedarf. Ist es also?"

„Ja es ist so, unser Kloster ist arm," sagte die Priorin. „Wir haben zu viele Ausgaben und leider zu wenig Einnahmen, denn der Glaube und die Frömmigkeit verschwinden immer mehr, und

es sind schon Jahre vergangen, daß unserm Kloster kein einziges Legat zugewandt worden. Das Staatsgewand der Mutter Gottes ist bestaubt und an manchen Stellen vom Alter gebrochen. Wir haben in dem schlimmen Krieg vor vier Jahren den Schmuck der heiligen Mutter Gottes hingeben und mit einem unechten vertauschen müssen, weil wir so viele Ausgaben hatten. Man hat uns unsere Felder zerstört, unsere Wirthschaftsgebäude verbrannt, und wir hatten keine anderen Hülfsquellen, als diesen Schmuck. Es ahnt freilich Niemand und es weiß Keiner, daß der Schmuck der heiligen Mutter Gottes vertauscht und unecht ist, doch wäre es für meine Seele ein Labsal und für mein Gemüth ein himmlisches Glück, wenn wir die Mutter Gottes wieder mit einem echten würdigen Schmuck bekleiden könnten."

„Ihr sollt es, ehrwürdige Frau," erwiderte Matthias, „von dem Tage, an welchem Ihr mir meldet, daß die Novize Sophie in den heiligen Orden eingetreten und ihr Gelübde abgelegt hat, an dem Tage werdet Ihr ein neues Gewand und den Schmuck erhalten."

„Ach, wenn das nur nicht so lange dauerte," seufzte die fromme Frau. „Ich wünschte, es geschähe

vorher, als ein heiliges Angeld auf dies schwierige Werk, welches Ihr mir auferlegt.“

Ein spöttisches Lächeln flog über das Angesicht des Bruders Matthias.

„Ihr mißtraut mir?“ sagte er. „Wohl, Ihr sollt sehen, daß Ihr im Irrthum seid. Ich werde Euch schon in acht Tagen die neuen Gewänder und den Schmuck für die heilige Mutter Gottes senden und Ihr dürft sie damit schon am nächsten Feiertage, zur Erbauung der frommen Schwestern und der ganzen Gemeinde bekleiden. Ich bin überzeugt, es wird Eurem Kloster neuen Ruhm verleihen, und viele Besucher aus der Umgegend werden sich einfinden, um die schöne Mutter Gottes zu sehen. Doch ich meine, außerdem gehört zu haben, daß die Frau Priorin nur mäßig dotirt ist und in Sorgen und in Entbehrungen leben muß?“

„Ihr habt recht gehört, Bruder Matthias,“ sagte sie mit einem freudigen Aufleuchten ihrer Augen. „Ja, leider recht gehört, mein Gehalt ist sehr gering und verstattet mir nur wenig für die Armen der Gemeinde zu thun. Ich wünschte, ich könnte Allen helfen und habe nur für Wenige die Mittel dazu.“

„Ich werde Eure Mittel verdoppeln, ehrwürdige

Mutter. Wenn Ihr wollt, gebe ich Euch eine schriftliche Zusicherung, daß von dem Tage an, da die katholische Novize ihr Gelübde ablegt, der General meines Ordens Euch für Eure ganze Lebenszeit Euren Gehalt verdoppele. Wollt Ihr das?"

„Es wäre für mich eine segensvolle Zusicherung, und der Blick auf dieses Papier würde mir der Widerspänstigen gegenüber immer neue Kraft und neuen Muth geben," erwiderte die Priorin begeistert.

„Wo ist Papier und Feder, ehrwürdige Mutter?"

Sie deutete nach dem kleinen Tisch von schwarzem Holze hin, auf welchem eine Bibel lag, daneben etwas Papier und ein Dintenfaß. Er setzte sich nieder und langsam und bedächtig, zuweilen zu dem Crucifix aufschauend, welches über dem Tische hing, schrieb Matthias die Zeilen nieder, durch welche der Frau Priorin im Namen des Generals der Jesuiten ein Jahrgehalt von tausend Lire zugesichert ward für die Dauer ihres Lebens, gerechnet von dem Tage an, da die deutsche Novize Sophie eingekleidet worden.

Er stand auf und reichte der Priorin das Papier dar.

„Seid Ihr nun zufrieden?"

„Zufrieden?" wiederholte sie mit leuchtenden

Augen. „Ich danke Gott und der heiligen Jungfrau für ihre Gnade, und ich danke auch Euch, Bruder Matthias, für Eure Güte, danke Euch, daß Ihr gerade mein Kloster ausersehen habt, einem sündigen Menschenkinde zu helfen, das Heil seiner Seele zu gewinnen. Die heilige Mutter Gottes sei gelobt und gebenedeiet für die Gnade, welche sie über uns aufleuchten läßt!“

— — — — — — — — — — — — — —

„Du bist lange ausgeblieben, mein Sohn,“ sagte drei Tage später der General des Ordens der frommen Väter Jesu in seinem Arbeitscabinet zu dem Bruder Matthias, welcher vor ihm stand. „Wir haben Dich lange erwartet und wir fürchteten schon, Dir sei ein Unglück zugestoßen.“

„Ich war thätig, Herr General, ich diente Euch und unserm Orden und der heiligen Kirche. Ihr hattet mir Eure Befehle gegeben, und ich war eifrig im Dienst, wenn es auch scheinen mochte, daß ich lässig war. Vergebt mir, General, ich sage dies nicht, um mich zu loben oder um mich zu entschuldigen. Verdiene ich Tadel, so nehme ich ihn auf mich. Doch bitte ich, daß es mir gestattet sei, Euch erst meinen umständlichen Bericht abzulegen. Dieser Bericht soll zugleich meine Beichte sein, wenn Ihr es also gnädig gestatten wollt.“

Der General nickte zustimmend mit dem Haupte.

„Kniee nieder, beichte," sagte er, indem er sich auf den großen, vergoldeten, mit schwarzem Sammet überzogenen Fauteuil niederließ.

Bruder Matthias sank auf seine Kniee nieder und in das Ohr des Generals flüsterte er seine Beichte, gab ihm umständlichen Bericht von Allem, was er gethan. Zuerst berichtete er von Paris, wo er gegen die Feinde des Glaubens thätig gewesen, in den Vereinen der Rebellen geschürt hatte, auf daß der Kampf vorbereitet werde, die Revolution bald zum Ausbruch kommen würde, welche der Kirche wieder zu ihrem Heil, zu ihrer Macht verhelfen sollte.

Dann erzählte er von dem, was er in Berlin gethan, erzählte umständlich von seinen Nachforschungen, Bestrebungen, von der großen Erbschaftsangelegenheit. Er verbarg dem General nichts von seinen Umtrieben, von seinen Thaten.

Es war eine Beichte, eine vollständige, rückhaltslose Beichte.

Der General hörte ihm mit feierlicher Ruhe zu, sein Angesicht verrieth nichts von Entrüstung oder Zorn, als der fromme Pater ihm von seinen meineidigen, schändlichen Handlungen erzählte. Es

war ja Alles für die heilige Kirche Gottes geschehen! Alle Mittel sind geheiligt durch den edlen Zweck.

Endlich hatte Matthias seinen langen Bericht, das heißt seine Beichte, beendet.

„Nun weißt Du Alles, erhabener Herr General, und wenn es sein kann, bitte ich Dich um Absolution.“

Der General legte ihm die Hand auf das Haupt.

„Ich vergebe Dir, was Du nach menschlichen Begriffen Unrechtes, Böses gethan, es ist nach heiligen Begriffen gut gewesen, recht und edel!“ sagte er. „Du hast gewirkt für die Kirche, für den Glauben und den heiligen Orden, Du hast Alles gethan in majorem Dei gloriam. Ich vergebe Dir Deine Sünden, erhebe Dich von Deinen Knieen als ein Gesegneter und Geläuterter.“

Matthias küßte ehrerbietig die Hand, an welcher der große goldene Ring mit den Zeichen der hohen Würde des Generals blitzte. Dann erhob er sich. Auch der General stand auf.

„Und jetzt, mein Sohn, da Du nicht mehr das Beichtkind und ich nicht mehr der Priester bin, sondern da wir uns gegenüberstehen als Mitglieder des heiligen und großen Ordens, jetzt empfange meinen Dank, laß Dir sagen, daß ich zufrieden mit Dir bin.“

„Dies ist das Ziel gewesen, nach dem ich strebte," erwiderte Matthias. „Ich danke Dir, mein Herr, und nun gestatte mir noch, daß ich die Gelder, welche Dir und dem Orden gehören, Dir übergebe. Ich habe sie in verschiedenen Banken, sowohl in Deutschland, wie in Italien niedergelegt, denn wenn ich es in einem Hause gethan, möchte es Aufsehen erregt haben, ebenso habe ich auch die Summen auf verschiedene Namen eintragen lassen. Hier, mein General, sind die Wechsel, und hier sind auch meine Rechnungen. Vergleiche das Eine mit dem Andern, und Du wirst finden, daß die Summen stimmen."

Er legte mit bescheidener, ehrerbietiger Miene die Papiere, welche er aus seinem großen Portefeuille nahm, auf den Tisch nieder.

„Hier sind meine Berechnungen, General, sie lauten auf die Summe von 700,000 Reichsthalern, nachdem ich davon die nebenstehenden Summen abgezogen für die Klosterkirche, die Priorin in Vicenza und für den Unterhalt der Gräfin Sophie von Belham, der wir es wohl schuldig sind, ihr einen kleinen Jahrgehalt für ihr Klosterleben auszusetzen.

„Es ist gut, ich bin mit Allem einverstanden," unterbrach ihn der General.

„Hier sind die Wechsel," fuhr Matthias ruhig fort, „Wechsel, wie Ihr seht, General, über 700,000 Thaler, die ich Euch übergeben darf."

Der General nahm die Papiere, zählte die Summen und dann warf er einen fragenden, staunenden Blick auf den Bruder Matthias, der mit bescheidener Miene und gesenkten Hauptes ihm gegenüberstand.

„Mein Sohn," sagte er, „wahrlich ich habe viel Grund, mit Dir zufrieden zu sein. Du bist ein treuer Sohn und Diener. Das sind drei Viertel Millionen, welche Du mir da übergiebst und welche Du allein durch Deine Geisteskraft und Deine Klugheit erworben hast. Weißt Du, daß es wenig Menschen giebt, welche der Versuchung widerstanden hätten, ein solches Vermögen, welches den Menschen frei macht von jeglicher Bedrückung und jeglichem Zwang, sich selber anzueignen, da Du es doch konntest und da es in Deiner Macht stand?"

„General, ich bitte Euch," erwiderte Matthias ruhig, „wollet mir nicht als eine Tugend anrechnen, daß ich nur meine Pflicht that. Wenn, wie Ihr sagt, es wenig Menschen giebt, welche ihre Pflicht thun, so danke ich Gott um so mehr, daß ich aus der menschlichen Gesellschaft, welche so wenige

pflichtgetreue Mitglieder zählt, mich errettet habe in den heiligen Orden."

Der General nickte ihm zu.

„Du hast ein großes Herz und einen starken Geist," sagte er. „Du wirst emporsteigen, mein Sohn, zu den Vätern, ich befördere Dich in den zweiten Grad. Du hast nun nur noch eine Stufe und Du wirst Coadjutor werden. Ich zweifle nicht, daß Du diese Höhe erreichen und auf ihr stehen wirst zur Ehre Gottes, der Kirche und unseres Ordens. Danke mir nicht, Du hast Deine Pflicht gethan, und ich thue die meine, indem ich Dich befördere und Dich belohne. Aber Du sollst noch eine andere Belohnung empfangen. Die Kassen des heiligen Vaters sind leer, man ist in Sorgen, wie sich dieselben füllen werden, es ist also sehr gut, daß es uns vorbehalten ist, den heiligen Vater von diesen Sorgen zu befreien. Nimm von diesen Wechseln so viele, daß sie die Summe von zweihunderttausend preußischen Thalern ausmachen und begieb Dich damit in den Vatican. Ich will Dir ein Briefchen mitgeben, welches dem heiligen Vater meldet, daß durch Deine Klugheit dieser Petrspfennig für ihn gesammelt sei."

„General," erwiderte Matthias ruhig, „ich bin bereit, zu thun, wie Du befiehlst, und die Summe

nach dem Vatican zu dem heiligen Vater zu bringen. Doch es bedarf eines Briefes und einer Anzeige nicht, welche Du in Deiner Gnade beabsichtigst. Ich that, was ich gethan, nicht als Mensch, sondern als Glied des heiligen Ordens und ich verdiene dafür keine menschliche Anerkennung. Gieb mir Deinen Siegelring, damit man mich einlasse und ich Deine Botschaft zu den Füßen des heiligen Vaters niederlegen kann. Weiter bedarf es nichts."

„Mein Sohn," entgegnete der General mit einem freundlichen Lächeln, „mein Sohn, wahrlich Du bist ein Auserkorener! Wenn der heilige Orden viele Glieder besäße gleich Dir, wahrlich, so würden wir unsere erhabenen Ziele erreichen und würden wieder zur Macht und Höhe emporsteigen und würden wieder die Herren der ganzen Welt, die Fürsten der Fürsten, die Könige der Könige sein. Gieb mir Deine Hand, ich nenne Dich nicht mehr: mein Sohn, ich nenne Dich: mein Bruder, und ich verspreche Dir, Du sollst von Stufe zu Stufe emporsteigen, damit Du einst, wenn mich Gott zu sich ruft, meine Stelle einnehmen kannst. Das sei mein Dank! Hier hast Du den Ring, hier sind die Papiere, gehe nun zum heiligen Vater, und wenn er Dich gnädig anschaut, so weiß ich, wird Deine Seele Freude empfinden und Du wirst belohnt sein."

Matthias neigte sich demuthsvoll und küßte den Ring, welchen der General ihm reichte. Dann nahm er die Papiere und entfernte sich, um die heilige Botschaft auszuführen. Seine Miene war immer noch bescheiden und demuthsvoll, als er durch die Gänge des heiligen Gebäudes dahinschritt, und erst, als er den Wagen bestiegen hatte, der ihn unten an der Thür erwartete, erst als er ganz allein in demselben war, da gestattete er seiner Seele einen Moment aus seinen Augen aufzuleuchten, und ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen.

„Macht," rief er ganz laut, denn er wußte wohl, daß das Rollen der Räder, das Geschrei auf der Straße seine Worte übertönten. „Macht! Ich werde emporsteigen zu der Höhe, ich werde eines Tages General werden, das heißt: ich werde den Mächtigen der Erde gleich stehen. Ich werde der Fürst aller Fürsten sein. Ich werde meine Ziele erreichen!"

XIII.

Die Jagd.

„Aurelia, ich habe eine Bitte an Dich.“

„An mich, Giulio?“ fragte sie, indem sie von dem großen Spiegel zurücktrat, vor welchem sie eben gestanden, um einen letzten Blick auf ihre Toilette zu werfen. „Du eine Bitte an mich? Wahrlich, das ist so neu, so unerwartet, daß es mich beinahe erschreckt. Was könnte ich Dir nur gewähren, Dir, welcher doch seit so langer Zeit keine Wünsche mehr zu haben scheint?“

Aurelia sagte das in einem bitteren, schneidenden Tone, aber der Marchese Bentivoglio schien es gar nicht zu bemerken; er neigte nur, wie zustimmend das Haupt und schaute Aurelia mit einem langen, traurigen Blick an.

„Du irrst, meine Freundin,“ sagte er dann mit leiser, sanfter Stimme, „ich habe doch noch

einen Wunsch! Aber, Du hast Recht, es ist der einzige, den ich habe!“

„Und dieser Wunsch ist?“

„Dich heiter und glücklich und vor allen Dingen Dich gesund zu sehen!“

„Glücklich?“ rief sie mit einem fröhlichen Lachen. „Mein Gott, was könnte mir zu meinem Glücke fehlen? Erfüllst Du nicht alle meine Wünsche? Habe ich irgend Etwas zu entbehren, irgend Etwas, das ich nicht erlangen könnte? — Glücklich? Ich bin es und darum ist es natürlich, daß ich auch heiter bin, oh, sehr heiter!“

„Aber Du bist nicht gesund,“ sagte er, und das frohe, laute Lachen, mit welchem sie ihre Worte begleitete, schien ihm wehe zu thun, denn es drang ein tiefer Seufzer aus seiner Brust hervor. „Nein, Aurelia,“ fuhr er fort, „Du bist nicht gesund. Ach, streite nicht, ich weiß es doch. Ich höre jeden Morgen den Husten, der Deine Brust erzittern macht.“

„Es ist eine Erkältung,“ sagte sie nachlässig, „sie wird vorübergehen, und —“

„Nein, es ist keine Erkältung,“ erwiderte er mit festem Tone, „es ist ein Zeichen Deiner leidenden Organe. Du führst ein zu angestrengtes, aufgeregtes Leben und Du bedarfst der Ruhe und der Stärkung!“

„Schon wieder die alte Weise," rief sie ungeduldig. „Es ist dasselbe Lied, welches mir unser Doctor jeden Tag vorsingt und das mich in der That schon langweilt. Sage mir nur, Giulio, warum hast Du Dir eigentlich diesen alten, lästigen Doctor in das Haus genommen? Er ist ein Pedant, der gar nicht weiß, was der Jugend ziemt und was sie begehrt. Er will mich durchaus in das Zimmer bannen, und spricht von Ruhe und von Stärkung! Ja, er ist sogar so weit gegangen, mir, wenn ich seinem Regime trotze und ihm sage, daß ich mich langweile, mir zu antworten, daß die Langeweile für mich gerade eine gute Kur sein würde. Ich bitte Dich, Giulio, was soll's mit dem alten Doctor? Und wozu hälst Du Dir einen Leibarzt? Das ist doch sonst nur das Privilegium der Fürsten."

„Du bist meine Fürstin, meine Königin," erwiderte er mit einem traurigen, zärtlichen Blick. „Der alte Doctor Canteba ist Dein Leibarzt, Aurelia."

„Aber ich bin nicht krank," sagte sie heftig. „Meinetwegen hast Du nicht nöthig, einen Arzt zu rufen. Oder soll der Arzt mich vielleicht krank machen? Ist das ein neues Mittel, um mich abzuleiten von dem Leben, welches ich liebe und welches allein mich glücklich macht?"

„Du bist in diesem Augenblicke ungerecht, Aurelia; aber ich verzeihe Dir," erwiderte er sanft. „Du weißt wohl, daß Dein Glück für mich eine Nothwendigkeit ist, so nothwendig, wie die Sonne dem Tage, auf daß es nicht Nacht werde. Willst Du jetzt meine Bitte erhören, Aurelia?"

„Nun, so sage sie," sagte sie ungeduldig, indem sie die lange Schleppe ihres Reitkleides über ihren Arm nahm und mit lebhaften Schritten auf- und niederging. „Sage sie doch, was ist es denn?"

„Ich bitte Dich, Aurelia, heute nicht zu der großen Hetzjagd zu reiten!"

Sie blieb stehen und schaute ihn verwundert an.

„Ah, ich soll zu Hause bleiben? Ich merke schon, es ist wieder der alte Doctor Canteba, der Haus Dir spricht."

„Nein, wirklich nicht, Aurelia; und wenn es so wäre, warum wolltest Du nicht auf die warnende Stimme des Arztes hören? Warum auch nicht auf die flehende Stimme eines Mannes, der Dich liebt und der um Dein Leben, als um seinen theuersten Schatz besorgt ist?"

„Warum, wenn ich fragen darf, warum bist Du besorgt? Ist das Leben in der freien Luft nicht wohlthätiger für meine Brust? Ich huste

niemals, wenn ich draußen in der frischen, schönen Welt mich herumtummle."

„Aurelia, vergieb, jetzt eben sagtest Du eine Unwahrheit, gewiß ohne es zu wissen, und ohne daran zu denken," sagte er mit mildem Tone. „Du vergißt, daß Du vor drei Tagen, als Du auch auf der Hetzjagd warst, einen heftigen Hustenanfall während des Rittes bekamst und daß Du Blut gespieen hast."

„Wer sagt das?" fragte sie und eine tiefe Röthe überflog ihre Wangen. „Ich bitte Dich, wer hat mich so bei Dir verleumdet?"

„Verleumdet?" wiederholte er. „Der Conte di Stresa ritt an Deiner Seite und er sah, wie Du Dein Taschentuch während des Hustens an Deine Lippen drücktest und sah, wie das Taschentuch purpurroth gefärbt ward und —"

„Und er war so geschwätzig, Dir das zu erzählen," sagte sie hastig. „Es war gar nichts. Ich hatte mich nur auf die Zunge gebissen und die Zunge blutete!"

„Du willst die Wahrheit nicht wissen, Aurelia," sagte er milde und geduldig. „Es war nicht die Zunge, welche blutete. Ich habe mit dem Arzt gesprochen und daher kam es, daß er Dich gestern einer so genauen Untersuchung unterwarf. Nein,

Aurelia, Deine Bruſt iſt leidend. Du biſt dieſe ewigen Anſtrengungen des Jagens und Reitens nicht gewöhnt und ich wiederhole meine Bitte, bleibe heute zurück von der großen Hetzjagd und wenn Du es nicht thun willſt um Deiner ſelbſt willen, ſo thue es um mich. Bedenke, ich wiederhole es Dir, daß Du meines Lebens einziger Sonnenglanz biſt und um meinetwillen entſage dem heutigen Vergnügen. Es iſt ein wildes, tobendes Hetzjagen, nicht bloß nach dem unglückſeligen Wild, ſondern auch nach der Freude. Bleibe bei mir, Aurelia, laß uns endlich wieder einmal ein paar friedliche, ſtille Stunden in ſüßer Einſamkeit mit einander verleben, wie wir es ſonſt ſo oft gethan und wie Du es ſonſt ſo gern thateſt!“

„Ich haſſe dieſes öde, einſame Leben,“ ſagte ſie unmuthig. „Es wird mir dabei ſo angſt und weh zu Muth!“

„Ja, und Du möchteſt fliehen vor Deinen eigenen Erinnerungen, vor der Vergangenheit,“ ſagte er. „Doch meine arme, geliebte Freundin, die Erinnerungen gehen auch mit Dir hinaus in die wilde Hetzjagd und Du hörſt ſie zuweilen inmitten des Jauchzens und Lachens Deiner Freunde. Bleibe bei mir, Aurelia, entſage dem Feſte um meinetwillen. Verachte mich, weil ich feig bin

und keinen Muth habe, dem Schicksal zu trotzen, verachte mich, aber gieb mir nach und bleibe bei mir, um meiner Angst und Sorge willen."

„Du ängstigst Dich also wirklich um mich?" sagte sie und einen Augenblick ward ihr sonst immer freundlich lächelndes Angesicht ernst und ein edleres Feuer glänzte in ihren Augen, als sie jetzt auf den stillen, bleichen Mann hinschaute, den sie einst so stolz, so frohgemuth, so selbstbewußt gekannt. „Du liebst mich also wirklich und Du ängstigst Dich um mich?"

„Du zweifelst an mir?" fragte er, indem er ihre beiden Hände in die seinen faßte und mit den großen, traurigen Augen sie lange anschaute. „Sage, Aurelia, zweifelst Du an mir?"

„Nein," sagte sie und der Ernst verschwand aus ihren Mienen und das leichtsinnige Lächeln spielte wieder um die purpurnen Lippen, „nein, ich zweifle nicht einen Augenblick, weder an Deiner Liebe, noch an mir selber."

„Und Du bleibst bei mir?"

Sie schüttelte lächelnd das Haupt.

„Es ist unmöglich, Giulio, heute ganz unmöglich! Sie zweifelten Alle, daß ich kommen würde, sie meinten, ich wage es nicht, auf dem Hektor die Jagd mitzumachen, weil er ein zu wildes und un-

gestümes Thier ist. Ich aber gab mein Wort und die Zeiten sind vorüber, wo das Wort der Frau nicht eben so wichtig für ihre Ehre ist, wie das der Männer! Ich sage Dir, ich muß hin, denn ich gab mein Ehrenwort!"

„Wohl denn," sagte er rasch, „wohl denn, ich habe das Letzte versucht, es war vergeblich. Du bestehst auf Deinen Willen, Du begiebst Dich zur Jagd; aber Du erlaubst dann, daß ich Dich begleite?"

„Wie, das wolltest Du thun? Du wolltest mir dieses Opfer bringen? Denn ich weiß, daß es ein Opfer ist für meinen lieben Giulio, welcher die Jagd und die bunten Freuden in der Natur verachtet und es vorzieht, in seiner Bibliothek über seinen Büchern zu sitzen und jetzt wolltest Du mir Deine lieben Bücher, die treuesten Freunde, zu denen Du Dich viel mehr hältst, als zu Deiner Freundin Aurelia, jetzt wolltest Du mir diese opfern?"

„Ja, gern, um an Deiner Seite zu weilen," sagte er sanft. „Vielleicht kann ich, wenn der wilde Taumel der Jagd über Dich kommt, Dein Ungestüm mäßigen. Vielleicht giebst Du doch meiner Bitte nach und kehrst mit mir um. Es bleibt dabei, ich begleite Dich. Habe die Güte, mich hier zu erwarten, ich werde mich jagdmäßig ankleiden."

„Aber es muß rasch geschehen," sagte sie ungeduldig. „Die festgesetzte Zeit, in welcher man mich erwartet, ist fast vorüber."

„Du sollst nicht lange zu warten haben," erwiderte er sanft, indem er sich vor ihr verneigte, bevor er hinausging.

Sie schaute ihm lange nach. Dann zuckte sie leicht die Achseln.

„Er ist langweilig geworden," murmelte sie leise vor sich hin, „fürchterlich langweilig, und zuweilen, wenn ich ihn anschaue, gemahnt es mich, als wäre er mein Gewissen, das mich ansieht aus den großen, eingefallenen Augen und dann graut mir vor ihm."

Eine Viertelstunde später fuhr die Gräfin Aurelia an der Seite des Marchese von Bentivoglio im offenen Jagdwagen zum verabredeten Halali. Die Jägerburschen und Lakaien mit den Jagdpferden folgten ihnen, und als die Kavaliere, welche schon auf dem Versammlungsplatze bei einander waren, den Wagen daherkommen sahen, sprengten sie ihnen entgegen mit lauten Hurrahrufen und fröhlichem Jubel.

„Diana, unsere Göttin, sei gegrüßt! Diana, Deine Diener neigen sich vor Dir in Demuth, vor Freude, daß Du da bist! Sie auch, Marchese

Bentivoglio? Ein Wunder, ein Wunder ist geschehen! Der Marchese Bentivoglio beim Halali, der Gelehrte bei den leichtsinnigen Kindern dieser Welt!"

Während sie ihn lachend so begrüßten und ihm die Hände darreichten zum frohen Willkommen, während sie dann der Gräfin behilflich waren, aus dem Jagdwagen niederzusteigen, stand einer von den alten Jägern in der Ferne und schaute mit mißmüthigem Gesicht auf den bleichen Marchese hin.

„Er wird uns Unglück bringen," brummte er vor sich in den Bart, „er schaut mich wie mit den Augen des Todes an und sein blasses Gesicht verkündet Unheil. Ich halte mich fern von ihm, damit es mich nicht treffe."

Die Andern lachen und scherzen, und die Kavaliere erzählen der Comtesse von den bevorstehenden Freuden der Jagd, von den prächtigen Hirschen, die man zusammengetrieben in der Koppel und die nur der Jäger und Treiber warten, welche mit den Klappern schon rings im Walde aufgestellt sind, und von der herrlichen Meute der Hunde, welche sie begleiten wird und deren Geheul man in der Ferne, dort am Abhange des Waldes, schon hört.

„Nun denn, so laßt uns eilen, das Fest zu beginnen," ruft Aurelia mit glänzenden Augen, „denn ein Fest wird es sein, ein Fest, das wir allen Göttern, allen Satyren und Nymphen darbringen."

„Und dessen schönste Göttin Comtessa Aurelia ist," ruft der Conte di Stresa. „Auf denn zum Feste der Natur!"

Auf ein Zeichen des Conte beginnt die Jagdmusik ihr fröhliches Getön. Die Hörner erschallen und klingen und wecken das Echo im Walde auf den weithin lagernden Höhen, und dazwischen hört man das freudige Geheul und Gebell der Hunde und das Schreien der Hetzer, welche einander das Zeichen geben.

„Zu Pferde, zu Pferde!" ruft Aurelia mit lautem Jubelton und sie schreitet heran zu dem Rappen, der bäumend und im Sande scharrend ihrer wartet. Die Kavaliere stürzen herbei. Jeder will ihr seine Hand darreichen, damit die Gräfin den Fuß hineinsetze und sie als Steigbügel benutze.

Aber der Marchese Bentivoglio drängt sie Alle zurück.

„Heute, meine Freunde, ziemt es mir, der Kavalier für meine Dame zu sein!"

Sie neigen sich, räumen ihm den Ehrenplatz

ein und eilen dann zurück zu ihren eigenen Rossen, um sich hinaufzuschwingen.

Der Marchese reicht Aurelia seine Linke und hielt die Rechte bereit, damit sie ihren Fuß hineinsetze. Da bäumt sich der Rappe hoch auf und wiehert laut und ungestüm. Wieder und wieder bäumt er sich, so daß der Reitknecht, der ihn am Zügel faßt, kaum im Stande ist, ihn zu halten.

„Aurelia, Du siehst," sagte Bentivoglio, „der Hektor ist zu wild. Das Geräusch regt ihn auf, weil er das Jagdgeräusch nicht gewöhnt ist. Sieh nur, wie seine Glieder zittern, wie seine Nüstern sich blähen und wie die Augen blitzen. Ich bitte Dich, nimm wenigstens ein anderes Pferd!"

„Unmöglich, mein lieber Freund," sagte sie, stolz das Haupt schüttelnd. „Die Herren alle haben gezweifelt, daß der Hektor jagdzüchtig sei, ich will ihnen das Gegentheil beweisen."

„Nicht heute, Aurelia, thue es ein anderes Mal," bat der Marchese, „laß den Hektor erst durch einen unserer Diener reiten, damit er sich gewöhne an das Hörnerklingen und an das Geschrei. Laß ihn erst einüben und seine Exercitien machen und vertage es auf ein anderes Mal, daß Du selbst ihn reitest."

„Auf ein anderes Mal?" wiederholte sie lächelnd.

„Ach, das Leben ist so kurz, und wer kann's wissen, ob ich noch ein anderes Mal erlebe?! Siehst Du, jetzt steht der Hektor schon. Nun, Deine Hand, mein lieber Freund; es ist lange her, daß sie mir nicht zum Steigbügel gedient."

Sie setzt den kleinen Fuß in seine Hand, aber eben, wie sie die Zügel ergriffen, bäumt das Pferd sich so hoch auf, daß Aurelia fast senkrecht an ihm hängt. Aber sie ist eine gute, kühne Reiterin und sie lacht vor Vergnügen, als der Hektor sich jetzt wieder niederläßt und in sich erzittert, weil er fühlt, daß seine Meisterin und Herrin auf seinem Rücken sitzt und daß es ihm nicht gelungen, sie als eine drückende Last abzuwerfen.

„Er wird jetzt ruhig sein und wird sich nicht mehr sträuben," sagte Aurelia mit stolzem Lächeln. „Doch was machst Du da, Giulio? Was beschäftigst Du Dich an dem Riemenzeug? Auf, auf, zu Roß!"

„Warte nur noch einen Moment, ich bin gleich fertig," sagte er, immer noch an dem Riemenzeug des Hektor beschäftigt.

„Wie, was soll's mit den Lederriemen?" fragte sie erstaunt.

„Du wirst es gleich sehen," erwiderte er, indem er das andere Ende des Ledergurtes, den er an dem Riemenzeug des Hektor befestigt hat,

in der Hand hält und dem Reitknecht winkt, ihm sein eigenes Pferd vorzuführen. Er schwingt sich hinauf und dann befestigt er den Lederriemen mit den Schnallen am Riemzeug seines Thieres.

„Wie, Du kettest mich an Dich?“ fragte sie lächelnd.

„Ja,“ sagte er ernst, „mein Pferd ist ruhig und sicher, und es wird, wenn der tolle Hektor wild zu werden trachtet, ihn zähmen und zurückhalten, besser wie meine Worte seine Herrin zähmen und zurückhalten konnten.“

Sie lacht hell auf und giebt mit der Reitgerte ihrem Hektor einen leisen Schlag, und er braust dahin, zu den Kavalieren, welche die schöne Reiterin und ihren Begleiter erwarten.

Nun tönt und klingt das Halali, das Jubeln und Schreien und das Klappern der Hetzer durch den Wald. Sie stürmen vorwärts in wildem Jagen, vorwärts den Hirschen nach, die jetzt aus der Umzäunung losgelassen sind und durch die grünen Bäume dahin jagen.

„Vorwärts, ihnen nach, ihnen nach!“ schreit und jubelt und jauchzt es im wilden Getöse durcheinander

Der Hektor jagt mit flüchtigen Hufen, kaum den Boden berührend, aber ihm zur Seite bleibt

immer der Cäsar, welcher den Marchese Bentivoglio trägt. Sie jagen vorwärts, denn die Hörner haben jetzt ein neues Zeichen gegeben und haben es den Beiden gekündet, daß nahe bei ihnen ein Hirsch hervorbrechen wird.

Da ist er! Da springt er aus dem Dickicht hervor, ganz nahe bei ihnen. Wie er vorüberfauft, bäumt sich der Hektor vor Schreck hoch auf und dann geht's vorwärts in unaufhaltsamem Jagen, dahin, dahin!

„Laß den Riemen los, oh Gott, laß ihn los!“ ruft Aurelia, indem sie vorwärts jagt, athemlos und keuchend.

Aber der Marchese hält ihn nur fester. Er weiß, sein Roß ist sicher und es gelingt ihm vielleicht noch, den wilden Hektor zu halten.

Nein, es gelingt ihm nicht! Vorwärts, unaufhaltsam vorwärts stürmt das Thier! Jetzt thut es einen mächtigen Satz zur Seite. Der Riemen ist mitten auseinander gerissen und weiter jagt der Hektor vorwärts, vorwärts, hinaus aus dem Wald und hin über die weite Ebene, die sich jetzt vor ihm aufthut.

Kein Zügel hemmt ihn mehr, kein Wort hält ihn zurück! Das Thier fühlt seine volle Kraft und gebraucht sie zum Jagen, zum unaufhaltsamen Jagen!

„Sie ist verloren, verloren!“ schreit Bentivoglio hinter ihr und er spornt sein Roß, daß es in sausendem Galopp dahinfliegt, dem wilden, zügellosen Thiere nach.

Dort sieht er's, dort hinten am Ende der Ebene. Er setzt seinem Thiere die Sporen ein. Jetzt tönt ein Schrei von seinen Lippen; denn er sieht, wie das Pferd sich aufbäumt, sich wieder und wieder aufbäumt, bis daß es endlich die Last, die seinen Rücken drückte, von demselben abgeschüttelt hat und dann weiter springt fesſellos, leicht und frei.

Aurelia ist gestürzt. Er hat's gesehen, er sprengt vorwärts. Jetzt ist er ihr nahe, er springt von seinem Thier herunter und knieet an ihrer Seite nieder. Ihr Angesicht ist von Blut überströmt, das Haupt der Fallenden ist auf einen Baumstumpf aufgeschlagen und eine tiefe Wunde klafft weit über ihre Stirn und über das Haupt. Er sagt kein Wort, er stößt keinen Schrei aus, keine Klage. Er reißt nur das Tuch aus seiner Tasche hervor und trocknet ihr die Wunde. Sie schaut mit weit geöffneten Augen zu ihm auf und es zuckt fast wie ein Lächeln um ihre Lippen.

„Zu spät, Giulio, es ist zu spät! Ich fühle es, der Tod steht über mir!“

„Nein Aurelia, nein! Es ist unmöglich, Du kannst nicht sterben! Laß mich versuchen, Dich aufzuheben und Dich fortzutragen!“

„Nein, nein,“ sagte sie, ihn sanft abwehrend, „es geht zu Ende! Ach, Giulio, es ist gut, daß es zu Ende geht! Der Tod ist für uns die beste Lösung, für Dich der Segen Gottes!“

„Oh, Aurelia,“ jammerte er mit von Thränen erstickter Stimme. „Aurelia, sprich nicht so harte, so grausame Worte! Liebst Du mich denn nicht mehr? Willst Du nicht mehr bei mir bleiben?“

„Das Schicksal fragt nicht, was wir wollen!“ flüsterte sie leise. „Segen über Dich, Giulio, denn Du hast mich treu geliebt und es war nicht Deine Schuld, daß wir nicht glücklich waren!“

„Aurelia, ich war glücklich und ich bin es noch und ich werde es immer sein, wenn Du nur bei mir bleibst!“ sagte der Marchese, sie zärtlich anschauend.

Sie schüttelte leise das Haupt.

„Nein, Du warst nicht glücklich und ich trug die Schuld daran,“ hauchte sie, kaum vernehmbar. „Ich wußte es wohl, wollte mir's nur nicht gestehen. Mein Leben war ein wildes Jagen nach Vergessen und nach dem Glück, das ewig vor mir floh. Nun ist's zu Ende! Oh sag' nur dies,

Giulio, daß Du mir vergiebst und daß Du um mich weinen willst, wie um eine arme, verlorene Seele, welche doch zuletzt durch Deine Liebe gerettet wird!"

Er sagte kein Wort, er neigte sich nur tiefer und drückte seinen Mund auf ihre Lippen und überthaute ihr Angesicht mit seinen Thränen, mit den Thränen, welche sie tauften zu einem neuen, besseren Leben!

„Vergieb mir, Giulio," flüsterte sie kaum vernehmlich, „oh, vergieb mir und ich bitte Dich noch dies: gehe hin zu Conrad, grüße ihn von mir und bitte ihn, daß er mir vergeben möge! Bitte ihn darum, damit meine Seele Ruhe finde im Tode und nun," fuhr sie fort, indem sie sich schwer und mühsam ein wenig aufrichtete, „nun lebe wohl. Lebe wohl und sei gesegnet für Deine Liebe! Denn Du hast mich treu geliebt! Ich segne Dich, ich segne Dich! — — —"

Drinnen im Walde tönt eben lautes Halalirufen, die Hörner schmettern und es jubelt und schreit die frohe Schaar der Kavaliere, denn den edelsten, den besten Hirsch haben die Hunde gestellt und er kann ihnen nicht mehr entgehen. —

Hier auf der Ebene ist Alles still! Eine Todte liegt mit blutendem Haupte im Grase und über

sie neigt sich ein trauriger, bleicher Mann und weint bitterlich.

Auch im Wald wird's allgemach still. Die Hörner verklingen. Sie haben erst gerufen und die Signale gegeben, die Signale für die Gräfin und für den Marchese und da sie nicht erwidert worden, fangen sie an zu suchen.

Einer von ihnen hat die Spur der Rosse gefunden. Er ist hinausgeritten aus dem Wald und nun ist er es, welcher die Signale giebt. Bald wird's lebendig auf der Ebene.

Die Kavaliere sprengen heran, heran zu der Leiche und zu Dem, welcher neben ihr knieet und sich über sie geneigt hat. Als er das Geräusch der Kommenden hört, hebt er das Haupt ein wenig empor, blickt zu ihnen hin und winkt abwehrend mit der Hand. Sie verstehen diesen Wink und still ward's, ganz still! — Leise steigen sie Alle von den Rossen hernieder, leise umringen sie Diejenige, welche vorher noch mit freudestrahlendem Gesicht unter ihnen erschien, die Diana, die Göttin Diana und jetzt nur noch die blutige Hülle einer entflohenen Seele! Sie neigen sich in Andacht vor dieser Hülle und alle Gesichter werden ernst und still. Keiner spricht ein Wort des Bedauerns.

Sie knieen um die Leiche nieder und sprechen ein leises Gebet!

Im Walde klingt zuweilen noch ein Hörnersignal und einer der Kavaliere erwidert's mit einem anderen Signal. Jetzt kommen die Jäger auch herbeigesprengt aus dem Wald und stellen sich in weitem Kreise hinter den Kavalieren auf.

Es ist nicht nöthig, ihnen ein Zeichen zu geben. Sie wissen und verstehen schon, was sie zu thun haben und über die weite Ebene tönt jetzt feierliches Hörnerklingen. Ein frommes Lied ist's, eine ernste, heilige Melodie, ein Todesgesang! Und Thränen stehen in den Augen der Männer, welche vorher so froh gelacht, so froh gejauchzt und gejubelt haben. Tief, ernst und schweigend folgen sie der rasch aus Baumzweigen zusammengeflochtenen Bahre, auf welche man die blutige Leiche legt.

Neben ihr geht der Marchese Bentivoglio bleichen Angesichts, mit Thränen in den Augen. Die weit geöffneten Augen der schönen Leiche schauen zum Himmel auf und auf ihren Lippen ist ein Lächeln erstarrt, das Lächeln, mit welchem sie Segen gesprochen über den bleichen Mann, der neben ihrer Leiche geht!

XIV.

Die Heimkehr des Verlorenen.

Gräfin Aurelia von Harbaschic ist heimgegangen, wirklich heimgegangen. Der Marchese von Bentivoglio hatte den Sarg, welcher die Hülle der Frau barg, welche er einst geliebt und um die er so viel gelitten, nach Centifoglio, unweit Vicenza, welches einst das Besitzthum der Grafen Centifoglio gewesen, geleitet.

Die Verschwendung und die Spielwuth des alten Grafen, Aurelia's Vater, hat Alles vergeudet, den Reichthum und Wohlstand der einst so mächtigen Familie vernichtet und aufgezehrt. Seinen Kindern ist nichts geblieben von dem einstigen großen Erbe, nichts als der Name der Grafen Centifoglio, und auch dieser Name ist von dem Leichtsinn und dem Laster des alten Herrn befleckt und geschändet worden.

Nur Eins ist ihnen wohl erhalten geblieben: Die Gruft neben der Kirche des Dorfes, welches einst der Stammsitz der Familie war, die Gruft mit den Särgen ihrer Ahnen. Das ist das letzte Besitzthum der Grafen Centifoglio.

Daran hat der reiche Wucherer, welchem das Gut als Schulden-Obligation anheimgefallen, nichts geändert, sondern hat sich anheischig gemacht, das Gewölbe zu behüten, und für Niemanden zu öffnen, für Niemanden, außer für die Mitglieder des alten Grafenhauses.

Zweimal haben seitdem die eisernen Pforten der Begräbnißhalle sich geöffnet, einmal für den alten Grafen von Centifoglio, und jetzt für seine Tochter Aurelia.

Der Marchese Bentivoglio hat der Leiche Aurelia's das Geleit gegeben, und hat Sorge getragen, daß die Beisetzung mit aller Feierlichkeit und allem Pomp Statt finde, wie es dem vornehmen Hause, welchem sie angehörte, würdig sei.

Die Glocken der Kirche, welche einst zu Aurelia's Taufe, zu ihrer Firmelung und dann zu ihrer Trauung geläutet, dieselben Glocken läuten auch jetzt bei ihrem Begräbniß, und derselbe alte Priester, welcher einst, als sie in Jugend und Schönheit als Braut vor dem Altare stand, ihre Ehe eingesegnet,

der segnet auch jetzt die Leiche ein, vor demselben Altare, bevor man sie in die Ahnengruft hinabsenkt. Sie ist heimgegangen zu ihren Vätern. Dieses mit schwarzem Sammet überzogene, unheimliche Gehäuse, welches dicht bei dem Sarg des letzten Grafen von Centifoglio steht, birgt Alles, was noch von der schönen Gestalt Aurelia's geblieben ist. Auf einer silbernen Tafel an dem Kopfende des Sarges steht mit goldenen Lettern der Name der Heimgegangenen geschrieben: „Aurelia von Harbaschic, geborene Gräfin von Centifoglio."

Im Tode hat sie wieder den Namen des Mannes annehmen dürfen, von dem sie im Leben ihre eigene Schuld getrennt. Die Ehe ist ein Sakrament und nur der Tod kann sie lösen, diesmal hat der Tod die Geschiedenen wieder vereint, und der Todten den Namen wiedergegeben, den sie im Leben nicht tragen durfte.

Nach der feierlichen Bestattung war der Marchese wieder in seine Besitzung bei Vicenza zurückgekehrt. Die Brüder der Gräfin, welche mit ihm zur Bestattung ihrer Schwester ausgezogen sind, haben ihn nicht bei dieser Rückkehr begleitet. Nicht als ob es ihnen lästig oder unbequem wäre, noch länger in dem stattlichen Schlosse zu wohnen, und des Reichthums im behaglichsten Leben zu genießen,

an das sie sich so gewöhnt haben, sich dort ganz als Herren zu betrachten, daß es ihnen kaum in den Sinn gekommen wäre, daß sie nur die Gäste des Schloßbesitzers sind. Aber sie haben jetzt erkennen müssen, daß der Marchese Bentivoglio, so sehr er auch der ergebene Freund, ja, der willenlose Diener Aurelia's geschienen, doch ein Mann ist, welcher seinen Willen hat, und die Entschlossenheit, denselben durchzusetzen. Er ist ihnen als Mann gegenübergetreten und mit stolzer Entschlossenheit, ohne ihnen Vorwürfe zu machen, oder mit einem Wort der Wohlthaten, die sie empfangen, zu gedenken, hat er von ihnen Abschied genommen. Er hat Jedem von ihnen eine Summe übergeben, groß genug, um sie für längere Zeit vor jeder Verlegenheit zu schützen, und hat ihnen nur die Bedingung gestellt, sich fortan seinem Hause und seiner Person ganz fern und ganz als Fremde zu halten.

Ganz allein ist Bentivoglio heimgekehrt. In dem Schlosse ist es nun wieder so öde und so still, wie in den Zeiten des alten, geizigen Herrn, seines Oheims.

Der Schloßherr verkehrt mit Niemandem, sieht Niemanden bei sich.

Nur einmal, wenige Tage nach seiner Rückkehr

sind einige Gäste in dem Schlosse eingetroffen, das waren der Justizrath des Marchese mit einem Notar und seinen Schreibern. Die Diener flüstern einander zu, der Marchese habe an jenem Tage sein Testament gemacht, und die neugierigen Leute in der kleinen Stadt Vicenza frugen zuweilen den Justitiarius und den Notar, wie es sich damit verhalte. Allein die Beiden sind sehr verschwiegene Leute und erwidern nur, daß sie einen Eid auf das Crucifix abgelegt, nichts von dem, was sie mit dem Herrn Marchese verhandelt haben, zu verrathen.

Die Leute sprechen viel davon und fragen einander, wer nun wohl der Erbe sein würde, wenn der Marchese stirbt. Er hat keinen näheren Anverwandten, und man ist wohl berechtigt, an seinen Tod zu denken, wenn man das bleiche, kranke Gesicht mit den hohlen Wangen und den eingefallenen Augen sieht.

Doch man sieht es selten. Der Marchese verläßt nie sein Schloß und nur in dem weiten Park, welcher hinter demselben sich befindet, geht er Stunden lang in den dunklen Schattengängen auf und ab. Ein Platz ist da, vor welchem er oft stehen bleibt, eine Marmorbank inmitten der dunkeln Allee. Da setzt er sich oft nieder und

starrt zur Erde hin, und gedenkt jenes Tages, da Giulietta hinter dem Gebüsch hervortrat; gedenkt jenes Moments, da sie mit zornigen Augen, stolz und prächtig anzuschauen, das Dokument zerriß und es zu seinen Füßen niederwarf.

Auch in dem kleinen, grünen Hause der Marmorhalle Palladio's gegenüber ist es immer einsam und still. Giulietta ist noch immer nicht heimgekehrt und der alte Sänger Leonardo und sein Hund sind die einzigen Bewohner des kleinen Hauses.

Aber die Beiden verstehen einander und sie wissen, daß sie Beide dieselbe Sehnsucht haben — die Sehnsucht nach Derjenigen, welche einst das Haus mit ihrem frohen Gesang und ihrem lustigen Lachen belebte, einst, als sie noch glücklich war.

Wenn ein Brief von ihr ankommt, dann ruft der alte Leonardo, nachdem er ihn oftmals gelesen, den alten Hund und erzählt ihm von Giulietta. Und der Hund sieht ihn dann so verständig und mit so klugen Augen an, daß der alte Mann sich einbildet, der gute Hektor habe ihn verstanden. Jedenfalls ist es doch ein Trost für ihn, irgend ein lebendes Wesen zu haben, mit welchem er reden kann von Giulietta, und dessen Augen aufleuchten, so oft dieser Name von den Lippen des unglücklichen Vaters tönt.

Heute ist ein Brief gekommen, welcher ihm erzählt von den Erfolgen und Triumphen seiner Tochter. Leonardo hat ihn in der Laube gelesen, in welcher er seinen letzten Abschied von der geliebten Tochter genommen, und er hat den Hund herbeigerufen und erzählt dem Hektor, welcher zu seinen Füßen liegt, von der fernen Herrin, von Giulietta, die in dem Theater zu München, als die treue und rechte Priesterin der Kunst, glänzt und schafft, so wie sie es ihrem Vater versprochen.

Der Hund hört ihm zu mit aufmerksamen Augen, doch auf einmal springt er empor und stößt ein lautes Geheul aus und jagt dann in raschen Sätzen dem Ausgang des Gartens zu. Und jetzt hört der alte Leonardo, welcher wieder seinen Brief zur Hand genommen und für sich selber ihn gelesen, jetzt hört er, wie der Hund heult und bellt und winselt, wie er es nur thut, wenn irgend ein freudiges Ereigniß sich für ihn begiebt.

Was kann es sein? Wen begrüßt der Hektor mit so lautem, freudigem Gebell? Wer ist es?

„Mein Gott, es kann doch nicht Giulietta sein?“ fragt der alte Mann erbebend. „Sie wird mich doch nicht überraschen wollen?“

Das Geheul und Gebell und Gewinsel kommt

näher. Der alte Mann erhebt sich von seinem Sitz und tritt an den Eingang der Laube. Dann stößt er einen leisen Schrei aus und bleibt wie erstarrt stehen.

Es ist nicht Giulietta, welche da kommt. Es ist eine schlanke, hohe Männergestalt. Ein bleiches Angesicht mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen.

Der alte Leonardo fühlt sein Herz von innigem Mitleid bewegt, als er ihn so daher kommen sieht, und wie er gedenkt jener Tage, da er diesen bleichen Mann gesehen in der Fülle der Jugend, der Schönheit und der Jünglingskraft, mit strahlenden Augen und lächelnden Lippen.

Ja, so ist er damals öfter gekommen, damals, wo Giulietta in der Laube saß. Wie anders kommt er jetzt, langsam, traurig daher, wie anders.

Der alte Leonardo fühlt nicht die Kraft, ihm entgegen zu gehen, aber auch nicht den Muth, sich von ihm abzuwenden. Er bleibt neben der Laube stehen und schaut ihm entgegen.

Der Marchese steht jetzt dicht vor ihm und er reicht ihm seine beiden Hände dar. Sie schweigen Beide. Keiner von ihnen hat die Kraft, ein Wort zu sagen, nur der Hund umspringt sie Beide mit lautem, freudigem Gebell. Der Hund allein hat den Heimgekehrten begrüßt.

„Maëstro Leonardo," sagt endlich der Marchese, und seine Stimme ist so flehend und bittend, wie die eines reuigen Sohnes, der heimkehrt zu seinem Vater. „Maëstro Leonardo, ich habe so viel gelitten und so bitter bereut, wollt Ihr mir vergeben? Schaut mich an, wendet Euer Haupt nicht von mir! Schaut mich an, leset in meinem armen Gesicht die traurige Geschichte der letzten zwei Jahre. Seht, es ist nicht das Gesicht eines Mannes, welcher glücklich gewesen, auch nicht das Gesicht eines Mannes, der leichtsinnig der Vergangenheit vergaß und im Taumel der Freude seine Erinnerungen von sich abthat. Schaut mich an, Maëstro Leonardo, im Namen Eurer Tochter Giulietta, die mich einst geliebt, bitte ich Euch, schaut mich an, und wenn Ihr dann könnt, dann stoßt mich von Euch fort."

Der alte Mann hat mit gesenktem Haupt ihm zugehört, und bei dem Namen Giulietta hat er die Augen emporgerichtet und hat ihn angeschaut, und da ist es über ihn gekommen wie ein tiefer Schmerz und eine tiefe Wehmuth und er weiß nicht, wie es geschehen, aber der alte Leonardo hat die Arme ausgebreitet und hat den armen blassen Mann an sein Herz gedrückt und hat ihn willkommen geheißen auf der Schwelle dieses heiligen Tempels seiner Erinnerungen.

„Ihr vergebt mir, Maëstro Leonardo? O sagt, daß Ihr mir vergebt," sagt der Marchese und er beugt das Knie vor dem alten Manne, dessen Wangen von Thränen überfluthet sind.

„Herr Marchese, ach, Herr Marchese, was thut Ihr?" fragt der alte Mann erschrocken sich zu ihm neigend.

„Was ich thue?" fragt Giulio mit von Thränen erstickter Stimme, „ich komme heim, wie der verlorene Sohn zu seinem Vater! Ich komme heim, reuig und zerknirscht, und zu Deinen Füßen liegend, flehe ich zu Dir, mein Vater, vergieb mir. Lege Deine Hand auf das Haupt des armen, unglücklichen, verlorenen Sohnes und sage ihm: ich vergebe Dir."

Leonardo thut, wie er es begehrt, legt ihm die Hand auf das Haupt und sagt ihm mit lauter, feierlicher Stimme:

„Ich vergebe Dir in meinem Namen und auch im Namen meiner Tochter Giulietta! Denn also hat sie es mir befohlen, und dies ist ihr letztes Wort gewesen, da sie von mir schied: „Vergieb ihm, wie ich ihm vergeben habe, und wenn Du einst ihm begegnest, so sage und künde es ihm, Giulietta hat verziehen."

Er zieht den Marchese von seinen Knieen empor

und sie halten sich Beide lange umschlungen und weinen, Herz an Herz gedrückt.

Der Hund ist still geworden. Er heult und bellt nicht mehr, er hat es vielleicht begriffen, daß diese heilige Stille nicht mehr gestört werden darf; er hat sich niedergelegt neben der Laube und schaut mit großen, klugen Augen auf die beiden Männer, die jetzt Hand in Hand auf die Bank sich niedergelassen haben.

Sie reden nicht mit Worten zu einander, sondern nur mit ihren Blicken und nur mit dem Druck ihrer Hände, die fest ineinander liegen.

„Mein Vater," sagt der Marchese nach einer langen Pause, „nicht wahr, Du hast mir damals das Zeitungsblatt gesandt, welches mir erzählte von Giulietta's Künstlerlaufbahn?"

„Ja, mein Sohn, ich habe es Dir gesandt."

„Es war in meinem düsteren Leben der erste Sonnenblick, und ich danke Dir dafür," sagte der Marchese, leise das Haupt neigend. „Jetzt, mein Vater, da Du mir vergeben hast, jetzt habe ich nur Eins noch zu bitten. Ahnst Du wohl, was ich bitten will?"

„Ich denke wohl, ich weiß es, mein Sohn," erwiderte Leonardo sanft. „Du willst wissen, wo meine Tochter Giulietta sich jetzt befindet."

„Ja, mein Vater, das ist es," sagte er einfach. „Ich will wissen, wo sich Deine Tochter Giulietta, das heißt, wo sich meine Gemahlin, die Marchesa Bentivoglio befindet?"

Der alte Mann schrickt leise zusammen und sein Antlitz leuchtet in einem Strahl der Freude auf, doch nur einen Moment, dann erstirbt dieser Strahl wieder und sein Angesicht wird wieder traurig und ernst.

„Du irrst, Giulio Bentivoglio, meine Tochter hat mir Alles gesagt und erzählt, sie hat sich von Dir losgesagt, sie hat das Document Eurer Trauung zerrissen und Niemand in der Welt weiß davon."

„Doch sie weiß davon, sie und ich," erwiderte der Marchese fest, „wir Beide wissen, daß wir vermählt sind und Gott weiß es! Es bedarf keiner anderen Zeugen. Ich bitte Dich, mein Vater, sage mir, lebt Giulietta noch dort in München, wohin sie als Sängerin gegangen?"

„Ja."

„Unter welchem Namen?"

„Unter dem ihres Vaters. Sie trägt keinen anderen und will, wie sie mir schrieb, niemals einen anderen Namen tragen."

„Sie wird den meinen tragen," erwiderte er

ruhig. „Es ist ihr Recht, sowie das meine, daß sie den Namen des Marchese Bentivoglio führt. Sie muß ihn tragen, Vater, ich will es. Ich bin ein Mann des Todes und mein Leben zählt nur noch nach Wochen oder Tagen, vielleicht nur noch nach Stunden. Wer kann es wissen? Nach meinem Tode wird die Marchesa Bentivoglio, Deine Tochter Giulietta, sich entschließen müssen, meinen Namen zu tragen. Ich habe mein Testament gemacht und in demselben feierlich erklärt, daß Giulietta meine rechtmäßige Gemahlin und demzufolge die Erbin meiner Güter ist. Ich habe mein Haus bestellt. Und jetzt, Vater Leonardo, jetzt bitte ich Dich, sage mir, was ich Giulietta von Dir berichten soll."

„Du willst zu ihr gehen, Giulio, Du willst zu meiner Tochter gehen?" fragte Leonardo.

„Ja, ich will zu ihr gehen, um zu ihren Füßen zu sterben."

„Nein, nicht um zu sterben," rief Leonardo, „leben sollst Du, mein Sohn, und glücklich sollst Du sein."

„Glücklich?" fragt er mit einem traurigen Lächeln, „mein Vater, ich wiederhole es Dir, ich gehöre dem Tode und ich will nur hingehen, um zu Giulietta's Füßen zu sterben!"

„Aber ich, ich will mit Dir gehen," ruft Leonardo freudig laut. „Nicht wahr, Hektor, wir Zwei gehen mit ihm, und dann wollen wir doch sehen, ob der Marchese Bentivoglio, wenn Giulietta ihn sieht und ihn an ihr Herz nimmt, ob er dann wirklich noch daran denken will, zu sterben. Ja, ja, Herr Marchese, Ihr geht nicht allein. Wir Zwei begleiten Euch, und wenn wir Zwei für Euch bitten, dann, meine ich, wird Giulietta nicht grausam sein. Wann reisen wir?"

„Wenn es Dir angenehm ist, mein theurer Vater, dann reisen wir schon morgen früh."

„Es sei, schon morgen früh, mögen meine Schüler und Schülerinnen ihre Solfeggi richtig oder falsch singen, mich kümmert es nicht! Ich gehe zu meiner Tochter, zu Giulietta. Habe ihr wohl früher gesagt, daß der alte Leonardo nimmer sein Haus hier verlassen würde, aber das ist ein Extrafall, und da ziemt es dem Alten wohl, sein Wort zu brechen und zu thun, was er früher nicht gewollt. Auf morgen früh denn, mein lieber Sohn Giulio, auf morgen früh!"

In dieser Nacht, welche seiner Abreise vorangeht, schreibt der Marchese an den Mann, dessen Namen sein Herz immer nur mit Zittern und mit Schmerz genannt, an den Mann, bei dessen Er-

innerung er die Augen niedersenkt vor Scham und Reue, weil er an ihm, an seinem Freunde, zum Verräther geworden, schreibt er an den Grafen Konrad von Harbaschic.

„Mein Herr! Ich weiß, daß, wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes lesen, Ihre Wangen erbleichen und Ihre Lippen mit einem verächtlichen Lächeln meinen Namen nennen werden. Ich weiß, daß Ihre stolze Seele niemals die Schmach verzeihen kann, welche ich Ihnen angethan.

„Sie haben sich indessen für diese Schmach gerächt. Sie haben sich bitterer gerächt, als wenn Sie mir damals gleich das Leben genommen. Aber Sie wußten, was Sie thaten, Sie wußten, daß ein schneller Tod Erbarmen und Versöhnung gewesen wäre, daß dieses Verdammungsurtheil, welches Sie über mich sprachen, eine schlimmere Rach war, wie jeder schnelle Tod. Seit diesen zwei Jahren meiner Verdammung sterbe ich jeden Tag und lebe doch, um zu bereuen und um zu büßen.

„Sie haben es mir auferlegt, zu schweigen, ich habe mein Gelübde treulich erfüllt, und Niemand weiß von unserem furchtbaren Duell, Niemand außer uns Beiden und außer Gott. Seien Sie nun barmherzig, mein Herr, enden Sie diese Qual, welche ich selber lange geendet haben würde,

wenn ich nicht dadurch auf's Neue zu einem Verräther an Ihnen geworden wäre. Denn Ihnen gehört mein Leben, ich bin Ihr Eigenthum und habe daher nicht das Recht, mit Ihrem Eigenthum zu schalten und zu walten, wie ich es sonst thun würde. Mein Leben gehört Ihnen, ich bitte Sie, seien Sie barmherzig und nehmen Sie dieses Ihr Eigenthum zu sich und gönnen Sie mir endlich ein Ausruhen nach dieser langen Marter der Ungewißheit.

„Ich weiß, daß Sie von längeren Reisen heimgekehrt sind nach Europa, und wenn ich heute es wage, an meinen Herrn — denn mein Herr sind Sie, weil mein Leben Ihnen gehört — wenn ich heute an meinen Herrn schreibe, so geschieht es, um eine letzte, heilige Pflicht zu erfüllen.

„Gräfin Aurelia ist gestorben. Gott war gnädiger gegen sie wie gegen mich, und er nahm sie zu sich, da noch keine Leiden sie berührt und noch kein anderes Unglück sie heimgesucht. Im Sterben gedachte sie Ihrer, und sie trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß sie sich ihres Unrechts gegen Sie bewußt sei und daß sie an Sie die letzte Bitte richte: ihr zu vergeben. Dies nun wollte ich Ihnen sagen und wollte Sie bitten, nicht mit Groll der Todten zu gedenken.

„Ich wollte Sie zugleich aber auch bitten, ohne Groll des Lebenden zu gedenken und endlich an ihm die Strafe zu vollstrecken, aus Erbarmen ihn zu entlassen aus dem Leben. Es wäre gnädig und barmherzig, wenn Sie es bald thäten, mich nicht noch länger, wie einen Verdammten umherwandeln ließen, der jeden Tag als seinen letzten betrachtet und an jedem Morgen fragt, ob ihm der Abend noch gehören wird.

„Lassen Sie es genug sein und erlösen Sie mich von dem Leben. Ich sagte Ihnen damals, als wir uns in Triest zum letzten Male sahen, daß ich vermählt sei. Ich gehe jetzt zu der Frau, welche ich um Aurelia's willen verlassen und verrathen habe. Ich gehe, um von ihr Abschied zu nehmen. Und es wäre menschlich gut und menschlich milde, wenn Sie mir gestatten wollten, zu ihren Füßen zu sterben.

„Deshalb sage ich Ihnen, wohin ich gehe und wo mich Ihr Todesurtheil treffen wird: in München bei der Sängerin Giulietta.

„Und nun möge Gott Ihr Herz wenden, daß es der Todten vergebe und daß es abrechne mit dem Lebenden.

Giulio Bentivoglio."

XV.

Wiedersehen.

Heute soll die letzte Opernvorstellung in der Saison dieses Winters stattfinden, die letzte Aufführung des Lohengrin mit der Signora Giulietta, deren Engagement zu Ende geht!

Aber sie wird es erneuern, sie wird ihre Sehnsucht nach dem Vaterlande, von der sie gesagt hat, daß diese der Grund ist, weßhalb sie gehe, sie wird diese Sehnsucht überwinden und wird bleiben, wenn das Publikum ihr nur recht unwiderleglich beweist, wie glühend es diese Sängerin verehrt und wie schmerzlich es ihren Verlust beklagen würde.

Man weiß freilich, daß der Intendant ihr die glänzendsten Anerbietungen gemacht hat, daß der König selber vergebens ihr seine Wünsche hat ausdrücken lassen, sie möchte ihr Engagement erneuern.

Aber das Publikum, das Publikum ist doch der

mächtigste König und Herr, und vor seinem majestätischen Willen wird auch die stolze Sängerin sich beugen. Sie wird nachgeben, und sie wird wiederkommen, sie wird den glühenden Bitten und Wünschen sich fügen müssen. Heute Abend bei dieser letzten Theatervorstellung wird Seine Majestät das Publikum, der Sängerin seine Wünsche mittheilen. Es ist heute von einem flammenden Enthusiasmus erfüllt, es begrüßt die Signora gleich bei ihrem ersten Erscheinen mit lautem, begeistertem Zurufen, mit donnerndem Applaus. Es hat für Niemand anders Beifall heute und Hervorruf! Für Niemand anders, dieses athemlose Schweigen, diese tiefe, innerliche Ergriffenheit, als für Elsa-Giulietta, und als die jungfräuliche, liebreizende Gestalt zuletzt in Liebe und Schmerz zusammengesunken und der Vorhang gefallen ist, da bricht ein Beifall los, welcher das Haus erschüttert, und immer auf's Neue die Sängerin zwingt, wieder hervorzutreten und sich zu neigen und die Blumen und Kränze, die in ungeheuern Massen zu ihr hinfliegen, mit freundlichem Lächeln und Neigen entgegenzunehmen.

Selbst der König ist in dem Hause geblieben und nimmt Theil an dem stets sich erneuernden Sturm des Beifalls und geruht mit eigenen hohen

Händen zu applaudiren, und dann sendet er der Signora Giulietta den Intendanten in ihre Garderobe und läßt sie bitten, in seine Loge zu kommen.

Der Intendant findet die Signora Giulietta, wie sie ganz erschöpft und athemlos, das Antlitz mit Thränen überfluthet, von Anstrengung und Aufregung ermüdet, auf dem Divan ruht.

In tiefster Unterthänigkeit meldet er ihr die Befehle Seiner Majestät.

„Seine Majestät warten," fügt er dringend hinzu, als Giulietta gar keine Miene macht, aufzustehen.

„Ich bitte Seine Majestät, mich zu entschuldigen. Ich bin wirklich nicht im Stande, jetzt zu sprechen, vor dem Könige zu erscheinen. Ich bitte, mich zu entschuldigen."

„Wie," fragt der Intendant, sie ganz entsetzt ansehend, „habe ich recht verstanden, Signora? Seine Majestät erwarten Sie in seiner Loge, gleich jetzt, und Sie wollen nicht kommen?"

„Nein, wirklich, ich vermag es nicht," erwiderte sie ruhig. „Ich bitte, sagen Sie das Seiner Majestät und entschuldigen Sie mich, Excellenz."

Sie nickte mit dem Kopfe so stolz wie eine Königin, welche ihren ergebenen Vasallen entläßt.

Der Herr Intendant Excellenz verstehen; er bleibt nicht länger bei der Königin der Bühne und zieht sich zurück. Aber sein Antlitz trägt immer noch den Ausdruck des tiefen Erstaunens und Entsetzens, während er langsam und zögernd die Treppe wieder hinaufsteigt nach der königlichen Loge.

Es ist so unerhört, es ist so merkwürdig, so entsetzlich, daß Seine Excellenz kaum den Muth hat, Seiner Majestät die Worte zu wiederholen. Aber der König lächelt bei seiner Entschuldigung, er ist nicht blos ein König, er ist ein Mensch, welcher des edelsten Enthusiasmus fähig ist und dem die Kunst die erhabenste Majestät und eine Königin dünkt, vor welcher alle Fürsten der Erde sich zu beugen haben. Der König lächelt.

„Die Signora hat vollkommen Recht. Gehen Sie morgen früh, recht früh zu ihr und sagen Sie der Signora, ich ließe sie um Entschuldigung bitten wegen meiner Rücksichtslosigkeit. Ich hätte in meinem eigenen Enthusiasmus vergessen, wie angegriffen und erschöpft sie sein müsse. Sagen Sie ihr das genau so, wie ich Ihnen sage. Und dann, ich bitte Sie, dann unterhandeln Sie mit der Signora, sagen Sie ihr, ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie auch in der nächsten Wintersaison zu uns zurückkehren möge. Unterhandeln Sie also

mit ihr, erfüllen Sie alle ihre Bedingungen, gewähren Sei jede ihrer Forderungen."

„Wie hoch darf ich in Betreff der Gage gehen?" fragte die Excellenz tief geneigt.

„Wie hoch? Ich sage Ihnen ja, gewähren Sie alle Bedingungen der Signora, das heißt, gewähren Sie ihr jede Gage, die sie fordern kann. Was weiß ich, zwei Mal hundert tausend oder drei hundert tausend Gulden für die Saison."

Der Intendant schreckt zusammen und blickt ganz entsetzt in das Antlitz des jungen Königs. Seine Majestät gewahrt es.

„Sie sehen mich erschrocken an, Sie wollen mir vielleicht sagen, daß zwei Mal hundert tausend Gulden mehr ist, als ein Minister bei mir Gehalt bekommt. Ja, so sagte auch einst die Kaiserin Katharina von Rußland zu der großen Sängerin Gabrieli, aber sie antwortete darauf: „So lassen Euer Majestät doch Ihre Minister singen." Und sie hatte Recht, die Gabrieli. Sängerinnen sind seltene Paradiesvögel und man kann sie niemals zu hoch belohnen, wenn sie wirkliche Sängerinnen sind. Das heißt, wenn der Genius sie gesegnet hat, daß sie nicht blos mit den Lippen und mit der Kehle singen, sondern mit der Seele und dem Herzen. Solches aber thut die Signora Giulietta.

Also kann sie nicht gemessen werden nach irgend anderen menschlichen Ansichten. Bewilligen Sie der Sängerin jede Gage, die sie fordern möchte. Was ist das für ein furchtbares Getöse und Geschrei da draußen?" unterbrach sich der König, indem er horchend das Haupt emporhob.

„Majestät," erwiderte der Intendant achselzuckend, „es ist das Publikum, welches, wie es scheint, toll geworden ist und die Sängerin bei ihrem Heraustreten aus dem Opernhause empfängt."

„Sagen Sie lieber, es ist das Publikum, welches sehr vernünftig ist und die Kunst ehrt, wie es einem kunstgebildeten Publikum ziemt," sagte der König lächelnd. —

Ja es ist das Publikum, welches die Signora Giulietta an der kleinen Pforte, durch welche sie das Opernhaus verlassen muß, erwartet hatte. Es begrüßt sie mit donnerndem Applaus, es trägt sie zu ihrem Wagen, es spannt in seinem wilden Enthusiasmus die Pferde aus und fährt die Sängerin durch die Straßen dahin. Es schreit dann, als es Giulietta endlich gelungen, durch die Massen des Volks in's Hotel zu gelangen, es schreit dann so lange und so stürmisch ihren Namen, bis endlich die Signora auf dem Balkon erscheint und mit dem

Taschentuch durch die Dunkelheit den tausend und tausend Menschen, die da dicht gedrängt bei einander stehen, ihre Grüße herunterwinkt.

„Hier bleiben! Hier bleiben!“ tönt es im vielhundertstimmigen Chor und „Singen! Singen!“ ruft eine andere Stimme.

Sie hebt ihr Tuch empor und macht ein Zeichen, und es scheint, das Publikum verstehe, was sie sagen will, denn es verstummt auf einmal und eine tiefe, athemlose Stille tritt ein. Weit über den Platz hin schallt dann die mächtige, volle, glockenreine Stimme der Sängerin. Sie ist selbst begeistert, hingerissen, denn sie singt das Lied, welches sie seit jenem Tage, da sie es ihrem Vater gesungen, nicht wieder hat ertönen lassen.

„Jo ti lascio, o caro addio!“

Jetzt kann sie es singen, denn sie kehrt zurück: „Jo ti lascio o caro addio!“ Sie achtet garnicht darauf, daß, nachdem sie schweigt, das Publikum einen unermeßlichen Jubel erhebt und sie preist und ihr dankt.

Sie tritt zurück in ihr Gemach, das Antlitz strahlend von heiliger Begeisterung, die großen schwarzen Augen von Thränen verdunkelt. Während sie sang, ist die Erinnerung an die Vergangenheit wieder mächtig in ihr aufgetönt, sie hat im Geiste

wieder das kleine, grün bewachsene Haus gesehen, in welchem sie einst so glückliche Tage verlebt! Sie hat im Geiste noch ein anderes Angesicht gesehen, und die Erinnerung an dasselbe hat ihr die Thränen in die Augen getrieben.

„Hier bleiben! Hier bleiben!“ tönt es eben wieder so laut und stürmisch herauf, daß die Fenster klirren von dem lauten Rufen. Sie hört's und schüttelt langsam das Haupt.

„Ich wollte, ich könnte es,“ sagt sie leise zu sich selbst. „Es wäre mir besser, ich könnte bleiben, aber es zieht mich fort! Ich muß zurück, ich muß ihn wiedersehen.“

Sie sprang auf, indem sie das sagte und ging mit hastigen Schritten in dem einsamen Gemach auf und ab. Die Kerzen, welche in den schweren, silbernen Armleuchtern auf dem Tische standen, warfen den langen Schatten ihrer Gestalt über die Wand hin, und ihr Schatten wandelte mit ihr auf und ab! Der einzige Begleiter ihrer Einsamkeit, der Schatten ihrer selbst und in ihrer Seele waren die Schatten ihrer Erinnerungen! Sie trat zu ihrem Schreibtisch und nahm den Brief wieder hervor, den letzten Brief, den sie von ihrem Vater erhalten. Sie las ihn wieder und immer wieder,

denn es war zum ersten Mal, daß sie Kunde von Ihm erhalten.

Ein Jahr, ein ganzes Jahr hatte sie geschwiegen und nicht gefragt und auch keine Kunde erhalten. Aber zuletzt hatte ihr Herz es nicht mehr ertragen können, und sie hatte endlich ihren Vater gebeten, ihr Nachricht zu geben von dem Marchese, ehrliche, offene Nachricht! Ob er glücklich sei, ob die Gräfin Aurelia noch immer bei ihm wohne, ob ihr Vater ihn niemals gesehen?

Und der alte Leonardo hatte seiner Tochter genaue Auskunft ertheilt. Er hatte ihr geschrieben, daß er den Marchese wohl niemals gesprochen, aber oft gesehen habe, weil er gar oft drunten in der Marmorhalle dem Hause gegenüber stehe und mit sehnsüchtigen Blicken hinüberschaue.

Er hatte ihr auch erzählt, wie bleich und leidend er aussehe, er hatte ihr nichts verhehlt. Er hatte ihr auch gesagt, daß der Marchese das Aussehen eines traurigen, unglücklichen Mannes habe, daß er einsam in seinem Schlosse lebe, während die Gräfin Aurelia, die noch immer im Schlosse wohnte, in Lust und Freude, umgeben von einer Schaar Cavaliere die Tage dahinlebe, doch daß man selten den Herrn des Schlosses, den Marchese, an ihrer Seite erblicke.

Sie hat diesen Brief schon oft gelesen und liest ihn doch jetzt wieder und kann nicht müde werden, die traurige Erzählung sich zu wiederholen. Er ist krank, er leidet und sie fühlt und weiß: es ist die Reue, es sind die Erinnerungen, welche ihn krank gemacht und an denen er leidet. Und wenn er nun stirbt, und wenn sie ihn nicht wiedersehen sollte?

Nein, nein, sie muß fort, muß zu ihm zurückkehren!

Ruhelos verbringt sie die ganze Nacht auf ihrem Lager; ihre Gedanken lassen sie nicht schlafen, die Sehnsucht, der Schmerz halten sie wach. Früh am andern Morgen erhebt sie sich und im leichten Negligé begiebt sie sich in ihr Wohngemach. Die Kammerfrau, welche dort vielleicht mit dem Ordnen des Zimmers beschäftigt war, erschrickt, als sie ihre Herrin eintreten sieht und läßt hastig die Portière niedergleiten, welche in den kleinen Empfangssaal führt.

Giulietta achtet nicht darauf, sie ist so sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und mit dem Entschluß, welchen sie in dieser Nacht gefaßt hat.

„Liebe Ernestina," sagt sie mit sanfter Stimme, indem sie sich auf den Divan niedergleiten läßt, „liebe Ernestina, ich bitte Sie, beeilen Sie sich

heute recht sehr mit allen Vorbereitungen zu unserer Abreise. Wir müssen morgen früh abreisen. Morgen früh, hören Sie! Richten Sie Alles dazu her, daß wir nicht einen Tag, nicht eine Stunde länger hier sein brauchen."

„Gewiß, Signora, ich werde mich beeilen," erwidert die Kammerfrau. „Es soll Alles bereit sein, damit Sie morgen reisen können."

„Ich rechne auf Sie, liebe Ernestina, und nun bitte, lassen Sie mich meine Chocolade haben!"

Die Kammerfrau verneigt sich und geht nach der Thüre hin, aber bleibt dann zögernd neben derselben stehen.

„Nun," sagt Giulietta verwundert, „was ist es? Sie haben mir noch Etwas zu sagen?"

„Ja, Ihro Gnaden, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen," erwiderte sie mit beklommenem Ton, indem sie näher schreitet und im Vorübergehen einen hastigen Blick nach der Portière hinwirft.

„Was ist es?" sagte sie.

„Gnädiges Fräulein, es war heute Morgen Jemand hier, der Sie zu sprechen wünschte."

„Wie, heute Morgen schon," fragt Giulietta erstaunt, „zu so früher Zeit? Wer war es denn? Wie nannte er sich?"

„Gnädiges Fräulein, es war ein alter Herr mit weißem Haar."

„Mein Vater," ruft Giulietta mit lauter Stimme. „Wo ist er? Es kann Niemand anders sein, als mein Vater."

„Recht gerathen, meine Tochter," ruft es drinnen. Der alte Leonardo tritt aus der Portière hervor und stürzt seiner Tochter mit ausgebreiteten Armen entgegen. Sie aber, die sonst so zärtliche Tochter, sie wirft sich nicht in ihres Vaters Arme, sondern schaut ihn an mit entsetztem, fragendem Blick.

„Vater, Du kommst hierher? Das hat Etwas zu bedeuten, etwas Furchtbares."

„Und was denn, meine Tochter?" fragt er lächelnd.

„Ich will es Dir sagen, Vater, es hat zu bedeuten, daß Giulio krank ist."

„Nun ja, meine Tochter, es ist wahr, er ist krank, sehr krank."

„Das heißt, er ist gestorben," unterbricht sie ihn. „Du wagst es nicht, mich anzusehen? Nicht wahr, Giulio ist gestorben, und ich soll ihn niemals wiedersehen, niemals wieder —"

„Du hast ihn also noch immer lieb?" fragt ihr Vater mit dringender Stimme. „Du hast ihn nicht vergessen, den bösen, treulosen Mann, der

Dich verließ, Dich, sein angetrautes Weib verließ, um einer Andern willen? Du hast ihm vergeben?“

„Still, kein Wort weiter, mein Vater, ich habe ihm vergeben, und ich will's Dir bekennen, ich habe ihn immer noch geliebt, denn die Liebe verzeiht Alles —.“ Auf einmal bleibt sie wie erstarrt mitten im Gemach stehen, denn da drüben hat die Portière sich wieder geöffnet und in derselben erscheint eine hohe Männergestalt! Die großen braunen Augen schauen zu ihr hinüber, und die Arme heben sich nach ihr hin.

Sie steht gleich einer Statue erstarrt und blickt hin nach ihm, und dann, dann mit einem einzigen lauten Schrei stürzt sie vorwärts! Sie halten sich umschlungen und ruhen Herz an Herz, und der alte Leonardo steht neben ihnen und legt seine Hand auf sein Haupt und auf das ihre.

„Gesegnet seid Ihr, meine Kinder! Ich wußte, was ich that, als ich ihn zu Dir brachte! Ich wußte, daß Giulietta's Herz so stark ist und so felsenfest in Liebe, daß sie verzeihen konnte. Sie ist die echte Tochter ihrer theuren Mutter und ihre Mutter ist jetzt bei uns und schaut zu Euch hernieder und spricht mit mir das Wort der Vergebung und der Versöhnung. Du darfst ihm vergeben, Giulietta, denn er hat viel gelitten, Du darfst Dich

wieder an sein Herz lehnen, denn er ist einsam und keine Andere nimmt mehr die Stelle neben ihm ein, die Stelle, welche Dir gebührt!"

Sie hebt ihr vor Thränen überfluthetes, ihr selig lächelndes Angesicht auf von der Brust des Gatten und schaut ihn an.

„Ist es wahr? Wir sind nicht mehr getrennt."

Er sagt kein Wort, er sinkt nur vor ihr nieder und umfaßt ihre Kniee und birgt sein Haupt an ihren Gewändern und weint bitterlich, weint aus Reue, aus Schmerz und aus seliger Lust.

Eine Stunde später kommt der Intendant mit der Botschaft von Seiner Majestät dem Könige, und er ist ganz verwundert, die Signora, welche er bis jetzt immer so ernst und stolz, so hoheitsvoll gesehen, jetzt mit strahlendem Angesicht, einem glückseligen Lächeln auf den Lippen, zu erblicken. Er ist auch ganz verwundert, in ihrem Gemach zwei fremde Herren zu finden.

Zwei Herren bei der Signora, deren Tugend und Sittsamkeit das Tagesgespräch gewesen, und welcher man den Namen „die Vestalin" gegeben um ihrer Unnahbarkeit willen.

Sie versteht seinen erstaunten und fragenden Blick, und das Lächeln auf ihren Lippen wird sonniger und heller.

„Excellenz ich erlaube mir, Ihnen meinen Vater vorzustellen, den Sänger Leonardo und meinen Gemahl, den Marcheſe Bentivoglio.“

Excellenz verneigt ſich tief und murmelt einige Worte des Erſtaunens.

„Sie ſind vermählt, Signora? Niemand hat das gewußt.“

„Nein,“ ſagt ſie und ihre freudig glänzenden Augen ſchauen den bleichen Gemahl mit zärtlichen Blicken an. „Nein, Niemand hat das gewußt; mein Gemahl war lange verreiſt, und ich benutzte ſeine Abweſenheit, um meinen glühenden Wunſch, vor dem Publikum zu ſingen, zur Ausführung zu bringen. Jetzt iſt er zurückgekehrt, und ich weiß, daß nur bei ihm meine Heimath iſt und mein Glück. Darum, Excellenz, werde ich nicht mehr Sängerin bleiben. Das heißt Sängerin wohl, mein Glück will ich ausſingen und meine Lebensluſt, aber nur mein Vater und mein Gemahl ſollen mich fortan noch ſingen hören.“

„Das iſt ein unerſetzlicher Verluſt für uns und für das Publikum. Seine Majeſtät wird ſehr betrübt ſein, dies zu hören. Es bleibt alſo im vollen Ernſt dabei, Signora? Nicht ein einziges Mal wollen Sie mehr ſingen?“

„Nicht ein einziges Mal! Doch nein, ich bin

heute so glücklich, so selig, daß ich auch gern Anderen Glück bereiten möchte. Ich will singen, Excellenz, ich will noch einmal singen. Ich will Abschied nehmen von Ihrem Publikum in der Rolle der Norma. Das heißt unter der Bedingung, daß Sie mir die ganze Einnahme des Abends bewilligen wollen ohne Abzug der Kosten! Und wir nehmen doppelte Preise, Excellenz, und die ganze Einnahme des Abends bestimme ich für die Armen der Stadt."

„Das ist wahrlich ein königliches Geschenk," ruft die Excellenz erstaunt, „das Publikum wird außer sich sein vor Entzücken, wenn es diese große That der Signora erfährt."

„Darum bitte ich Euer Excellenz, dem Publikum nichts davon zu sagen," ruft sie rasch. „Sie sollen mich um meiner selbst willen ein wenig feiern und bewundern, nicht um des elenden Geldes willen, welches ich den Armen bewillige. Also, Herr Intendant, die „Norma" will ich singen."

„Ja die „Norma" will ich singen," sagt Giulietta zu ihrem Vater und dem Marchese, als der Intendant sie verlassen hat. „Doch ich fürchte, mein Vater, Du wirst nicht zufrieden sein mit meiner Vorstellung, und ich sage es Dir zuvor, Norma wird nicht mit ihrem Sever den Holzstoß

besteigen, um im Feuer zu enden. Norma kehrt heim mit ihm in das Paradies des Friedens und der Unschuld. Adalgisa trennt sie nicht mehr und Norma herrscht wieder in dem Herzen ihres theuren, ihres angebeteten Sever. Nicht wahr, Giulio, Norma hat gesiegt?"

„Sage vielmehr, Norma ist nie besiegt worden, und der unselige Sever ist nicht reuevoll bloß, sondern selig und mit erneuerter Liebe und Bewunderung zurückgekehrt zu seiner Norma!"

Sie hat gesungen, sie hat noch einmal einen glänzenden Triumph gefeiert. Das Publikum hat ihr entgegengejauchzt, hat sie mit Kränzen, mit Blumen, mit Geschenken überhäuft.

Doch sie hat nur gesungen für die Beiden, welche da im Hintergrunde der Loge dicht neben der Bühne saßen! Für ihren Sever hat Norma gesungen und für ihren Vater Orovist, der nicht nöthig gehabt, sie zu tödten, zu verdammen, sondern der das neue Leben und das neue Glück ihr zugeführt. Und nun ist der Tag der Abreise gekommen. Giulietta jauchzt ihm entgegen, sie konnte den Tag kaum erwarten, an dem sie endlich sich auf die Reise begeben.

Aber der Marchese zögert und Giulietta sieht

es jetzt mit bangem Herzen, wie traurig und wie leidend er immer noch erscheint.

Die ersten zwei Tage hat das Glück ihn wie mit einem rosigen Sonnenglanz überstrahlt, und seine Wangen waren sanft geröthet, sein Auge strahlte und ein Lächeln schwebte stets auf seinen Lippen. Aber es ist doch zuweilen ein so trauriges, banges Lächeln, und jedesmal, wenn die Thüre sich öffnet, schrickt er zusammen und schaut mit einem Ausdruck von Entsetzen nach dieser Thüre hin.

Giulietta hat das Alles bemerkt und fragt sich heimlich und in der Stille, was das zu bedeuten habe und fragt darnach auch ihren Vater.

„Lasse ihn, Giulietta, gönne ihm Zeit, zu genesen," sagt der alte Leonardo, „er ist krank, er hat furchtbar gelitten, und seine Nerven scheinen mir tief erschüttert. Aber das Glück ist der beste Doctor, es verschreibt die besten Arzeneien und es wird ihm bald Genesung bringen. Störe ihn nicht mit Fragen und Forschungen, meine Tochter; gönne ihm Zeit, zu genesen."

Sie haben das Beide leise mit einander gesprochen, in der Fensternische, wohin ihr Vater sie zu sich gewinkt hat, während der Marchese in Gedanken versunken, wie es scheint, auf dem Divan lehnt und hinstarrt auf die Zeitung, die er in

der Hand hält, ohne sie zu lesen. Wieder schrickt er zusammen, als die Thür jetzt sich öffnet und starrt dem Diener entgegen, welcher durch das Gemach heranschreitet, gerade zu ihm hin, ihm eine Karte darreichend.

„Euer Gnaden, dieser Herr wünscht Sie sogleich zu sprechen.“

Giulietta sieht, wie eine Pupurröthe und dann eine Leichenbläße über die Wangen ihres Gemahls hinfliegt.

Sie stürzt zu ihm hin und fragt ihn mit hastigen, ängstlichen Worten, wer ihn zu sprechen begehre?

Er reicht ihr die Karte dar.

Und jetzt versteht sie und begreift sie Alles: „Graf Konrad von Harbaschic“ steht auf der Karte geschrieben.

„Was will er von Dir?“ fragt sie entsetzt. „Es ist der Gemahl der Gräfin Aurelia?“

Er nickt leise.

„Und er kommt, Dich zu sehen? Was will er von Dir?“

„Nichts, nichts,“ sagte er leise abwehrend.

Sie starrt ihm in's Angesicht und der Instinkt der Liebe kündet ihr einen Theil der Wahrheit.

„Du weißt, was er will! Er kommt, um Dich zur Rechenschaft zu ziehen!“

„Nein, gewiß nicht, nein, Du irrst. Aber laß mich, ich muß ihn sehen.“

„Nein, Du sollst ihn nicht sehen,“ ruft sie leidenschaftlich, „Du sollst ihn nicht sehen, Du wirst ihn nicht annehmen! Du wirst nicht zu dem Grafen gehen, sondern ich will ihn sprechen!“

„Nein,“ antwortet der Marchese und richtet sich stolz auf, „Niemand wird zu ihm gehen, als ich allein. Was wir zu reden haben, der Graf und ich, das darf nur Gott hören. Ich muß gehen, es ist mein Schicksal, das mich ruft. Es ist meine Ehre, die mir befiehlt, zu gehen. Frage nicht weiter, Giulietta, sondern beuge Dich dem Schicksal, wie ich es thue! Ich weiß, was Graf Harbaschic von mir begehren will, er hat ein Recht dazu. Weine nicht, Giulietta, die Stunde der Entscheidung ist da. Wenn Du willst, so kniee nieder und bete für mich und lebe wohl.“

Er weist sie hastig mit der Hand zurück und tritt ein in den anderen Salon, die Thür zuschließend und den Riegel vorschiebend.

Da stehen sie sich gegenüber, die Beiden, die so lange getrennt gewesen in Haß und Zorn, da stehen sie sich gegenüber und schauen einander an,

und ein Ausdruck tiefen, schmerzlichen Mitleids fliegt über das stolze, jugendkräftige Angesicht Konrads hin, als er den Freund vergangener Tage, den gehaßten Feind jetzt so bleich, so zusammengefallen sich gegenüber stehen sieht.

Der Marchese hat ihn nicht angeschaut; er steht da, wie ein Verurtheilter vor seinem Richter, mit gesenktem Haupt, mit niedergeschlagenem Blick. Jetzt tönt eine tiefe, bewegte Stimme an sein Ohr und diese Stimme macht ihn erbeben, denn es ist die Stimme eines Mannes, den er verrathen, des Freundes, den er betrogen hat.

„Schaue mich an, Giulio," sagt diese Stimme. „Einst liebten wir uns und nannten uns Brüder! Gedenke daran allein, nicht an alle die schlimmen und bösen Tage, welche den Tagen der Freundschaft folgten. Der Tod versöhnt und die Liebe tödtet den Haß und die Rache. Du hast mich gerufen, Giulio, Du siehst, ich bin Deinem Rufe gefolgt."

„Und ich hoffe, Sie sind gekommen, um mich endlich zu erlösen," sagt der Marchese mit hastiger, leiser Stimme. „Ich habe viel gelitten, ich habe schwer bereut und gebüßt."

„Und jetzt sollst Du wieder glücklich sein," sagte Konrad, ihm beide Hände auf die Schultern

legend. „Schaue mich doch an, Giulio, sieht so ein Mensch aus, welcher kommt, das Leben seines einstigen Freundes von ihm zu fordern? Sieht so ein Mörder aus, welcher sein Schlachtopfer tödten und vernichten will? Sieh mich an, Giulio. Aurelia, die Unglückselige, welche uns Beide von einander trennte, Aurelia ist heimgegangen zu Gott und es ziemt den Menschen nicht, zu richten über die Todten. Sprechen wir nicht mehr von ihr."

„Sie bat in ihrer Sterbestunde, daß ich ihren Gemahl um Vergebung bitten solle, und —"

„Und ihr ist vergeben," fügte Konrad rasch hinzu. „Möge Gott ihr vergeben und möge sie Ruhe finden im Grabe. Ihr ist vergeben, mehr als das, wir wollen sie Beide segnen, denn aus dem Haß und dem Zorn ist die Liebe wieder aufgeblüht und ich sagte es Dir schon: der Tod versöhnt und gleicht aus. Aurelia ist todt und Du bist frei und ich gleich Dir. Wir dürfen nun Beide einer heiligen und reinen Liebe uns wieder hingeben. Wir sind keine Verbrecher mehr, wenn wir uns bekennen zu der Liebe, welche ein anderes Weib uns eingeflößt. So gehe denn, Giulio, gehe hin zu Deiner angebeteten Frau und sei glücklich und mache glücklich. Giulio, Du siehst es wohl, die alte Freundschaft ist in mir wieder aufgeblüht und

sie spricht zu Dir mit demselben Vertrauen früherer Tage. Auch ich will hingehen, mir das Glück zu suchen und selig sein im Besitz einer geliebten Frau. Der Haß und die Rache sind ausgelöscht, komm nun wieder an mein Herz, mein Freund, mein Bruder. Der Tod hat versöhnt und die Liebe hat den Haß getödtet."

XVI.

In St. Cloud und in Ems.

Sie haben es endlich erreicht! Der Vorwand zu einem Kriege mit Preußen ist endlich gefunden, und der Herzog von Gramont, welcher zum Minister des Auswärtigen von dem Kaiser der Franzosen ernannt ist, der wird jetzt endlich das Wort erfüllen, welches er dem Grafen Matthias, und welches er allen seinen Freunden und Vertrauten so oft wiederholt hat: Er wird für Frankreich, ja für ganz Europa seine Revanche nehmen an Preußen.

Es ist beschlossene Sache und Niemand zweifelt nun noch, daß es gelingen wird, daß Frankreich, das stets siegreiche, seine Rache nehmen wird.

Rache wofür?

Für die inneren zerrütteten Verhältnisse Frankreichs, für die Erniedrigungen, welche es in den

Kabinetten und Regierungen der Völker überall erfahren, für die Entsittlichung, welche das Kaiserreich in Frankreich und von Frankreich aus über ganz Europa gebracht? Für die geistige Niederlage, welche es erlitten durch die geistige Erhebung Preußens? Für die großen und herrlichen Hoffnungen, welche ganz Deutschland im Hinblick auf die Zukunft hegt; für den Nordbund, der die deutschen Fürsten des Nordens geeinigt hat mit Preußen? Für all' die großen Dinge, welche schon geschehen, für all' die großen Dinge, welche noch geschehen könnten, will Frankreich Rache nehmen an Preußen! —

Sein Verhängniß reißt es fort und es wird wieder geschehen, wie es den Ehrgeizigen und den von Hochmuth Betäubten so oft geschieht, es wird sich wieder erfüllen das Wort, welches Tacitus gesprochen: „Diejenigen, welche die Götter verderben wollen, strafen sie zuerst mit Blindheit!" Ja, mit Blindheit sind sie gestraft, diese Politiker des französischen Kaiserreichs; mit Blindheit ist die Kaiserin gestraft, welche jetzt, da die Tage der ersten Jugendblüthe, die Tage der Liebe, der Leidenschaft und des üppigen Lebens verblüht sind, sich mit der vollen Energie ihres Wesens der Politik ergeben hat und die, indem sie selbst zu handeln glaubt,

nicht weiß, daß sie nur ein Werkzeug Anderer ist: ein Werkzeug des Herzogs Gramont und des Ministers Ollivier, ein Werkzeug vor allen Dingen der Hofpfaffen und der Geistlichen, denn es ist ihnen gelungen, die Kaiserin zu ihrer Bundesgenossin zu machen. Sie haben das Herz und den Kopf der Kaiserin bearbeitet und eingenommen für sich und ihre Pläne. Das Herz, indem sie der Kaiserin sagen: „Ein großer Sieg über Preußen, und Frankreich steht wieder an der Spitze der Begebenheiten. Und Frankreich wird den Thron Spaniens wieder herstellen, und wird auf demselben wieder die legitime Königin und ihren legitimen Sohn, den Prinzen von Asturien setzen.“ Den Kopf, indem sie ihr sagen: „nur die Religion ist im Stande, Europa den Frieden dauernd wiederzugeben. Frankreich muß kämpfen, nicht bloß für sich und seine Krone, Frankreich muß kämpfen für den Glauben, für die Religion, für den Papst. Denn der Papst ist bedroht in allen seinen Rechten, und wenn Frankreich ihm nicht beisteht, wird es diesem Victor Emanuel, wird es dem protestantischen Preußen gelingen, den Papst zu stürzen und ihn heraus zu treiben in die Wüste des Daseins.“

Welch' eine edle Mission für Frankreich, die Ruhe wieder herzustellen, die Monarchieen, welche

man stürzen will, zu befestigen und endlich den Glauben wieder aufzurichten und den Thron des Papstes festzustellen, auf daß er wieder sei: der Fels Petri.

Und diese Mission, die soll die Kaiserin Eugenie, die Spanierin, helfen zu erfüllen und zur Ausführung zu bringen. — Die Spanierin in der Kaiserin hatte sich zornig aufgebäumt, daß Spanien, ihr Heimathland, welches die Königin Isabella, die geliebte Souveränin, die einstige Freundin der Gräfin von Montijo und Theba gestürzt hat, jetzt einen deutschen Prinzen zu seinem König erwählen wollte, und in flammendem Zorn hat sie es allen ihren Getreuen, hat sie es dem Kaiser wiederholt, „niemals, niemals dürfe das geschehen."

Darauf haben sie gerechnet, diese beiden Männer, welche jetzt die Rathgeber des Kaisers sind; der Herzog von Gramont mit dem „hohlen Kopfe," und Emil Ollivier, der Mann mit dem „leichten Herzen."

Diese Candidatur des deutschen Prinzen von Hohenzollern, die wird ihnen endlich den schon so oft gesuchten und immer wieder verlorenen Vorwand zu einem Kriege geben.

Sie hofften es damals schon bei der Luxemburger Frage. Sie hatten seitdem auf manche

Weise wieder gesucht, Preußen aufzustacheln und Preußen zu einem Kriege zu verleiten. Es ist immer vergeblich gewesen; alle ihre Bemühungen sind abgeglitten an der kalten Ruhe des Grafen von Bismarck, an der Leutseligkeit des Königs von Preußen. Aber jetzt ist der Vorwand da und man wird ihn benutzen und man wird Preußen so entgegentreten, daß es nicht mehr ausweichen, nicht auf einem Seitenwege mehr sich abwenden, sondern vorwärts schreiten muß, dem unvermeidlichen Krieg entgegen.

„Denn der Krieg," so sagen die Hofpolitiker in den Tuilerien und in St. Cloud, „der Krieg bedeutet den Frieden der Zukunft. Eine einzige, glänzende Niederlage, und Preußen wird sich wieder demüthig in seine Rolle fügen, in die zweite Rolle, und Frankreich wird wieder an die Spitze aller Angelegenheiten treten. Ein einziger Sieg über Preußen und die Ehre Frankreichs strahlt wieder in hellem Ruhm und die Gloire ist gerettet!"

Niemand zweifelt daran, daß ein Krieg mit Preußen zugleich ein Sieg für Frankreich heißt. Die alten, großen Traditionen leben wieder auf. Man gedenkt wieder der Tage, da Napoleon der Erste einzog in Berlin und da das Königspaar und das ganze Land sich in den Staub beugte.

Was der Onkel gethan, das wird jetzt auch dem Neffen gelingen!

„Nach Berlin! Nach Berlin!“ so schreit es auf den Straßen in Paris. „Nach Berlin! Nach Berlin!“ jubelt es auf allen Gassen, heult es auf den Boulevards, jauchzt es in den Clubs der Internationalen, schreit und donnert es in der Deputirtenkammer: „Nach Berlin!“

Und der Herzog von Gramont nickt den Deputirten zu und sagt es ihnen laut: „Wir sind von Preußen tödtlich beleidigt worden, und wir werden diese Beleidigung rächen an Preußen!“

Nur Einer zaudert noch, ein Einziger!

Das ist der Kaiser Napoleon. Er gedenkt auch vergangener Zeiten; er gedenkt auch der Triumphe seines Oheims, des großen Napoleons, — aber auch seiner Niederlagen. Er erinnert sich, daß auf das Jahr des stolzen Triumphes, auf das Jahr 1806, wo Napoleon seinen feierlichen Triumph-einzug in Berlin hielt, wo er von dem Grabe Friedrichs des Großen sein Schwert genommen, ein anderes Jahr gefolgt ist, das Jahr 1814!

Er erinnert sich, daß damals der König Friedrich Wilhelm III., der einst Gebeugte, als Triumphator eingezogen ist mit den Alliirten in Paris. Er er-innert sich, daß er das Schwert Friedrichs des

Großen sich heimgeholt hat und daß er seine Rache genommen für das, was Frankreich Preußen angethan. Er gedenkt auch der furchtbaren Stunde, in welcher die stolze, schöne Königin Louise sich beugen mußte vor dem Triumphator. Und er weiß: es gleichen sich die Schicksale nicht im Kleinen, aber im Großen.

Er glaubt nicht mehr an die Sterne, welche über ihm leuchten, er hat die Kühnheit, zu zweifeln; er hat sich erinnert, daß er die stolze Siegesbahn seines Oheims für sich erneuert hat, und daß jetzt auch für ihn die Tage gekommen sein mögen, wo seine Sonne untergegangen, wo seine Sterne erblassen, und wo es für ihn ein anderes Waterloo geben kann.

Er ist der Einzige, welcher nicht in Unwissenheit und Selbstüberschätzung Preußen, welches man bekämpfen will, für schwach und leicht besiegbar hält. Er hat einen der befähigtesten Männer seiner Umgebung abgeschickt nach Preußen und der hat seine Studien dort machen und ihm Bericht erstatten müssen über Alles, was er sieht und hört, und diese Studien sind zum Nachtheile für Frankreich ausgefallen. Der Vergleich der wahren Streitkräfte Frankreichs und Deutschlands hat ergeben, daß Deutschland sich in einer außerordentlichen Ueberlegenheit in Hinsicht seiner Armeen befindet.

Der Kaiser hat diesen Bericht seines Vertrauten, des Obersten Stoffel, für sich und einige seiner Generale drucken lassen. Er hat manche Stunden gebrütet über dieser Lectüre und hat sie wieder und immer wieder gelesen, und hat es sich tief in die Seele geprägt, daß Deutschland jetzt seinem Frankreich überlegen ist.

Einmal, während er in der verhängnißvollen Broschüre las, hat er die Feder genommen und mit zitternder Hand an die Seite der Druckschrift geschrieben: „Die Kräfte Deutschlands sind beinahe dreimal so groß, als die unseren.“ Und wie er das geschrieben, da haben ihn seine eigenen Worte so grauenvoll angestiert, daß er für sich selber nach einem Trost, nach einer Ermuthigung hat suchen müssen. Und er hat wieder die Feder genommen und weiter unten mit fast unleserlicher Schrift hinzugefügt: „Doch unsere Mitrailleusen werden das Gleichgewicht wieder herstellen.“*)

Ja, er hofft auf die Mitrailleusen, auf seine Erfindung, auf dieses Mordwerkzeug, welches aussieht wie ein lächerliches Spielzeug, wie ein riesengroßer Cigarrenkasten und welches den Tod mit unwiderstehlicher Gewalt hineinschleudern soll in die Reihen seiner Feinde.

*) Siehe: „Le dernier Napoléon.“ Seite 353.

Er hofft auf die Mitrailleusen und dennoch schaudert der Kaiser, und dennoch hofft er ganz leise in seinem Herzen: Preußen werde die letzte stolze Forderung, welche Frankreich ihm durch den Herzog von Gramont gestellt, erfüllen: es werde nachgeben, und den Prinzen von Hohenzollern zwingen, seiner Candidatur auf die spanische Krone zu entsagen.

Es scheint auch wirklich, als ob diese seine Hoffnung sich verwirklichen solle. Denn am 13. Juli 1870 kommt in St. Cloud, wohin der Kaiser mit seinem Hofe sich begeben, eine Depesche aus Spanien an, und diese meldet dem Kaiser der Franzosen, daß der Fürst Anton von Hohenzollern im Namen seines Sohnes die Anzeige gemacht, der Prinz Leopold, sein Sohn, entsage der Candidatur auf den spanischen Thron.

Der Herzog von Gramont ist selbst nach St. Cloud gekommen, Sr. Majestät dies Telegramm zu übergeben; mit ihm sein Vertrauter und Freund, der Minister Nigra, der auch zugleich der Freund und Vertraute der Kaiserin Eugenie ist. Mit der Kaiserin zugleich haben sie sich in das Kabinet des Kaisers begeben, und die Kaiserin hat es übernommen, Seiner Majestät die Depesche selbst zu übergeben.

Es herrscht in dem Gemach eine tiefe, bange Stille; Niemand wagt es, das Wort zu ergreifen, da der Kaiser schweigt. Er hat das Telegramm geöffnet und liest es, das Papier knittert in seiner zitternden Hand, und dies ist das einzige Geräusch, welches die Stille unterbricht.

Sie wissen Alle, was dieses Telegramm enthält, und doch schauen sie Alle mit fragendem Blick auf den Kaiser hin. Die Kaiserin Eugenie allein scheint ruhig und gefaßt; sie spricht leise zuweilen einige Worte mit Nigra und wirft dann und wann einen spähenden, hastigen Blick hinüber nach dem Kaiser.

Er sitzt noch immer bewegungslos da und starrt auf die Depesche, welche er noch immer in der Hand hält. Seine Mienen sind so ausdruckslos und geheimnißvoll schweigend, wie sie es immer zu sein pflegen; seine Augen starren mit einem gedankenvollen Ausdruck bald auf die Depesche, bald gerade vor sich hin. Einmal trifft dieser gedankenvolle Blick ganz zufällig das Angesicht des Mannes mit dem „hohlen Kopf", das Angesicht des Herzogs von Gramont. Der hielt es vielleicht für eine Aufforderung, zu sprechen und öffnete schon den Mund, da winkt ihm der Kaiser mit einer Handbewegung, zu schweigen. — Alles wird wieder still, Niemand wagt es, dieses furchtbare

Schweigen zu stören, dieses Schweigen, welches in seinem Gefolge den Donner der Kanonen und das Schmettern der Kriegsfanfaren haben wird. Denn es ist ja der Krieg, welchen der Herr und Gebieter zu dieser Stunde in seinem hohen und erhabenen Geiste überlegt.

Es kann nicht, es darf nicht der Friede sein!

Noch ist es still, aber wenn der Kaiser gesprochen hat, dann werden die Kanonen donnern und durch ganz Europa wird es schallen und jammern: „Krieg, Krieg!“

Aber der Kaiser spricht immer noch nicht; er starrt noch immer bewegungslos in das Leere. Die Uhr auf dem Aufsatz des Tisches schwingt ihren Pendel langsam hin und her, und langsam bewegen die goldenen Zeiger sich weiter, Minute nach Minute vergeht, schon zwanzig Minuten, und dieses Schweigen in des Kaisers Kabinet zu St. Cloud ist noch durch kein lautes Wort unterbrochen.

Da endlich regt sich der stumme Mann und es kommt Bewegung in die starre Gestalt, er wirft ein wenig das Haupt zurück und seine näselnde, eherne Stimme erhebt sich inmitten des tiefen Schweigens.

„Ich habe mich entschlossen,“ sagt er langsam,

jedes Wort schwer betonend, „ich will noch einmal der Welt ein großes Beispiel meiner Mäßigung geben, (je vais encore une fois donner au monde un grand exemple de ma modération).“

Wie er dies gesagt, da springt aus der Fensternische die Kaiserin mit einem einzigen Satz wie eine Tigerkatze zu ihm heran, und wie eine Tigerkatze, die man verletzt und verwundet hat, blitzen ihre Augen in Zorn und Wuth und Schmerz zugleich. Sie reißt dem Kaiser die verhängnißvolle Depesche fort und zerknittert sie und wirft sie zu seinen Füßen nieder.

„Von Deiner Ohnmacht! (de ton evanouissement),“ ruft sie mit schrillender, schneidender Stimme, „ja, von Deiner Ohnmacht willst Du der Welt ein neues Beispiel geben. Aber das soll, das darf nicht sein.“

„Nein, Majestät, es ist jetzt zu spät,“ sagte der Herzog von Gramont. „Euer Majestät können jetzt nur der Welt das Beispiel der Entschlossenheit und Ihres erhabenen Heldenmuthes geben. Zum Frieden ist es zu spät, wir müssen den Krieg haben. Die Leute schreien es auf der Straße, das ganze Volk will den Krieg und zu einem Beispiele der Mäßigung ist es zu spät.“

„Nein, wir wollen und dürfen kein Beispiel

der Mäßigung geben," rief die Kaiserin Eugenie. „Wir wollen und wir müssen der Welt ein Beispiel unseres Heldenmuths, unserer Entschlossenheit geben. Wie? Dieses Preußen sollte über uns triumphiren? Wie? Wir sollten es mit ansehen, daß ein deutscher Prinz auf dem Throne Spaniens sitzt? Wir sollten es dulden, daß man den Papst aus Rom verjagt? Sire, Ihnen hat das Schicksal eine große, eine herrliche Aufgabe zu erfüllen gegeben, und es ist gnädig genug, daß es Sie an Ihre Pflicht erinnert!"

Der Kaiser, welcher jetzt seit lange schon der ergebene Knecht seiner schönen Kaiserin ist, der Kaiser neigt demuthsvoll das Haupt.

„Wohl denn, so sei es! Wir werden ihn haben den Krieg, weil wir müssen! Es sei also: Krieg!"

Und am Abend jubelt und donnert und heult es durch ganz Paris: Nach Berlin! Nach Berlin!

Nach Ems hin, wo der König Wilhelm weilt, ist dieses Kriegsgeschrei noch nicht gedrungen. König Wilhelm hat auch der Welt ein Beispiel seiner Mäßigung geben wollen und er hat den anmaßenden Ansprüchen Frankreichs gegenüber seine milde Ruhe bewahrt.

Er hat dem Grafen Benedetti, welcher zu ihm gekommen, um ihm die Empörung Frankreichs, die

Aufregung in allen Ständen über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern zu schildern, freundlich geantwortet, daß er diese Aufregung von Herzen beklage, und daß es ihm leid thue, Frankreich so in Zorn zu sehen über eine ganz unschuldige Sache, eine Sache, an welcher er wenigstens vollkommen unschuldig sei.

Aber als Graf Benedetti wieder zu ihm kommt, um ihn zu beschwören, daß er die Initiative ergreifen und dem Prinzen von Hohenzollern befehlen möge, der Candidatur auf dem spanischen Throne zu entsagen, da ist das milde Antlitz des Königs doch ein wenig ernster und strenger geworden, und er hat mit ruhiger, aber fester Stimme geantwortet, daß er das nicht zu thun vermöge, weil diese Candidatur eine Familiensache sei und nichts zu thun habe mit den Angelegenheiten des Königs von Preußen. Doch hat er dann freundlich hinzugefügt, daß er nach Sigmaringen telegraphiren und anfragen würde, ob der Prinz von Hohenzollern bei der Candidatur beharre. Und dann am nächsten Morgen hat der König den Grafen Benedetti rufen lassen und mit freundlichem Angesicht hat er ihm die Hand gereicht und ihm die Depesche gezeigt, welche er soeben aus Sigmaringen vom Fürsten Anton von Hohenzollern empfangen.

Der Vater des Prinzen meldete ihm darin, daß sein Sohn der Candidatur entsagt habe.

Graf Benedetti überliest das Telegramm und gedenkt dessen, was ihm soeben aus Paris vom Herzog von Gramont in chiffrirter Depesche gemeldet worden, und welche lautete:

„Nur, wenn der König die Verantwortung für die Entsagung des Prinzen übernimmt, können wir befriedigt sein."

„Nun," fragt der König, ganz erstaunt auf das trübe Angesicht des Grafen Benedetti schauend, „nun, sind Sie noch nicht zufrieden?"

Der Graf zuckt die Achseln und seufzt tief auf.

„Majestät, das kann uns nicht genügen. Wer verbürgt uns denn, daß der Prinz von Hohenzollern nicht wieder zurückkommt auf die Candidatur, wenn der spanische General und der Minister Prim es etwa veranlassen möchten? Wir können uns nur beruhigen und zufrieden geben, wenn Euer Majestät die Gnade haben wollen, mit Ihrer ganzen Autorität einzutreten und uns das Versprechen zu geben, daß im Fall der Prinz von Hohenzollern auf die Candidatur zurückkommen würde, Euer Majestät dies ihm verweisen und es unter keiner Bedingung leiden würden."

Der König schüttelt stolz das Haupt.

„Nein, Herr Graf, ein solches Versprechen kann ich und will ich nicht geben. Es ist unmöglich, ein Versprechen für die Zukunft zu geben. Ich muß mir meinen freien Willen und meine freie Entscheidung für kommende Zustände vorbehalten. Melden Sie das Ihrem Hof."

Graf Benedetti hatte gethan, wie es der König ihm gesagt. Er hat diese Antwort des Königs Wilhelm seinem Hof gemeldet und der Herzog von Gramont hat, wie er sie empfing, mit einem stolzen Lächeln das Haupt geneigt, und „der Mann mit dem leichten Herzen", Emil Ollivier, hat es seinen Freunden gesagt: „Die Entscheidung ist da! Der Krieg ist nun unvermeidlich!"

„Der Krieg ist unvermeidlich!" jubelt es wieder in ganz Paris. „In vierzehn Tagen werden wir in Berlin sein!"

„Wir werden eine Promenade nach Berlin machen!" rufen und jauchzen die stolzen Offiziere.

So haben einst auch die stolzen Offiziere Friedrich Wilhelm's III. im Jahre 1806 gejubelt: Wir werden eine Promenade nach Paris machen!

Warum gedenkt Ihr nicht daran, Ihr übermüthigen Soldaten des zweiten Kaiserreichs, warum kommt Euch das nicht in den Sinn, wie Ihr da steht auf der Brücke von Jena, diesem Zeichen

der Schmach jener Tage? Warum kommt Euch das nicht in den Sinn, wie damals die Promenade nach Paris so traurig ausgefallen war für die Deutschen und wie jetzt die Promenade nach Berlin ein gleiches Schicksal für Euren Uebermuth bringen kann?!

„Nach Berlin! Nach Berlin! Eine Promenade nach Berlin!“

Der Herzog von Gramont telegraphirt es dem Grafen Benedetti: „Entweder den Krieg oder der König von Preußen übernimmt die Garantie für den Prinzen Leopold.“

Und der kleine Graf beeilt sich, in das Quartier Sr. Majestät des Königs zu gehen, um von ihm eine letzte Unterredung zu begehren, bevor er selber nach Paris abreise. Aber Se. Majestät, der König Wilhelm, fühlt sich am Ende seiner Langmuth und seiner Freundlichkeit und der Ministerpräsident Graf Bismarck befindet sich jetzt bei ihm in Ems. Se. Majestät läßt dem Gesandten Frankreichs sagen, er habe über die Angelegenheit, welche sie gestern besprochen, ihm nichts mehr zu sagen und mitzutheilen. Es bleibe bei dem, was er ihm gestern gesagt. Er könne und wolle keine Garantie übernehmen. Doch, wenn der Graf sich bei ihm verabschieden wolle, so finde sich dazu noch eine Ge-

legenheit. Er möge um drei Uhr sich in dem Salon auf dem Eisenbahngebäude einfinden, dort werde der König, welcher nach Coblenz reise, ihn noch einen Moment sehen.

Pünktlich um drei Uhr erscheint der Botschafter Graf Benedetti im Salon. Se. Majestät ist eben im Begriff, mit seinem Adjutanten denselben zu verlassen und das Coupé zu besteigen, welches sie nach Coblenz zum Diner der Königin führen soll.

Er nickt dem Botschafter gnädig zu und ruft ihn mit einem Winke seiner Hand zu sich.

„Sie wollten mich sprechen, indeß, ich hatte Ihnen über die Angelegenheit nichts mehr zu sagen, und will nichts mehr darüber hören. Alle Verhandlungen, welche jetzt noch darüber Statt finden können, sind Sache meiner Regierung.“ Und mit einem leichten Kopfnicken schreitet der König vorüber an dem Grafen Benedetti und begiebt sich in den Salonwagen.

In der Frühe des nächsten Morgens tritt der König abermals eine Reise an, die Reise nach Berlin. Seine Cur in Ems ist beendet und er muß jetzt heimkehren, heimkehren zu großen und wichtigen Geschäften.

Noch weiß er es nicht, daß Frankreich seinen Entschluß gefaßt, daß Frankreich den Krieg erklärt

hat. Die definitive Erklärung erreicht ihn auf der ganzen Rückfahrt nach Berlin nicht, erst als der königliche Salonwagen einfährt auf dem Potsdamer Eisenbahnhof, erst da, als er alle seine Minister auf dem Perron versammelt sieht, alle seine Prinzen mit ihnen, erst da wird es dem Könige klar, daß die große Entscheidung gefallen sein muß.

„Was giebt es Neues," ruft er dem Polizeipräsidenten von Wurmb entgegen, indem er mit dem glänzenden Gefolge seiner Minister und Generale in den Salon hineinschreitet. „Was giebt es Neues?"

„Majestät!" erwiderte der Polizeipräsident, „hier ist die neueste Depesche aus Paris. Der Herzog von Gramont hat der Kammer gemeldet, daß Frankreich Preußen den Krieg erkläre."

Der König steht einen Augenblick wie erstarrt und seine Wangen werden bleich; dann glänzt es wieder auf in diesem milden, sanften Auge und er neigt leise das Haupt. „Wohl denn, wenn Frankreich den Krieg erklärt hat, so werden wir ihn haben. Wir nehmen ihn an den Krieg."

Ein Gemurmel des Beifalls geht durch die ganze Umgebung des Königs, und jetzt tritt der General von Roon dicht zu ihm heran.

„Majestät, ich bitte, mich zu beurlauben, ich habe jetzt wichtige Geschäfte.“

„Gehen Sie, Roon, es ist wahr, Sie haben jetzt wichtige Geschäfte,“ erwiderte der König und nickt ihm zu und wendet sich dann zu Bismarck, der neben ihm steht. „Kommen Sie, wir haben auch wichtige Geschäfte, und Du auch, Fritz,“ sagte er dann mit sanfterer, milderer Stimme, sich an seinen Sohn, den Kronprinzen, wendend.*)

Die Wagen stehen bereit und in dem ersten derselben nimmt der König mit dem Kronprinzen Platz. Im anderen der Graf von Bismarck und ihnen folgen die Adjutanten und Generale des königlichen Gefolges.

Aber heute kann der König nicht wie sonst im raschen Trabe durch die Straßen dahinfahren. Jeder Schritt vorwärts ist begleitet von Jubelrufen, von entzückten Begrüßungen. Ganz Berlin, so scheint es, ist hinausgeströmt auf den Bahnhof, um den heimkehrenden König zu begrüßen.

Man weiß es, daß es Krieg geben wird, Krieg mit Frankreich! Aber das ist nicht ein Schmerzensschrei, es ist ein Jubelrufen, und mit diesen

---

*) Nach der Schilderung, welche mir einer der Herren aus der Umgebung des Königs von dieser Scene gemacht.

Die Verf.

Jubelrufen empfängt Berlin den heimkehrenden König.

„Krieg mit Frankreich! Es lebe unser König!“

Langsam nur, Schritt um Schritt bewegt der königliche Wagen sich durch die Fluthen der wogenden Menge. Und drinnen im Wagen sitzt der König bleichen Angesichts, die Lippen zitternd vor Rührung, die Augen von Thränen umdüstert. Er freut sich der Jubelrufe des Volkes, er freut sich seiner Treue, seiner Liebe, aber er gedenkt trauernd zugleich, wie viele von denen, die ihm jetzt entgegenjubeln, mit starren Lippen und kalten Gliedern am Boden liegen werden, in kurzer Frist vielleicht, und deßhalb ist seine Miene traurig, und sein Herz bewegt von tiefem Mitleid.

Jetzt fährt der Wagen durch das Brandenburger Thor nach den Linden; er erinnert sich, wie einst die Franzosen der Victoria das Scepter aus der Hand gerissen, aber jetzt thront sie wieder da oben! Man hat sie wiedergeholt aus Paris, die gedemüthigte Siegesgöttin und in Triumph ist sie heimgekommen.

Der König denkt daran, wie er jetzt einfährt in das Thor und zu ihr hinaufblickt. Ein wahrer Triumphzug ist heute seine Einfahrt in Berlin. Zu beiden Seiten der Linden stehen die glänzenden

Equipagen der reichen Bewohner Berlins, dahinter Tausende und Tausende des Volkes und wie nun der König erscheint, da erheben sich die Frauen von ihren Sitzen und die Männer schwenken ihre Hüte und schreien laut: „Es lebe unser König! Unser Kriegsherr!“

Der König neigt sich grüßend nach allen Seiten hin und allmälig erhellt sich seine Miene und sein Blick wird klar, und er nickt seinem Sohne zu.

„Wenn das so fortgeht, Fritz, dann werden wir aus der Trauer viel Freude erwachsen sehen,“ sagt er lächelnd. —

XVII.

Sedan.

Der Krieg ist da! Der König hat es gesagt und bestätigt auf dem Potsdamer Bahnhof. Der Krieg ist da!

Einer von seinen Begleitern eilt mit diesem Gruße hin zu dem General von Moltke. Unangemeldet, wie es ein Bote des Königs darf, tritt er ein zu dem General.

Der Schlachtendenker, der große Schweiger ruht aus von seinem Denken und seinen Schlachtenplänen, liegt auf dem Divan und ergötzt sich damit, einen der geschwätzigen, amüsanten französischen Romane zu lesen.

„Excellenz," ruft ihm der Bote entgegen, „Excellenz, jetzt ist es entschieden. Frankreich hat den Krieg erklärt! Wir haben ihn, wir haben den Krieg!"

„Ja wir haben ihn," erwiderte Moltke mit seinem ruhigen Lächeln, indem er den Arm erhebt und auf seinen großen Schreibtisch hindeutet.

„Dort links in dem großen Fach liegt der Kriegsplan fertig und der kann nun zur Ausführung gebracht werden, denn Alles ist bereit."

Drei Tage später marschiren in ganz Preußen die kriegsbereiten Truppen ihren Versammlungsorten zu. Aber nicht nur in Preußen allein! Es rüsten alle Fürsten des norddeutschen Bundes, und nicht diese allein, auch der Großherzog von Baden, und der König von Baiern rüsten.

„Es ist ein Krieg Deutschlands und wir sind Deutsche," hat der junge König von Baiern gesagt. „Wo Alles kämpft, kann Baiern nicht zurückbleiben. Auf, meine deutschen Krieger! Auf zum Kampfe gegen Frankreich, das uns so lange schon bedroht, so lange schon verhöhnt hat!"

Und sie fliegen zu den Fahnen wie zu einem Waffentanz, und die Trommeln wirbeln und die deutschen Krieger singen es in unermeßlichen Jubelchören: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!" Es singen mit ihnen die Weiber und die Kinder; die kleinen Buben auf der Gasse schreien es, und die Knaben von vierzehn Jahren fühlen sich als Männer und weinen vor Scham, daß sie noch zu

jung [illegible] Theil nehmen zu können an dem heiligen Kriege!

Denn es ist ein heiliger Krieg! Es gilt, Rache zu nehmen für zweihundertjährige Schmach; es gilt zu sühnen die Todten, welche auf den Schlachtfeldern von Auerstädt und Jena, von Ulm und Aspern, von Friedland und Eylau, von Leipzig und Hanau liegen; es gilt auch, die Schmach zu sühnen, welche Deutschland schon vor zweihundert Jahren empfangen, als durch List und Verrath die deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen an Frankreich überliefert wurden! Es gilt, zu sühnen den Brand von Heidelberg und den Raub der dortigen Bibliotheken und Kunstschätze; es gilt, zu sühnen alle Schmach, die Frankreich uns angethan, all' den Hohn, den es seit Jahrhunderten über uns ergossen!

Das fühlt, das denkt Jeder, und Jeder eilt jubelnd, seine Pflicht zu thun! Die Jünglinge verlassen ihre Bräute; die Männer ihren häuslichen Heerd, ihr Weib und ihre Kinder, und Alles eilt zu den Fahnen. Schon nach acht Tagen kann der Kriegsminister von Roon zu seinem königlichen Herrn hintreten und ihm sagen! „Wir sind bereit!" Auch der Kriegsminister Frankreichs, Le Boeuf, spricht das große Wort, er sagt es dem

Kaiser, sagt es laut und triumphirend den Deputirten in der Kammer.

„Wir sind bereit!“

Die Deputirten jubeln, nur Einer erhebt sich und fragt:

„Was bedeutet dies stolze Wort: Wir sind bereit! Was verstehen Sie darunter, Herr Minister?“

Le Boeuf erhebt stolzer sein Haupt.

„Ich verstehe darunter, daß wir in zwei Kriegsjahren nicht einen einzigen Gamaschenknopf zu kaufen haben.“

Wieder jubeln und applaudiren die Deputirten: „Nicht einen einzigen Gamaschenknopf, das ist freilich eine beruhigende Zusicherung!“

Und doch scheint der Frager, der zuerst schon gezweifelt, nicht ganz zufrieden. Als die Versammlung sich jetzt trennt mit lautem Jubelruf: Krieg! Auf zum Krieg! drängt er sich näher heran zu dem Herrn Kriegsminister Le Boeuf und verläßt mit ihm die Deputirtenkammer.

„Sagen Sie, Herr Minister,“ fragt er ihn leise und schüchtern, „sagen Sie mir, ist denn die Armee auch versehen mit guten Karten? Ich meine mit geographischen guten Karten für den Feldzug?“

Der Kriegsminister Le Boeuf sieht ihn mit stolzer Ruhe an.

„Ja, mein Herr, gewiß, unsere Soldaten haben die besten Karten, welche es giebt."

Das Angesicht des Deputirten erhellt sich.

„Sie machen mir mit dieser Zusicherung eine wahre Freude, Marschall. Es haben also alle Offiziere solche guten und besten Karten?"

„Alle," erwiderte der Marschall, „und sehen Sie, ich habe die Meinige auch bei mir." Indem er das sagt, legt er die Hand an den Degen, zieht ihn zur Hälfte aus der Scheide und sagt mit stolzer Miene: „Hier ist meine Karte."

Der Deputirte schrak zusammen und neigte das Haupt. Dann enteilt er mit raschen Schritten, als habe er ein Gespenst gesehen!

Das Gespenst der Zukunft, das Gespenst des Unglücks von Frankreich.

Der Krieg ist erklärt, der Krieg ist angenommen. Beide Herrscher haben sich zu Oberheerführern erklärt: der Kaiser der Franzosen sowohl wie der König von Preußen.

Auch Louis Napoleon, der Neffe seines Oheims, will selbst sich an die Spitze seiner Armeen stellen, und ihm zur Seite soll sich sein Sohn, der kleine Prinz Lulu befinden, er soll Zeuge sein der Siege seines Vaters und er soll seine Siegestaufe empfangen bei der Armee.

Die Kaiserin Eugenie bleibt zurück, sie wird jetzt die Regentin von Frankreich sein; die einstige lustige Gräfin Montijo, die einstige Kaiserin der Mode und des Vergnügens, die übernimmt jetzt die große Pflicht, Frankreich zu regieren, indeß ihr Gemahl die große Pflicht übernimmt, die Armee zu führen und zu leiten.

Doch sein Abmarsch zur Armee ist nicht so glänzend, wie er es vielleicht gehofft und wie es die Kaiserin erwartet hat.

Seit man den Krieg wirklich erklärt hat, ist der Jubel ein wenig verstummt, man fängt an, nachzudenken und zu überlegen, man ist nicht ganz mehr so siegesgewiß, so tollkühn, so übermüthig! Man hat auch gehört, daß die Preußen, statt in Verzweiflung zu gerathen, statt feig sich zu verkriechen, und statt, wie man es gehofft und thöricht auch erwartet hat, den König zu zwingen, Frieden zu machen, daß die Preußen ihrem Könige entgegengejubelt haben und muthig und entschlossen den Krieg erwarten. Man ist in seinen hochmüthigen Erwartungen seitdem ein wenig zurückgegangen.

Dies Volk jubelt nicht mehr: „Nach Berlin! Nach Berlin!“ Seit es Ernst wird mit der Reise, fängt es an, zu fürchten, daß die Sache vielleicht schlimm enden könne für alle diese tapferen Soldaten,

welche die Promenade nach Berlin zu machen gedachten.

Niemand begrüßt den Kaiser, als er mit seinem Gefolge, seinen Sohn an der Seite, im offenen Wagen hinausfährt nach dem Bahnhofe, um sich nach dem Lager von Chalons zu begeben. Kein Jubel ertönt, kein Siegesgeschrei! Ganz still ist es bei der Abreise des Kaisers zu seiner Armee.

Seine Generale, seine Marschälle sind ihm dahin gefolgt. Auch der Prinz Napoleon hat seinen lieben Vetter begleitet. Er hat es freiwillig gethan, aus eigenem Antriebe, nicht im Dienst und nicht in seiner Pflicht, denn die Kaiserin, welche den Einfluß und die revolutionäre Gesinnung des Prinzen fürchtet, die Kaiserin, welche sich jetzt die Regentin von Frankreich nennt, hat ausdrücklich von dem Kaiser gefordert, daß der Prinz Napoleon Paris verlasse. Da er also nicht aktiv in die Armee eintreten darf, so ist er inaktiv dem Kaiser gefolgt und bleibt bei ihm in Metz und versucht es zuweilen, den Kaiser aufzustacheln zu energischem Handeln, zu kühnen Thaten. Aber der Kaiser sieht neben sich auch schon das Gespenst der Zukunft! Es schaut ihn an mit hohlen Augen, es grinst ihm entgegen mit höhnischem Lachen. Er kann sein Auge nicht vor ihm verschließen, er

kann sein Auge auch nicht verschließen gegen das, was er um sich her sieht. Er sieht, daß Alles schon besiegt ist, bevor es zu eigentlichen Schlachten gekommen; er sieht, daß seine Marschälle keine Feldzugspläne haben, daß keine Organisation, kein Einverständniß zwischen den verschiedenen Dienstzweigen und Commando's besteht; er sieht einen babylonischen Thurm und hört das Gewirr von Sprachen, von denen Niemand mehr den Sinn versteht.

Er sammelt um sich seine Marschälle und Generale zum Kriegsrath; aber jeder Kriegsrath endet mit Zwietracht und Hader, und aus jedem Kriegsrath geht man mit neuen Verwirrungen und neuen Zwistigkeiten hervor. Couriere kommen aus allen Richtungen herangesprengt, und jeder Courier bringt eine neue Enttäuschung und jedes Telegramm eine neue Schmach! Der Kaiser nimmt Alles das schweigend und in sich versunken auf.

Aber all' diesem Jammer, dieser Zerrüttung gegenüber flammt der Zorn des Prinzen Napoleon in desto lichteren Flammen auf.

Vielleicht weiß der Kaiser nicht Alles, was geschieht, vielleicht gelingt es noch, ihm die Augen zu öffnen, ihn empor zu rütteln, das denkt der Prinz Napoleon. Und als er eben wieder einen

Courier mit wichtigen Papieren aus Paris empfängt, eilt er zu dem Kaiser hin.

Louis Napoleon sitzt, als sein Vetter zu ihm eintritt, auf seinem Sessel und bläst ruhig den Rauch seiner Cigarre aus dem Munde und nickt dem Prinzen zu mit einem freundlichen Schmunzeln.

„Sire," sagt der Prinz zitternd vor Bewegung, „Sire, Sie sitzen so ruhig da und doch ist Frankreich im Begriff, zusammenzustürzen, und es gilt jetzt, Frankreich zu retten, Ihre Dynastie zu retten."

Der Kaiser richtet sein Gesicht mit ruhigem Ausdruck auf den Vetter hin.

„Schon wieder in Feuer und Flammen? Was giebt es denn?"

„Was es giebt?" fragt der Prinz, indem er die Brieftasche hervorzieht und sie dem Kaiser hinreicht.

„Diese Papiere hat man mir eben aus Paris gesandt! Ein guter Freund von mir, der dem Kriegsminister nahe steht, hat sie mir geschickt, damit ich sie Ihnen, meinem Kaiser, meinem Cousin übergebe, damit Sie klar erkennen, in welchem Zustande Frankreich, in welchem Zustande Ihre Armee ist. Sehen Sie hier diese Telegramme."

„Was soll es damit," sagt der Kaiser, „lies sie

mir vor, Cousin, wenn Du findest, daß sie so wichtig sind."

„Nun denn, hören Sie. Dies sind die Telegramme! Das Erste hier ist aus Metz, aus diesem Ort, wo wir uns jetzt befinden, und wo es Ihnen freilich an nichts gebricht, mein Vetter. Hören Sie aber, wie es Ihrer Armee hier ergeht. Der General-Lieutenant an die Kriegsverwaltung: „Es giebt in Metz weder Zucker noch Kaffee, noch Reis, noch Branntwein, noch Salz, wenig Speck und wenig Zwieback. Senden Sie rasch. General Ducrot." Und hier weiter eine andere Depesche von Ihrem General des dritten Corps: „Wir verlassen morgen Metz, ich habe weder Krankenwärter noch Verwaltungsarbeiter, noch Ambulanzwagen, noch Feldöfen, noch Train, noch Feldgeräth, und bei der vierten Cavalleriedivision habe ich nicht einen einzigen Beamten. Ich bitte Eure Excellenz, mich aus dieser Verlegenheit zu retten."

„Das ist freilich schlimm," sagte der Kaiser mit vollkommener Ruhe und dampfte eine Rauchwolke aus seiner Cigarre. „Ja, sehr schlimm."

„Und schlimm ist auch diese andere Depesche hier: Marschall Canrobert an das Kriegsministerium: „Ich habe noch immer weder Kochtöpfe, noch Näpfe; Verwundete und Kranke sind von Allem

entblößt; wir haben weder Bettlaken, noch Hemden, noch genug Beschuhung.“ — „Nicht wahr, das ist auch schlimm,“ sagte der Prinz hoch aufathmend, mit keuchender Brust. „Aber hier, hier kommt das Schlimmste, sehen Sie hier diese Depesche von dem General Michel aus Belfort an das Kriegsministerium: „Angekommen zu Belfort, meine Brigade nicht gefunden, Divisionsgeneral nicht gefunden. Was soll ich machen? Weiß nicht, wo meine Regimenter sind, und nichts bereit, nichts in Ordnung. Nichts kann uns jetzt mehr retten, als Tapferkeit und Energie.“ Ja, nichts sonst,“ ruft der Prinz. „Erheben Sie sich, mein Cousin, stehen Sie auf als der rechte Neffe Ihres Oheims, rufen Sie Ihre Armeen um sich zusammen. Zögern Sie nicht. Bedenken Sie nichts mehr. Rufen Sie Mac Mahon zu sich und ziehen Sie mit ihm hinaus in das Feld, hinaus zur letzten, großen, fürchterlichen Entscheidung! Zum Krieg bewaffne sich das ganze Volk! Machen Sie ganz Frankreich zu einer einzigen Armee, denn nur so kann Frankreich noch gerettet werden.“

Der Kaiser zuckt die Achseln und schweigt. Das Volk bewaffnen, das Volk, welches er so lange geknebelt hat, das heißt, der Internationale, das heißt den Rebellen, den Republikanern die Waffen

in die Hand geben, damit sie sich gegen ihn und gegen sein Haus richten!

Nein, das Volk soll nicht bewaffnet werden. Es ist genug an der Armee! — —

Aber es war doch nicht genug an der Armee, und die alte gloire von Frankreich sollte jetzt zu Boden sinken vor den deutschen Armeen, welche Frankreich überflutheten.

Bei Forbach wird der General Frossard geschlagen und vernichtet; bei Wörth erleidet das zweite Armeecorps eine neue Niederlage, und Frankreich erzittert, und Frankreich sinkt zu Boden vor Entsetzen und reißt sich empor in unermeßlichem Jammer, und Frankreich verzweifelt! Zwei Niederlagen hinter einander, zwei verlorene Schlachten!

Das ist etwas so Unerhörtes, so Unglaubliches, daß die Beherzten selbst erzittern und die Stolzesten sich demüthigen, und daß Diejenigen, welche enthusiastisch zuerst den Krieg verlangten und den Sieg vorausgesehen, jetzt doppelt niedergeschlagen, doppelt entsetzt und entmuthigt sind! —

Der Kaiser selbst muß fliehen vor den Patrouillen des Prinzen Friedrich Carl, muß sich retten nach Chalons, und da hält er Kriegsrath. Da versammelt er wieder um sich seine Marschälle und Generale und horcht auf ihre Meinungen, stumm,

in sich gekehrt. Die einstimmige Meinung fast aller seiner Generale ist: daß man die Armeen von Chalons nach Paris zurückführen und dort sich festsetzen soll. Alle sprechen sie im selben Sinne, und flehend spricht es Prinz Napoleon, indem er sich an seinen Vetter wendet, flehend fordert er ihn auf, den Marschall Mac Mahon mit der Armee nach Paris zu entsenden und ihn zu seinem Kriegsminister zu erklären.

Der Kaiser hebt das Haupt nicht empor, sieht weder seinen Vetter Napoleon, noch seine Generale an; er hält zerstreut in seiner Hand eine Feder und zeichnet phantastische Linien auf das Papier, welches vor ihm liegt. Dann, als die Berathung zu Ende ist, geruht Se. Majestät, die Entschließung der Generale an die Frau Regentin und an den Kriegsminister nach Paris telegraphiren zu lassen.

Und die Rückantwort lautet:

„Nicht nach Paris soll die Armee kommen! Sie soll Bazaine frei machen oder gegen den Kronprinzen marschiren."

Wieder neigte der Kaiser sein Haupt und erwiderte ruhig:

„So möge es denn geschehen, wie die Regentin und der Kriegsminister will."

„Wohl denn, es sei," ruft Prinz Napoleon

verzweiflungsvoll, „so möge es denn geschehen, wie es die Regentin und das Schicksal Frankreichs will. Ich aber, ich will nicht Zeuge der furchtbaren Schlußkatastrophe sein. Ich bitte Ew. Majestät, mich zu entlassen! Ich will nach Italien gehen."

„Wohl, mein Cousin, Du bist entlassen," ruft der Kaiser, ihm die Hand darreichend.

Aber der Prinz nimmt diese Hand nicht an.

„Adieu, Sire," sagt er barsch, „wir werden uns in Frankreich niemals wiedersehen, dies glauben Sie mir, aber rechnen sie auf meine Ergebenheit überall und unbedingt."

Er grüßt den Kaiser mit einem letzten Kopfnicken und verläßt das Gemach, indem er leise vor sich hinmurmelt: „Frankreich ist verloren und wir Alle sind es mit ihm, und das ist die Schuld der Kaiserin und ihres Kriegsministers."

Ja, Frankreich war verloren und die napoleonische Dynastie mit ihm! —

Der letzte Act des Drama's muß gespielt werden, und der Kaiser Napoleon III. ist der unwürdige Held dieses letzten Actes. Er muß sein Geschick erfüllen, und sein Geschick ruft ihn nach Sedan hin.

Er weiß, daß er verloren ist, er unterwirft sich dem Schicksal, unterwirft sich nicht mit dem

Muthe großer Seelen, welche sagen: Alles ist verloren, nur meine Ehre nicht, und sich in ihr Schwert stürzen, um zu sterben, statt in den Staub sich zu beugen.

Napoleon hat nicht mehr diesen Muth und diese Energie. Alles ist verloren nach der furchtbaren Schlacht bei Sedan, nach dem großen, herrlichen Siege Preußens. Alles ist verloren für den Kaiser von Frankreich, auch seine Ehre.

Aber das Leben, das weiß er sich zu retten!

Er selbst befiehlt Einem der Hundert-Garden, die weiße Fahne auf der Citadelle aufzuziehen. Er selbst kündet es Frankreich, kündet es der ganzen Welt: Das Kaiserreich der Napoleoniden hat ausgelebt! Alles ist verloren, auch die Ehre! —

Und so, unterwürfig, demüthig, in den Staub gebeugt läßt der Kaiser Napoleon, der nun schon nicht mehr der Kaiser, sondern nur ein gestürzter Tyrann ist, den König von Preußen um eine Unterredung bitten, stellt sich selbst zum Gefangenen und begehrt den König, den Sieger, zu sehen.

Am 2. September 1870 war es, als die Beiden sich gegenüber standen! Dort, bei einem Treibhause des Schlosses Bellevue zu Frenois, dort stehen sie sich gegenüber, der Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise,

und der Neffe des Kaisers Napoleon, welcher einst das preußische Königspaar so tief gebeugt, so grausam gehöhnt und gedemüthigt hatte.

Vor fünf und sechzig Jahren war es, als die Königin Luise zu ihren beiden Söhnen sagte: „Gedenket dieser Stunde, da Ihr Eure arme Mutter in Thränen seht, gedenket in fernen Zeiten dieser Stunde und rächet unsere Schmach an Frankreich!“ —

Vielleicht gedenkt der König jetzt der Thränen seiner Mutter, als er diesen bleichen, aufgedunsenen Mann vor sich sieht, der zitternd, gebeugten Hauptes da steht, der zu ihm spricht mit bebender Stimme und im Sprechen verstummt und mit dem Handschuh sich die Thränen aus den Augen wischt!

Der Geist der Königin Luise schaut nieder zu ihrem Sohn und segnet ihn in dieser Stunde, da er die Schmach seines Hauses, da er die vielhundertjährige Schmach Deutschlands gerächt hat an Frankreich, und an dem Letzten der Napoleoniden!

Gerächt sind nun die Thränen seiner Mutter, die Schmerzen seines Vaters! Besiegt sind die Napoleoniden, und die Hohenzollern sind die Triumphirenden! —

Während der König von Preußen mit dem

gestürzten Kaiser spricht und milde und gütig und mit sanftem Wort ihn tröstet über seine Niederlage und ihm kündet, wohin er gehen soll mit seiner Schmach, steht drinnen im anderen Gemach der Minister von Bismarck.

Er hat den Kaiser hiehergeleitet und er weiß, was die Beiden da drinnen sprechen. Sein Auge strahlt und ein triumphirender Ausdruck verklärt ihm das Angesicht. Er schaut hinein in die Zukunft und seine Lippen murmeln leise: „Ich habe es erreicht, das Ziel, um welches ich gekämpft und nach dem ich gestrebt. Es ist erreicht! Deutschland wird einig sein und groß und stark und mein König wird der Kaiser über Deutschland sein!“ — —

Und also ist es geschehen zu Versailles, wo einst der König von Frankreich, Ludwig XIV. von sich sagen konnte: l'Etat c'est moi, und seine Machtworte über ganz Europa erschallen ließ. Zu Versailles, wo Ludwig XIV. thronte, dieser König, welcher Deutschland Elsaß und Lothringen geraubt, zu Versailles in dem großen Spiegelsaale reihen sich die Fürsten Deutschlands um den König von Preußen, und was der König von Baiern zuerst gesagt, wird dem Könige von Preußen gekündet.

„Erhebe dich auf den Thron von Deutschland,

sei unser Herr, unser Kaiser!“ das haben alle Fürsten Deutschlands im Namen ihrer selbst, im Namen ihres Volkes gesagt: „Stehe über uns Allen als der Kaiser von Deutschland, einige das deutsche Reich zu einem einzigen großen Kaiserreich.“

Am 18. Januar 1871, an demselben Tage, da einst vor hundert und siebenzig Jahren der Kurfürst von Preußen sich die Königskrone auf das Haupt gesetzt, an demselben Tage ward zu Versailles in dem feindlichen Frankreich, in dem besiegten, zu Boden getretenen Frankreich der König von Preußen zum Kaiser von Deutschland ausgerufen von allen deutschen Fürsten.

„Heil unserm Kaiser! Heil dem deutschen Reich!“ tönt es von allen Lippen und tönt es freudig und jubelnd wieder von jeder deutschen Zunge damals wie heute: „Heil dem Kaiser Wilhelm! Heil dem deutschen Reich! —“

Ende.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von F. Hofffchläger in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Kaiser Wilhelm und seine Zeitgenossen Historischer Roman von Louise Mühlbach

Bd.: 8

Berlin 1874

P.o.germ. 1837 x-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11188914-7